Bild
769
-2-

Neue Bilder-Fibel

zum

Privat-Gebrauch in Familien.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Herausgegeben
von
C. P. Funke.

Zweiter Theil,

welcher noch einige angenehme und nützliche Leseübungen enthält.

Mit neun Vignetten auf fünf Kupfertafeln.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1800.

Neues Elementarbuch

zum Gebrauche

bei

dem Privat-Unterrichte.

Herausgegeben

von

C. P. Funke.

Erster Theil.

Zweite, verbesserte und mit einem neuen Kupfer vermehrte Ausgabe.

Zweite Hälfte,

welche noch einige angenehme und nützliche Leseübungen enthält.

Mit neun Vignetten auf fünf Kupfertafeln.

Berlin,

in der Vossischen Buchhandlung.

1800.

Vorrede.

In die zweite Hälfte dieses Elementarbuchs sind absichtlich noch solche Stücke aufgenommen worden, welche die Kinder zum Lesen anlocken können, damit sie erst theils überhaupt Geschmack an der Lektüre gewinnen; theils desto mehr Fertigkeit im Lesen erlangen. Von dessen Gebrauch sehe man das nachstehende Gespräch. Die folgenden Theile werden aber ernsthaftern und wissenschaftlichen Inhalts seyn.

Neben diesem Elementarbuche soll, wo möglich alle Jahre ein Bändchen nützlicher Unterhaltungen für die Jugend*) erscheinen, welche ihr zum eignen Lesen in die Hände gegeben werden können, wenn jenes, das Elementarbuch, mehr zum Unterrichte dient.

Dessau, den 16ten Sept. 1797.

F.

*) Der erste Band ist bereits erschienen.

Anm. z. zweit. Ausg.

Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern.

V. Die Tage nehmen nun merklich wieder ab, l. K. Es wird, wie ihr seht, schon nach fünf Uhr dunkel; nun müßt ihr eure gewöhnlichen Spiele im Hofe und im Garten, die ich euch den Sommer über um diese Zeit bis zum Abendessen erlaubt habe, wieder einstellen, und euch in der Stube beschäftigen.

K. Ach, der traurige Winter! vor dem hat uns schon lange gegrauet. Was sollen wir denn vornehmen?

V. Habt ihr nicht Spielsachen und Bilder genug?

K. Aber doch keine neuen, und der alten sind wir längst überdrüßig.

V. Dann kann ich euch nicht helfen; ihr müßt sehen, wie ihr die Zeit hinbringt. Ihr werdet doch wohl nicht Lust haben, so früh zu Bette zu gehen?

K. Ja, wenn wir nun nicht wissen, was wir thun sollen, so schlafen wir freilich ein.

V. Ihr könnt lesen, nehmt eure Bücher vor.

K. Darin lesen wir ja am Tage, und Sie wissen, daß wir immer recht fleißig sind.

V. Das ist wahr, und deswegen gebe ich euch auch den Abend zu euren Spielen und Zeitvertreiben frei.

K. Wenn Sie uns nur sagen wollten, was wir hier in der Stube beim Lichte spielen können. Ein Bischen lärmen dürfen wir doch nicht? Das wäre uns aber das liebste.

V. Nein, K., das geht nicht an! Das stört eure Mutter und mich in unsern Geschäften, und ihr gerathet dabei auch leicht in Zank und Streit.

K. Vater! lieber Vater! wir wissen noch etwas! Sie können so hübsch erzählen. Ach ja, erzählen! wir wollen auch recht still sitzen und zuhören.

V. Aber Kinder, wie könnt ihr verlangen, daß ich euch immer etwas erzählen soll! Ich habe mehr zu thun, als euch die Zeit zu vertreiben. Und wo soll ich denn am Ende alle Erzählungen hernehmen?

K. O, Sie wissen viel, und Sie können ja auch etwas ausdenken, so wie neulich die Geschichte von dem kleinen Däumchen; die war allerliebst. So etwas gefällt uns noch besser, als wirkliche Geschichten.

V. Ihr meint also Märchen, die recht wunderbar sind, worin Feen, Zauberer und Geister vorkommen?

K. Ja, Märchen, die hören wir gern.

V. Habt ihr aber wohl behalten, was ich euch sonst schon von solchen Erdichtungen sagte?

K. Nun, daß sie nicht wahr sind, und daß wir nicht etwa glauben sollen, als ob das wirklich geschehen wäre, was so erzählt wird von Erscheinung der Geister, vom Bezaubern und dergleichen.

V. Richtig. Ihr wißt auch aus eurer Fibel *), daß theils Irrthum, theils Betrug diese falschen Vorstellungen veranlaßt hat, und sie bei nicht unterrichteten Leuten noch erhält. Wenn aber verständige Personen so etwas in ihre Erzählungen mit einmischen, so geben sie es für nichts weiter aus, als was es ist, für ein Märchen.

*) Neues Elementarb. Erster Theil, erste Hälfte.

K. Seyn Sie nür so gütig, l. V., uns etwas zu erzählen, es mag seyn, was es will. Wir alle bitten recht sehr.

V. Ich will sehen, ob ich euch für diesen Winter noch einmal einen Zeitvertreib verschaffen kann; aber künftig müßt ihr euch auch mit ernsthaftern Sachen beschäftigen.

Der Vater sann nun darauf, wie er den Wunsch seiner Kinder erfüllen könnte, ohne daß seine wichtigern Geschäfte sehr darunter leiden dürften. Da sie schon ziemliche Fertigkeit im Lesen besaßen, so gab er ihnen ein Buch in die Hände, welches Erzählungen der Art und auch noch andere angenehme und nützliche Sachen enthielt. Daraus lasen sie sich in den Abendstunden einander vor, und zwar nach der Reihe; jeden Abend war eins Vorleser, und die übrigen hörten zu. Der Vater hielt darauf, daß immer recht deutlich, langsam und mit abwechselnder Stimme, wie es der Sinn der Worte erforderte, gelesen wurde. Auch gab er die nöthigen Erklärungen, beantwortete die untergemischten Fragen der Kinder,

und suchte diese Unterhaltung zugleich lehrreich zu machen. Zwar konnte er nicht immer zugegen seyn; allein die Mutter vertrat alsdann seine Stelle. Ueberdies mußten die Kinder alles, was sie gelesen hatten, nachher auch wieder erzählen, damit sie sich die schätzbare Gabe eines leichten und angenehmen Vortrages erwerben möchten. Diejenigen unter ihnen, welche schreiben konnten, mußten eins und das andre auch schriftlich aufsetzen.

Ein Freund des Hauses, der zuweilen an den Unterhaltungen mit Theil nahm, kam auf den Gedanken, daß es auch wohl andern Kindern lieb seyn möchte, solchen Zeitvertreib zu haben. Er schrieb daher nieder, so viel er sich davon erinnerte, und gab auch noch aus seinem eignen Vorrathe dazu. So entstand das Büchelchen, welches er allen guten Kindern widmet, die durch ihr Betragen am Tage einen frohen Abend verdienen.

Ehe ihr aber, l. K., die folgenden Märchen leset, müßt ihr wissen, daß man in alten Zeiten sich einbildete, es gäbe überall — unter der

Erde, auf der Erde, in der Luft — mächtige Geister, welche entweder unsichtbar, oder sichtbar in mancherlei Gestalten, außerordentliche Dinge thun, auch den Menschen diese Macht mittheilen könnten. Auf ihr Wort verwandelt sich alles in einem Augenblick, so wie sie es wünschen; alle Reichthümer und Schätze der Erde stehen ihnen zu Gebote; sie schaffen und vernichten, was ihnen beliebt. Doch besitzen nicht alle eine gleich große Macht, sondern sie sind einander untergeordnet, und haben auch ihre Könige, denen sie gehorchen müssen. Man hat ihnen verschiedene Namen gegeben, z. B. Feen, Genien, Elfen, Gnomen, Sylphen, und sie theils als bösartig von Natur, theils als gutartig vorgestellt. Die gemeinen Spukgeister heißen, wie ihr vielleicht schon gehört habt, Kobolde.

Nach diesen seltsamen Meinungen sind nun zum Zeitvertreibe für Kinder und müßige Leute allerlei Märchen absichtlich erdichtet worden, welche zwar hauptsächlich nur unterhalten und belustigen sollen, aber doch auch lehrreich werden können.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Da ich aus Erfahrung weiß, daß Märchen von Kindern vorzüglich gern gelesen werden, und daß sie also ein gutes Mittel sind, die Lust zum Lesen bei Anfängern zu erwecken und zu unterhalten: so habe ich sie auch in dieser neuen Ausgabe meiner Lese-Fibel nicht weggelassen, ob mir wohl nicht unbekannt ist, was man dagegen sagen kann *). Unschädlich sind diese hier gewiß; einige dürfen vielleicht sogar Anspruch auf den Namen einer lehrreichen Lektüre machen. Das einzige, welches in einem Buche für Kinder mit Recht getadelt zu werden verdiente, war die Zauberflöte, an deren Stelle

*) Unter Mehrern, welche den Gebrauch der Fabeln und Märchen in Kinderbüchern (mit Einschrenkung) billigen, berufe ich mich hier nur auf das Zeugniß des würdigen Herrn D. Niemeiers. S. dessen Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Erst. Th. S. 96 – 97.

jetzt ein andres aufgenommen worden ist. Auch das Märchen aus dem Alterthume ist ausgemärzt, und mit einem zweckmäßigern vertauscht worden. Den vorletzten Aufsatz (von der Geschicklichkeit der Menschen, Thiere abzurichten ꝛc.) habe ich etwas erweitert, und ihn mit einem neuen Kupfer zieren lassen.

Dessau, im Mai
1799.

F.

Die Kupfer werden an folgenden Stellen eingeheftet.

I.	:	:	:	S. 198
II.	:	:	:	— 208
III.	:	:	:	— 217
IV.	:	:	:	— 239
V.	:	:	:	— 291

Märchen.

M ä r c h e n.

I.

Das schneeweiße Kätzchen.

Eine arme Frau, deren Mann gestorben war, mußte ihre zwei kleinen Kinder mit Spinnen und Stricken mühsam ernähren. Dennoch bettelte sie nicht, wie viele an ihrer Stelle wohl gethan haben würden, sondern sie arbeitete vom frühen Morgen bis an den späten Abend, und hielt auch die Kinder zur Arbeit an. Diese, von denen das eine sechs, das andere acht Jahr alt war, bekamen alle Tage eine gewisse Anzahl Reihen zu strikken auf, und wann sie damit fertig waren, durften sie spielen.

Eines Tages ging die Mutter in den Busch, um dürre Reiser und Kienäpfel zu sammeln, damit sie eine Suppe kochen könnte. Als sie ihren Korb voll hatte, und nach Hause zurückkehrte, sah sie am Wege hinter einem Zaun ein schneeweißes Kätzchen liegen, das mit dem Tode zu ringen schien. Sie blieb stehen, blickte es mitleidig an, und sagte: armes Thierchen, wenn ich dir doch helfen könnte! Aber vielleicht bist du nicht krank, sondern schmachtest vor Hunger und Durst. Nun, ich habe zwar selbst nicht viel; aber ich kann dich unmöglich hier umkommen lassen. — Hiermit nahm sie

das halbtodte Kätzchen auf, und steckte es in ihre Schürze.

Die Kinder hatten bereits ihr aufgegebenes Tagewerk vollendet, und spielten vor der Thür, als die Mutter zurückkam. Sie sprangen ihr jauchzend entgegen, und fragten: hast du uns nicht etwas mitgebracht, liebe Mutter? — Denn sie pflegte jedesmal, wann sie ins Holz ging, den Kindern eine Kleinigkeit mitzubringen, ein Paar Hände voll Erdbeeren oder Heidelbeeren, Holzbirnen, Blumen, und was sonst die Jahreszeit gab. — Heute, antwortete die Mutter, heute bringe ich euch ein Kätzchen. Aber das arme Thier ist krank; wir müssen ihm gleich eine Suppe kochen. — Ach, ein Kätzchen! riefen die Kinder; wo hast du es denn? Ach, ach, schneeweiß! Ein niedliches Thierchen!

Nun entstand ein kleiner Streit unter den Kindern, wer es nehmen und vollends nach Hause tragen sollte. Aber die Mutter behielt es in der Schürze, und sagte: geht ihr nur; ihr thut dem Thiere Schaden, wenn ihr es anfaßt. Die Kinder liefen also voraus, und Hannchen, das jüngste, holte geschwind ein Kissen aus ihrem Bettchen, und legte es in einen Winkel in der Stube. Hier, liebe Mutter, sagte sie, setze das Kätzchen her; wir wollen dabei bleiben. Beide lagerten sich neben dem Kissen auf die Erde, und streichelten das Thierchen, das sich wieder etwas zu erholen schien, unterdeß die Mutter Suppe kochte. Als diese fertig war, gaben sie ihm ein Näpfchen voll, und sagten: da, liebes Kätzchen, iß! Das Kätzchen richtete sich auf, und fraß, und ward darnach munter und lustig, worüber denn die Kinder eine herzliche Freude hatten.

Aber wie erstaunten sie, als das Kätzchen anfing zu sprechen, und sagte: habt Dank, ihr guten Leute, daß ihr mich aufgenommen und gepflegt habt! Ich will eurer eingedenk seyn und euch versorgen. — Und auf einmal verschwand das Kätzchen. Da merkte die Mutter, daß es eine Fee *) gewesen war, und verbot den Kindern, irgend Jemanden etwas davon zu entdecken.

Nach einigen Tagen ging die Mutter wieder in den Busch, und traf an eben der Stelle, wo das Kätzchen gelegen hatte, eine schön geputzte Dame an, die ihr fünf Stricknadeln überreichte, und zu ihr sagte: nimm hin den Dank, den ich dir schuldig bin, und sey mitleidig gegen Unglückliche, auch wann es dir wohlgeht. — Die arme Frau wollte eben fragen, was sie damit machen sollte, da sie selbst schon Stricknadeln genug hätte; aber — weg war die Dame. Hm! dachte sie; das ist auch ein kleines Geschenk! Eine Fee hätte mir wohl etwas Besseres geben können. Sie ward darüber so ärgerlich, daß sie mehr als einmal im Begriff war, die Nadeln unterweges wegzuwerfen. Wenn es noch, sagte sie, Nadeln von Gold oder Silber wären, so könnte ich sie verkaufen; aber was soll ich mit diesen? — Zum Glück behielt sie dieselben doch, und nahm sie mit nach Hause.

Am Abend gab sie diese Nadeln dem ältesten Kin-

*) Feen sind, nach der Dichtung des Mittelalters, weibliche Untergottheiten, welche sich unsichtbar machen, allerlei Gestalten annehmen und auch Menschen in allerlei Gestalten verwandeln können. Sie besitzen überhaupt große Zauberkräfte, die sie entweder zum Nutzen, oder zum Schaden der Menschen anwenden; und daher heißen sie wohlthätige oder böse Feen.

de, und sagte: hier hast du neue Stricknadeln; stricke auch morgen recht fleißig! Das Kind freuete sich, und da es kurz vorher einen Strumpf angefangen hatte, so zog es die alten Nadeln heraus, und steckte die neuen hinein. Kaum hatte sie das gethan, so fingen die Nadeln an, sich von selbst zu bewegen und zu stricken, daß es eine Lust mit anzusehen war. Mutter! Mutter! rief das Kind; sieh einmal hier, was das für wunderbare Nadeln sind! Die Mutter erschrak, besann sich aber gleich wieder, und sagte: stille, Kinder! laßt das ja Niemanden wissen, damit uns diese Nadeln nicht gestohlen werden! Das schneeweiße Kätzchen hat sie mir geschenkt. Voll Verwunderung sahen sie den arbeitenden Nadeln zu, und es währte keine Viertelstunde, so war der Strumpf fertig, so schön und zierlich, wie die beste Strickerin ihn nicht machen kann. Die Mutter fing den andern Strumpf auch noch an, und die Nadeln setzten sich augenblicklich wieder in Bewegung, und strickten unaufhörlich bis zu Ende fort.

Den folgenden Morgen holte die arme Frau so viel Seide, Baumwolle und Wolle zusammen, als sie bekommen konnte, und ließ die Nadeln Tag und Nacht stricken. Die Leute, für welche sie arbeitete, wunderten sich sehr, als sie nach wenigen Tagen wiederkam, und die fertigen Strümpfe brachte. In kurzer Zeit hatte sie sich Geld genug erworben, daß sie selbst Seide und Baumwolle kaufen, und für ihre eigene Rechnung strikken lassen konnte. So ward sie eine sehr reiche Frau, und kein Mensch wußte, wie es zuging. Bei allem Reichthume blieb sie indeß doch wirthschaftlich und ordentlich, und that den Armen viel Gutes, hielt auch

ihre Töchter zur Ordnung an. Als sie aber todt war, da wurden die Töchter übermüthig und stolz. Sie wollten es Allen im Putze zuvorthun; und ob sie gleich große Summen unnütz verschwendeten, so zeigten sie sich doch gegen Nothleidende karg. Plötzlich erschien die Fee in ihrem Zimmer, als eben die Nadeln auf dem Tische lagen und strickten. Sie ergriff dieselben, und sagte: für eure Muter war dies ein wohlthätiges Geschenk; euch würde es nur verderblich werden, daher nehme ich es wieder zurück. Mit diesen Worten verschwand sie, und ließ die erschrockenen Mädchen in stummer Verzweiflung stehen, die nun wieder selbst stricken mußten, weil sie den baaren Geldvorrath, welchen die Mutter hinterließ, verschwenderisch durchgebracht hatten.

2.

Der König Frudibald.

Vor tausend Jahren lebte einmal ein König, mit Namen Frudibald. Er war schon in seinem achtzehnten Jahre zur Regierung gekommen, und hatte von seinem Vater eine Menge prächtiger Schlösser und einen großen Schatz von Gold, Silber und kostbaren Juwelen geerbt. Da er nun unumschränkter Herr von dem allen geworden war, und ihm Niemand zu befehlen hatte; so ließ er sichs auch recht wohl seyn, und brachte alle Tage in Saus und Schmaus zu. Gewöhnlich mußte er sich von der Tafel wegtragen lassen; denn er übernahm sich besonders im Trunke so, daß er weder gehn noch stehen konnte. Bis nach Mitternacht schwärmte er und zechte, und dann schlief er, bis die Sonne den

fleißigen Arbeitern in seinem Garten gerade über dem Kopfe stand. Er hielt dies für ein herrliches Leben, und wünschte, daß es ewig währen möchte.

Allein einige Jahre darnach fing er an zu kränkeln, und er mußte auf Verordnung der Aerzte Pillen, Pulver und Tropfen einnehmen, und dies und das lassen, was er sonst gern genossen und gethan hatte. Das war gar nicht nach seinem Geschmack. Die Arznei, ob sie gleich sehr bitter schmeckte, nahm er zur Noth noch; aber seine Lieblings-Gerichte und die köstlichen Weine, und was ihm sonst Vergnügen machte, davon wollte er durchaus nicht ablassen, weil er sich einmal daran gewöhnt hatte. Natürlich konnte also auch die Arznei nicht recht wirken und ihn wieder gesund machen; er ward vielmehr immer kränker. Seine Kräfte nahmen ab, die Haare fielen ihm aus, und der volle blühende Jüngling verwandelte sich in einen abgezehrten bleichen, hohläugigen Greis, dessen Kopf wie eine welke Blume von einer Seite zur andern wackelte. Wann er sprechen wollte, so überfiel ihn ein Husten bis zum Ersticken, der ihn auch des Nachts am Schlafe hinderte. Ihm ekelte jetzt vor Allem, woran er sonst seine Lust gehabt hatte; und doch mochte er noch so gern leben und wieder gesund werden, um seine ehemaligen Vergnügungen wieder genießen zu können. Die Aerzte boten ihre ganze Kunst zu seiner Wiederherstellung auf, aber vergebens.

Endlich erschien eine Fee in Gestalt einer alten ehrwürdigen Frau, und versprach, seinen Wunsch zu erfüllen, jedoch unter der Bedingung, daß ein junger gesunder Mann sich entschlösse, mit ihm zu tauschen, dem Könige seine Gesundheit zu überlassen, und dagegen des Königs

kranken Körper anzunehmen. Jener würde dann zugleich König werden, und dieser, der jetzige König, würde an die Stelle des Mannes treten, der mit ihm getauscht hätte. **Frudibald** bedachte sich etwas: denn es ging ihm schwer ein, sein Königreich für seine Gesundheit hinzugeben; da ihm aber einfiel, daß er doch wahrscheinlich bald sterben müßte, so willigte er in den Tausch.

Nun wurde in dem ganzen Königreiche bekannt gemacht, daß, wenn ein junger gesunder Mann mit dem Könige tauschen und König werden wollte, derselbe sich auf dem Schlosse melden möchte. Der Vorschlag deuchte Vielen nicht übel; so wie sie sich aber genauer nach den Umständen des Königs erkundigten, und erfuhren, wie krank er war, verging ihnen die Lust bald wieder. Zuletzt kam die Nachricht von dem angebotenen Tausch auch zu den Ohren eines jungen Sauhirten. Dieser horchte hoch auf, und dachte, es wäre doch wohl der Mühe werth, einmal eine Probe zu machen. Er wanderte also gerades Weges nach dem Schlosse hin, zeigte der Wache an, warum er gekommen wäre, und wurde dann in des Königs Zimmer geführt. Beide erschraken, als sie einander erblickten. Der König saß auf einem Ruhebette unter einem goldenen Thronhimmel, dürr, wie der Tod, und so matt, daß er die Hand kaum zum Gesichte bringen konnte, als er eine Fliege von der Nase jagen wollte. Vor ihm stand der starke rüstige Hirt, in einem zerlumpten Kittel, barfuß, mit ungekämmtem, weit über die Stirn herabhangenden Haar. Der König versuchte zu reden; aber der Husten ließ es nicht zu.

Jetzt erschien die Fee, und redete den Hirten zuerst an: Du bist also entschlossen, deinen Zustand zu verän-

dern, und ein kranker König zu werden? Ach, liebe Frau, sagte der Hirt, ich meinte nicht, daß der König so sehr krank wäre. Aber eine kleine Probe möchte ich wohl machen, um zu wissen, wie einem Könige zu Muthe ist. Hierauf wandte sich die Fee an den König, und fragte ihn, ob er auch willens wäre, mit dem Hirten zu tauschen. Der König nickte sein Jawort langsam zu, wobei ihm jedoch ein tiefer Seufzer entfuhr. Wisset, sagte nun die Fee weiter, wenn ich euch Einmal Beide zugleich mit meinem Zauberstabe berührt habe, so ist euer Schicksal unwiderruflich. Bedenkt also wohl, was ihr thun wollt. Doch es ist billig, daß derjenige von euch, welcher das meiste bei diesem Tausche zu verlieren hat, erst für sich allein eine Probe mache. Sie befahl sodann dem Hirten, ihr zu folgen, und führte ihn durch eine Reihe von Zimmern in einen großen prächtigen Saal. Hier berührte sie ihn mit ihrem Stabe, und sogleich nahm die Verwandlung ihren Anfang. Nun öffnete die Fee ein Schächtelchen, und eine Menge von Bedienten und Hofleuten sprang heraus. Erst waren sie so klein wie Käferchen, sie wuchsen aber zusehends, und wurden bald so groß, wie andre Menschen. Sie traten vor den neuen König, der nach seiner Verwandlung entkräftet in einen weichen Lehnstuhl gesunken war, neigten sich vor ihm bis zur Erde, und erwarteten schweigend seine Befehle. Zu seinen Füßen erhob sich eine Tafel, mit den herrlichsten Speisen und Weinen besetzt, und in einem Nebenzimmer stimmte die lieblichste Musik an. Aber den kranken König erfreuete weder der Anblick der reich besetzten Tafel, noch der Ton der lieblichen Musik, noch die ehrfurchtsvolle Stellung der Hofleute, die auf seinen

Wink warteten. Er wünschte wieder Hirt zu seyn und mit dem groben Kittel seine Gesundheit wieder zu erhalten. Die Fee las diesen Wunsch auf seinem Gesichte. Sie berührte ihn mit ihrem Stabe; und mit einemmale ward alles wieder, wie es vorher gewesen war: die Bedienten, kleinen Käfern gleich, krochen in die Schachtel der Fee zurück: die Musik verstummte, die Tafel verschwand, und der Hirt stand wieder in der Fülle der Gesundheit da. Er dankte der Fee, daß sie ihn wieder in seinen vorigen Stand gesetzt habe, und bat, sie möchte ihn je eher je lieber aus dem Schlosse bringen. Dies geschah im Augenblick. Hierauf ging die Fee zum König Frudibald zurück, und meldete ihm, daß der Hirt nicht mit ihm tauschen wolle, weil die Probe ihm gar nicht gefallen habe. Da ward der König sehr traurig, und dachte: so bin ich denn der unglücklichste Mensch in meinem ganzen Königreiche! Auch der Geringste wünscht nicht, an meiner Stelle zu seyn! — Die Fee fragte ihn, ob er denn gern mit dem Hirten getauscht haben würde? und ob auch er einen Versuch machen wolle? Der König sagte: Ja. Nun näherte sich die Fee mit ihrem Stabe dem Könige, der bald in einen tiefen Schlaf sank. Als er erwachte, fand er sich in Gestalt eines armseligen Hirten mitten auf dem Felde unter einer Heerde, zwar gesund und stark, aber so dürftig, daß er nichts als eine Hirtentasche mit ein wenig schwarzem Brote besaß. Er würde indeß glücklich gewesen seyn, wenn er nicht noch die Erinnerung an seinen Königsstand gehabt hätte. Vergebens sang ihm die Lerche ihr munteres Lied; vergebens grünten für ihn Wald und Berg und Thal; ver-

gebens führten laue Lüfte ihm den Wohlgeruch der Blumen zu. Er dachte nur an seine vergoldeten Zimmer und an das weiche Leben, dessen er da gewohnt war. Seufzend warf er sich unter einen Baum; und da der Hunger seit langer Zeit zum erstenmale sich wieder bei ihm meldete, so zog er sein schwarzes Brot hervor, und aß. Eine neue Veranlassung zum Mißvergnügen! Jetzt stellte er sich die köstlichen Pasteten, Ragouts, Braten und Kuchen vor, wobei er sonst mit seiner lustigen Tischgesellschaft stundenlang gesessen und sich gütlich gethan hatte. Er wollte trinken; aber da war kein Wein in goldenen Pokalen: er mußte Wasser mit der hohlen Hand aus einem Bache schöpfen. Ach! sagte er, wäre ich doch wieder König! Vielleicht könnten meine Aerzte mich wieder gesund machen; wo nicht, so wollte ich lieber sterben, als ein so elendes Leben führen.

Die Fee hörte seinen Wunsch, erschien plötzlich vor ihm, und sagte: ergieb dich in dein Schicksal, das du dir selbst zugezogen hast. Kein Gott kann dir helfen, da du selbst dir nicht hilfst. — Hiermit versetzte sie ihn durch einen Zauberschlag wieder in sein Schloß und auf sein Ruhebett, wo das kurze Hirtenleben, das er versucht hatte, ihm wie ein Traum vorkam. Schmerz und Unmuth überfielen ihn aufs neue, und thöricht bereuete er schon wieder, daß er nicht Hirt geblieben war. Aber die Fee ließ nicht mit sich scherzen. Frudibald rief sie vergebens um Hülfe an; er mußte nach einigen Monaten sterben.

3.

Das Kästchen.

In der Nachbarschaft einer großen Stadt lebte ein Mann, der unter dem Namen Stille bekannt war, und sich durch seine Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit gegen die Armen in der ganzen Gegend umher beliebt gemacht hatte. Sein Haus lag dicht an einem Walde, einsam, von einem kleinen Hofe und Garten umgeben. Dies war sein einziges Besitzthum; außerdem hatte er weder Aecker, noch Heerden, noch andre Güter; auch trieb er kein Gewerbe, verwaltete kein Amt, zog keine Interessen von Kapitalien, genoß keine Gnadenpension. Dennoch machte er einen Aufwand, wie ein begüterter Mann, ohne Verschwendung, aber anständig. Er war gastfrei, nur nicht gegen Schmeichler und Schmarotzer; wohlthätig, aber nicht gegen Liederliche und muthwillige Bettler.

Die Familie dieses seltenen Mannes bestand bloß aus einer Tochter und einer alten Haushälterin; seine Frau war schon längst gestorben. Auf den Unterricht und die Bildung dieser Tochter, die ihm das Liebste auf der Welt war, wandte er den größten Theil seiner Zeit. Er gab ansehnliche Summen an geschickte Lehrer und Lehrerinnen, die er aus der Stadt nahm, und Monate lang in seinem Hause unterhielt; denn er konnte sich nicht entschließen, sein liebes Agneschen (so hieß die Tochter) von sich zu lassen. Sie mußte alle weiblichen Künste — Nähen, Sticken, Putzmachen und dergleichen — eben so sorgfältig lernen, als ob sie sich davon einmal hätte ernähren sollen. Auch ermahnte er sie oft zum

Fleiß, mit dem Zusatze: du weißt nicht, liebe Tochter, wie es dir nach meinem Tode noch gehen kann. Schätze hinterlasse ich nicht; Schönheit ist dir auch eben nicht sonderlich zu Theil geworden, und ein Mädchen, das heutiges Tages — Aber, lieber Vater, unterbrach Agnes chen einst eine solche väterliche Ermahnung, Sie haben doch immer so viel Geld, und geben so viel aus, und ich sehe nicht, daß Sie etwas einnehmen; wo bekämen Sie es denn her, wenn Sie nicht einen großen Vorrath hätten?

Mein Kind, das war eine vorwitzige Frage. Wenn ich dir darauf nach der Wahrheit antworten wollte, so würde es dir gewiß mehr schaden, als nützen. Glaube du meinen Worten: ich bin nicht reich; du wirst nach meinem Tode keine Schätze finden. Erwirb dir daher alle Geschicklichkeit, um dich im Nothfalle damit selbst erhalten zu können.

Agnes chen schwieg. Sie würde in dem Augenblicke gern ihr ganzes Glück dafür hingegeben haben, wenn nur der Vater ihre Neugier hätte befriedigen wollen. Allein sie kannte ihn zu gut, um jemals wieder eine ähnliche Frage an ihn zu thun. In dieser Verlegenheit nahm sie ihre Zuflucht zu der alten Dorthe, die länger als zwanzig Jahre die Wirthschaft im Hause geführt hatte. Dortchen, liebes Dortchen, sage mir doch, wo nimmt mein Vater das viele Geld her, das er ausgiebt? Die alte Dorthe schmunzelte, machte eine geheimnißvolle Miene, welche anzeigen sollte, daß sie wohl mehr wüßte, als sie zu entdecken für gut fände, und zischelte Agnes chen ins Ohr: das weiß ich nicht. In der That wußte sie es auch so wenig, wie Agnes-

chen, oder sonst ein Mensch auf der Erde, außer Herrn Stille selbst. Jedermann glaubte, er besitze ein sehr großes Vermögen, welches er, entweder geerbt, oder vielleicht gefunden habe; denn von seinen Familien-Umständen war ebenfalls nichts bekannt, weil er vor vielen Jahren aus einem fernen Lande sich hierher begeben und angekauft hatte.

Von der Zeit an ward Agneschen immer neugieriger. Sie nahm sich vor, hinter das Geheimniß zu kommen, es koste auch, was es wolle. Der Vater hatte im obern Stock ein kleines Zimmer, worin er sich oft allein aufhielt, und zwar bei verschlossener Thür. Hier wollte sie ihn belauschen. Sie schlich ihm eines Tages sachte nach, legte das Ohr an die Thür, und horchte. Da hörte sie zu ihrem Erstaunen, daß der Vater mit Jemanden sprach, und bald darauf Geld zählte. Sie getrauete sich nicht, lange stehen zu bleiben, und trippelte auf den Zehen wieder hinunter, und gleich hin in die Küche zu Dortchen, der sie ihre Entdeckung mittheilte. Dorthe sagte lachend: was wird es seyn? Der alte Herr spricht manchmal mit sich selbst, besonders wann er bei seinem Geldkasten sitzt. Lassen Sie das nur, Agneschen! Sie werden schon mit der Zeit erfahren, was Ihnen beschert ist.

Wenige Tage darnach starb der Vater plötzlich an einem Schlagflusse, als er eben von Tische aufgestanden war. Agneschen und Dorthe wären fast vor Schreck auch gestorben. Sie standen starr und steif neben dem Leichnam, und konnten kein Wort hervorbringen. Endlich brach Dorthe in ein lautes Jammergeschrei aus, und fing an, den Todten zu rütteln und zu schütteln;

aber es zeigte sich keine Spur des Lebens mehr an ihm: er war und blieb todt. Nun eilte sie in die Stadt zu einem vertrauten Freunde des Verstorbenen, meldete unter vielem Weinen und Schluchzen, was vorgefallen war, und bat um seinen Beistand. Dieser machte sich auch gleich auf, und fuhr nach dem Hause hin.

Unterdessen war Agneschen ganz allein gewesen. Sie ging vor Betrübniß stumm in den Hof, und wartete sehnlich auf Dorthens Rückkehr. So sehr aber auch der Tod des Vaters, den sie zärtlich geliebt hatte, ihr Herz mit Traurigkeit erfüllte: so gab ihr doch der Gedanke, daß sie nun bald ihre Neugier würde befriedigen können, eine Art von Trost. Sie schämte sich vor sich selbst, als sie bemerkte, wie dieser Gedanke schon wenige Stunden nachher fast ihre ganze Seele einnahm, und wie der Wunsch, ihren Vater wieder ins Leben gebracht zu sehen, immer schwächer und schwächer ward.

Dorthe kam, und bald nach ihr des Verstorbenen Freund und ein Arzt. Beide versuchten alle mögliche Mittel, den Todten zu erwecken, jedoch ohne Erfolg. Man machte also den folgenden Tag Anstalt zum Begräbniß. Da hierzu Geld nöthig war, so ging Agneschen in ihres Vaters geheime Stube, schloß den Schreibeschrank auf, durchsuchte alle Kasten und Schubfächer, und fand — nicht Einen Heller. Ihre Bestürzung läßt sich nicht beschreiben. Sie lief zu Dorthen, und eröffnete ihr die tröstliche Neuigkeit. Dorthe sagte ganz gelassen: Geld muß da seyn; ich habe erst gestern Vormittag einen großen Beutel voll Gold in Ihres Vaters Händen gesehen; wo wäre denn das alles geblieben? — Sie ging mit in die Stube, und es wurde von neuem

gesucht. Taschen, Säcke, Kasten, Koffer — alle Winkel im Hause durchstörte man. Vergebens! Sogar sein gewöhnlicher Geldbeutel, den er täglich bei sich zu tragen pflegte, war leer. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, murmelte Dorthe; ich mag nichts weiter davon wissen.

Agneschen wendete sich in dieser Noth an den Freund des Hauses, der versprochen hatte, so lange bei ihr zu bleiben, bis alles in Ordnung gebracht wäre, und der sie dann zu sich in die Stadt nehmen wollte. Sie klagte ihm, daß sie kein Geld habe, die Begräbnißkosten zu bestreiten; sie habe in ihres Vaters Schrank und überall gesucht, aber nichts gefunden. Kurios genug! rief der Mann; indessen seyn Sie ruhig, mein Kind! Ich will alles, was nöthig, auslegen. Ihr Vater kann nicht ohne Vermögen gewesen seyn; Sie werden schon noch finden.

Als der Leichnam zur Erde bestattet worden war, ging das Suchen aufs neue an. Das Haus wurde fast umgekehrt. Man grub im Keller, im Hof, im Garten nach dem verborgenen Schatze; man klopfte an alle Wände und Mauern, ob es irgendwo hohl tönte. Aber was half es? — Wo nichts ist, da läßt sich nichts finden.

Unter diesen Umständen nahm Agneschen den Rath ihres Freundes an, und beschloß, das Haus zu verkaufen, mit dem daraus gelösten Gelde zu ihm zu ziehen, und in dem Schooße seiner Familie zu leben. Er verließ sie mit dem Versprechen, nach einigen Tagen wieder zu kommen und sie abzuholen. Diese Zeit wendete sie an, ihre Sachen gehörig einzupacken und sich zur Abreise vorzubereiten, Indem sie, nebst ihrer Dor-

the, hiermit beſchäftigt war, und die Schubladen im Schranke des Vaters ausräumte, zog ſie auch ein kleines niedliches Käſtchen hervor, um es in ihren Reiſekoffer zu legen. Sie hatte daſſelbe vorher, da ſie nach Geld ſuchte, wohl zehnmal in Händen gehabt, aber, weil es federleicht war, ſich nicht einmal die Mühe genommen, es zu öffnen. Das iſt gewiß, ſagte ſie zu Dorthen, ein Erbſtück von meiner ſeligen Mutter, die es etwa als Nähekäſtchen gebraucht hat. Dazu ſchickt es ſich auch recht gut. Aber was nur mein Vater damit mag gemacht haben, und warum er es mir nicht ſchon längſt gegeben hat! — Wir müſſen doch einmal ſehen, wie es inwendig beſchaffen iſt. Mit dieſen Worten drehete ſie den Schlüſſel um. Der Deckel ſprang auf; ein Lichtſtrahl ſchoß neben ihr vorbei, und ward in der Ecke des Zimmers zu einer Wolke, aus welcher eine Stimme ſehr vernehmlich ſprach:

„Ich bin der dienſtbare Geiſt deines Vaters. Ein höherer Geiſt hat mich in jenes Käſtchen gebannt, um den Ungehorſam zu beſtrafen, womit ich einſt während meines irdiſchen Lebens meine Eltern betrübte. Nun muß ich Gehorſam lernen, und dem dienen, in deſſen Hände mich der Zufall bringt. Man kann mich nicht verſchenken, und Niemand findet mich, der mich ſucht; nur durch ein Ungefähr bekommt man mich. Vernimm nun das Glück, das du mit mir beſitzeſt. Ich habe Macht über alle Güter der Erde, und auf deinen Befehl ſchaffe ich dir augenblicklich, was du verlangſt. Aber das erhaltene Gut dauert immer nur 24 Stunden, und innerhalb 24 Stunden darfſt du mir nur Einmal befehlen; forderſt du mich zweimal auf, dann bin ich frei,

und erscheine dir nie wieder. Sey weise, wie dein Vater, und gebrauche dein Glück mit Mäßigung."

So sprach der Geist. Darauf zog sich die Wolke wieder in einen Lichtstrahl zusammen, und schlüpfte behende in das Kästchen hinein, das die erschrockene Agnese auf den Tisch gesetzt hatte. Der Deckel fiel zu, und das Schloß schnappte von selbst ab.

Agneschen und Dorthe waren bei dieser Erscheinung wie vom Donner gerührt. Gern wären sie davon gelaufen, wenn der Schreck nicht ihre Glieder gelähmt hätte. Nachdem sie eine lange Weile schweigend und unbeweglich da gestanden hatten, hub endlich die alte Dorthe an: sagt' ich es nicht, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuginge? Da sehen Sie, warum Ihr Vater kein Geld hinterlassen konnte! — Ja, fuhr Agneschen fort, und jetzt begreife ich den Sinn der Worte, die mein Vater sagte: wenn ich dir die Wahrheit entdecken wollte, so würde es dir mehr schaden, als nützen. Denn er konnte mir das Kästchen nicht schenken, und suchen durfte ich es auch nicht; es mußte mir von ungefähr zufallen. Sie berathschlagten darauf, was sie thun wollten, und wurden eins, den andern Tag vom Geiste sich eine Summe Geldes auszubitten, weil sie das am nöthigsten brauchten. Ihre Furcht verschwand allmälig, als sie bedachten, daß der Vater so lange ohne allen Schaden der Besitzer dieses bezauberten Kästchens gewesen war. Zugleich nahmen sie sich vor, diese Sache so geheim als möglich zu halten, und deswegen auch nicht in das Haus des Freundes, der ihnen eine Wohnung angeboten hatte, zu ziehen.

Am folgenden Tage ging Agneschen mit Dor-

then in das Zimmer, wo das Kästchen stand. Ihr Herz klopfte stark, als sie sich demselben näherte. Zweimal nahm sie es auf, und zweimal setzte sie es nieder. Das drittemal wagte sie es, und schloß auf. Der Geist erschien, wie zuvor, und fragte nach ihrem Befehl. Bringe mir, sagte Agneschen mit zitternder Stimme, tausend Thaler. Du wirst sie finden, antwortete der Geist, in der Schublade zur Rechten, in deines Vaters Schrank. Sogleich begab sich der Geist wieder in sein Gefängniß, und verschloß sich selbst darin. Agneschen zog die Schublade hervor, und glänzende Goldstücke strahlten ihr entgegen. — Taumelnd vor Freude nahm sie eine Handvoll, gab sie der alten Dorthe, und befahl ihr, nach der Stadt zu eilen, und dies und das zu kaufen.

Als Dorthe fort war, kam des verstorbenen Stillens Freund, und wollte Agneschen abholen. Sie empfing ihn ziemlich kalt, weil sie seiner nicht mehr zu bedürfen glaubte, und sagte, sie habe sich anders besonnen, und wolle lieber hier wohnen bleiben. Uebrigens dankte sie ihm höflich für seine Dienste, und zahlte ihm sein ausgelegtes Geld zurück. Der Mann merkte wohl, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn müßte: da Agneschen aber so sehr zurückhaltend gegen ihn war, so fragte er auch nicht weiter, sondern empfahl sich bald wieder, stieg in seinen Wagen, und fuhr allein nach Hause.

Nach Verlauf von 24 Stunden sah Agneschen in die Schublade, wo das Geld gelegen hatte, und fand nach der Versicherung des Geistes wirklich auch nicht ein einziges Stück mehr. Eben so war aus ihrer und Dorthens Tasche alles verschwunden. Allein das küm-

merte sie nicht; denn sie kommandirte abermals eine gleiche Summe, und erhielt sie auf eben die Art. Wunderbar war es, daß das Geld nicht verschwand, welches Andere von ihr für Waaren oder für geleistete Dienste bekamen. Um den Geist zu täuschen, kaufte sie einmal eine Menge kostbarer Sachen, die sie nach einiger Zeit wieder verkaufte; allein auch dies Geld war nach 24 Stunden weg. Sie mußte sich also schon gefallen lassen, daß sie täglich forderte, was sie zu verbrauchen dachte.

Eine Zeitlang befand sie sich dabei recht wohl. Sie war bescheiden in ihren Wünschen, lebte eingezogen, und richtete ihre Haushaltung ganz ordentlich ein. Aber die Eitelkeit erwachte. Nicht zufrieden mit dem Wohlstande, worin das Zauberkästchen sie gesetzt hatte, wollte sie auch glänzen, und als die schönste Person ihres Geschlechts die Augen Aller auf sich ziehen. Sie erinnerte sich, daß der Geist versprochen hatte, ihr zu geben, was sie nur wünschen würde! Ei! dachte Agneschen bei sich selbst; du mußt einmal versuchen, ob der Geist auch Wort halten kann. Mit Ungeduld erwartete sie die Stunde, wo sie ihn wieder citiren durfte. Sobald der Geist erschien, verlangte sie, daß er ihr Schönheit geben sollte, wie sie noch kein Frauenzimmer jemals besessen hätte. Dein Wille ist erfüllt, rief der Geist, und schlüpfte wieder in sein Kästchen zurück.

Agneschen trat vor den Spiegel, und war entzückt über den Anblick ihrer Gestalt. Sie besah sich von allen Seiten, fing an, laut mit sich selbst zu sprechen, und geberdete sich auf die lächerlichste Weise. Dann eilte sie hinunter in den Hof zu Dorthen, welche erst gar

nicht glaubte, daß es Agneschen wäre: so ausnehmend hatte sie sich verändert. Diese Freude währte den ganzen Tag; aber am andern Morgen, als die letzte von den 24 Stunden verflossen war, da kehrte — o Wunder! — ihre vorige Gestalt zurück, und sie sah mit Betrübniß ihre Schönheit verschwunden. Indessen faßte sie nun folgenden Entschluß: sie wollte wechselsweise, einen Tag um den andern, Geld und Schönheit von dem Geiste verlangen, um doch wenigstens die Hälfte der Woche das Vergnügen zu haben, in Gesellschaften ihrer Schönheit wegen bewundert zu werden. Diesen Gedanken theilte sie Dorthen mit, welche ihn auch billigte. Da Agneschen in der nahen Stadt und der umliegenden Gegend zu bekannt war, als daß sie ohne Verdacht der Zauberei in ihrer Verwandlung hätte auftreten dürfen: so zog sie in ein weit entferntes Land, schaffte sich eine prächtige Equipage an, und erschien unter dem angenommenen Namen einer fremden Gräfin zum erstenmale in der großen Welt. Ihren Bedienten hatte sie gleich Anfangs gesagt, daß sie nur einen Tag um den andern zu sprechen seyn werde, und eben so gab sie auch überall, wo sie Besuche machte, zu verstehen, daß ein unglücklicher Zufall seit ihrer ersten Kindheit sie einen Tag um den andern außer Stand setze, ihr Zimmer zu verlassen, oder Besuche anzunehmen. Man fand dies freilich etwas sonderbar; aber Agneschen erreichte doch ihren Zweck damit. Außer Dorthen, welche den Dienst einer vertrauten Kammerjungfer bei ihr versah, kannte kein Mensch sie in ihrer wahren Gestalt, und sie war bald als ein Wunder der Schönheit das allgemeine Gespräch der Stadt und des Landes. Alles drängte sich

hinzu, sie zu sehen, wann sie öffentlich erschien, und Jedermann gestand, daß sie die schönste Person sey, die je diesen Boden betreten habe. Die vielen Schmeicheleien, welche man ihr vorsagte, machten sie unerträglich eitel, und von der liebenswürdigen Bescheidenheit, wodurch sie sich sonst mehr als durch Schönheit empfahl, blieb keine Spur mehr übrig.

Indessen lockte der Ruf von dem unermeßlichen Reichthum und der himmlischen Schönheit der Gräfin eine Menge Freier herbei, deren Anträge sie aber mit übermüthiger Verachtung zurückwies. Doch Einem gelang es endlich, ihr Herz zu gewinnen. Dies war ein Prinz, zwar ohne Land und ohne Vermögen, aber von sehr schöner Gestalt. Durch ihn zu dem Range einer Prinzessin erhoben zu werden, das schien Agneschens Eitelkeit am meisten zu reitzen. Sie gab ihm also vor allen Andern den Vorzug, und versprach ihm ihre Hand. Nun kam es nur darauf an, daß sie die Täuschung mit ihrer durch Zauberei erborgten Schönheit noch bis nach der Hochzeit vor ihm verbarg. So sehr er sie auch bat, sie möchte ihm die wahre Ursache entdecken, warum sie einen Tag um den andern sich nicht sehen und sprechen ließe: so schlug sie es ihm doch ab, und vertröstete ihn damit, er würde es schon zu seiner Zeit erfahren.

Zu der bevorstehenden Hochzeit wurden gewaltige Zurüstungen gemacht. Der Geist mußte innerhalb weniger Wochen nach und nach über eine halbe Million Thaler herbei schaffen, wofür man die kostbarsten Juwelen, Diamanten, Perlen, Gold- und Silberstoffe, so theuer sie nur zu haben waren, ankaufte. Der Prinz staffirte sich seiner Seits ebenfalls sehr prächtig aus,

aber auf Kredit seiner reichen Braut. Nach hergebrachter Gewohnheit wollte man auch einen Tag der öffentlichen Verlobung feiern, wozu die Freunde des Prinzen, und Alle, die das Glück gehabt hatten, in die Bekanntschaft der Gräfin zu kommen, eingeladen wurden. An diesem Tage zeigte sie sich in einem Glanze, wie noch nie zuvor. Man wußte nicht, ob man mehr die Schönheit ihrer Gestalt, oder die Pracht ihres Anzuges bewundern sollte. Das Fest dauerte bis tief in die Nacht, und in dem Taumel der Freude hätte Agneschen beinahe vergessen, daß die Stunde ihrer Verwandlung herannahete. Noch zu rechter Zeit gab ihr die treue Dorthe deshalb einen Wink. Agnes verstand ihn, und entfernte sich unbemerkt aus der Gesellschaft. Schon vorher hatte sie sich vorgenommen, diesmal eine Ausnahme zu machen, und den Geist, anstatt um Geld, um die Fortdauer ihrer Schönheit auf die nächsten 24 Stunden zu bitten. Die Ungeduld, bald wieder bei der Gesellschaft zu seyn, verleitete sie, ihn eine Viertelstunde früher, als sie sollte, zu citiren, weil sie meinte, es werde ihm ja wohl auf ein Viertelstündchen nicht ankommen. Sie öffnete das Kästchen; da fuhr ein starker Blitz, von einem heftigen Donnerschlage begleitet, heraus, und der Geist rief laut: thörichtes Mädchen, nun bin ich frei!

Verschwunden war auf einmal das Kästchen, verschwunden der Geist. Agneschen sank in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, sah sie sich in Dorthens Armen, die auf den Knall herbei geeilt war. Sie entdeckte ihr den Erfolg ihrer Unbesonnenheit, und ließ durch sie bei der Gesellschaft sich damit entschuldigen,

daß ihr gewöhnlicher Zufall wieder eingetreten sey. Man ging also auseinander, und der Prinz begab sich mit der angenehmen Hoffnung nach Hause, daß er nun bald seine reiche Braut werde heimholen können. Schon bauete er in Gedanken prächtige Lustschlösser, legte schöne Gärten an, hielt einen glänzenden Hof, und Sänger und Sängerinnen, und was noch mehr für Herrlichkeiten die Einbildungskraft ihm vormalte. Armer Prinz! Wie schrecklich wirst du aus deinen süßen Träumen erwachen!

Mitten in der Nacht, da alles in tiefem Schlaf begraben lag, machten sich Agneschen und Dorthe auf, nachdem sie die Juwelen und andre Kleinodien zu sich gesteckt hatten, und gingen unerkannt zur Stadt hinaus, ohne je wieder etwas von sich hören zu lassen.

4.

Elmine, oder die Blume, die nimmer welkt.

Vor vielen Jahren lebte in einem entfernten Lande eine junge Prinzessin, mit Namen Elmine. Sie war sehr schön und liebenswürdig. Jugend und Unschuld sind dies immer; aber die Unschuld verschwindet oft mit der Kindheit, und dann entflieht gewöhnlich auch die Liebenswürdigkeit. Die junge Prinzessin war eine Waise, und eine wohlthätige Fee, Lindoriane, hatte die Sorge für ihre Erziehung übernommen. Elmine wußte nicht, daß ihre Pflegerinn eine Fee war; aber sie liebte Lindorianen als eine Freundin, und verehrte sie als eine Mutter.

Eines Tages bekam die Prinzessin Erlaubniß, mit ihren Gesellschafterinnen auf einer benachbarten Wiese zu spielen. Sie ergötzten sich hier mit mancherlei Belustigungen; sie liefen einen kleinen Bach entlang, haschten nach Schmetterlingen, und pflückten Blumen. Als sie eine große Menge Blumen gesammelt hatten, setzten sie sich unter einen schattigen Baum, um Kränze zu flechten und Sträußchen zu binden. Während sie sich hiermit ergötzten, plauderten Einige, und Andere erzählten Märchen: denn es ist bekannt, daß junge Mädchen gern plaudern und Geschichtchen erzählen. Elmine, die weniger neugierig und gesprächig war, als die andern, sang ein Liedchen, indem sie ihre Kränze wand. Ihre Freundinnen schwiegen, und horchten auf ihr Lied von der Blume, die nimmer welkt, das Lindoriane sie einst lehrte.

Als die Blumenkränze fertig waren, und Elmine den Gesang geendigt hatte, standen ihre Gespielinnen auf. Was machen wir nun? sagten sie. Wir haben eine Menge Kränze und Sträußchen; wollen wir Ringelreihen spielen? Dies war in jenem Lande ein Spiel für kleine Mädchen. Man wählte das schönste Mädchen, schmückte es mit Kränzen und Blumen, und sang und tanzte im Kreise um sie her. Aber in einer Gesellschaft so schöner Mädchen das schönste auszuwählen, war ein schweres Geschäft. Viele wollten Elminen bekränzen; allein sie war viel zu bescheiden, sich für die schönste zu halten, und sie sah, daß viele ihrer Freundinnen liebenswürdig waren: denn Eifersucht über die Schönheit Anderer empfand sie nicht. Liebe Freundinnen, sagte sie, mir fällt ein Mittel ein, wodurch wir unsre Wahl be

stimmen können. Jede von uns soll ihre Lieblingsblume suchen, und auf ihren Hut stecken. Dann wollen wir unsre Blumen in die Höhe werfen, und das Mädchen, dessen Blume am höchsten steigt, soll die Schönheit des Kreises seyn. Alle billigten den Vorschlag, und zerstreueten sich, um ihre Blume zu suchen.

Unter Elminens Gespielinnen befand sich eine junge Prinzessin, Namens Argsinn, die sehr boshaft und eitel war. Sie rannte auf das benachbarte Feld, und pflückte eine Kornblume, die sie an ihren Hut befestigte; vorher aber band sie sehr geschickt einen kleinen Kiesel in den Blumenstiel. Es ist leicht begreiflich, warum sie dies that; durch diesen Kunstgriff wurde ihre Blume schwerer, und ließ sich nun höher werfen. Die andern jungen Mädchen suchten ohne Betrug ihre Lieblingsblumen. Die eine brachte eine Ranunkel, die andere eine Schlüsselblume, die dritte eine Lilie. Elmine ging in einen kleinen Wald, um eine wilde Rose zu suchen, die sie am meisten liebte. Sie fand einen ganzen Strauch in Blüthe. Aber die bescheidene Elmine wählte die leichteste und kleinste.

Gerade als die Mädchen ihre Blumen in die Höhe warfen, um zu sehen, welche am höchsten stiege, erhob sich ein sanfter Zephir, und trug die wilde Rose mit sich in die Lüfte empor; jedoch stieg sie nicht so hoch, wie die Kornblume. Auf einmal flog ein niedlicher Schmetterling hinzu, und führte die wilde Rose mit sich davon. Die jungen Mädchen ergötzten sich an dem kleinen Wunder. Sie bekränzten Elminen, und schmückten sie zu der Schönen des Kreises; doch bedurfte sie nicht viel Schmuck, da sie an sich sehr schön war.

Als man Elminen geschmückt und bekränzt hatte, wurde sie auf einen kleinen Thron von Rasen gestellt. Ihre Gefährtinnen umtanzten sie im Kreise, und sangen dabei ein liebliches Lied. Das Spiel würde länger gedauert haben; aber es wurde durch ein Geräusch unterbrochen, das sich im Walde hören ließ. Ein kleines altes Mütterchen kam daher, und näherte sich unsern schönen Tänzerinnen. Die Mädchen waren anfänglich erschrocken, und wollten entlaufen; aber die freundliche Miene des alten Mütterchens, und ihre sanfte Stimme machten ihnen Muth. Sie hatte einen grünen Rock an, und einen grünen Binsenhut auf, der mit einem Kranze von grünen Blättern geschmückt war. Auch ihre Handschuhe waren grün. In ihrer Hand hielt sie einen grünen Topf, in welchem ein grünes Bäumchen stand. Wegen dieser grünen Kleidung wurde das alte Mütterchen von denen, die sie kannten, Immergrün genannt. Lieben Kinder, sagte sie, ich habe eure Freude gestört. Aber ich hörte Elminen von einer Blume singen, die nimmer welkt. Ich sah sie im Walde eine wilde Rose pflücken, und aus ihrer Wahl schließe ich, daß sie des schätzbaren Geschenks würdig ist, das ich ihr machen will. Mein Kind, fuhr sie fort, und wendete sich an die junge Prinzessin, die ihr mit Erstaunen zuhörte: nimm diesen Stock, an welchem vier Blumen und zwei Knospen sind. Dies ist die Blume, die nimmer welkt. Nimm sie von mir zum Geschenk. Aber wisse, mein Kind, nicht durch Begießen kannst du sie erhalten. Sieh diese Blume, die ein so schönes Roth hat, sie heißt die Blume der Bescheidenheit. So lange deine Wangen diese liebenswürdige Farbe haben,

wird sie ihren Glanz behalten. Die zweite Blume schmückt das reinste Weiß; sie heißt die Blume der Tugend. Sie wird in dem Augenblicke, worin du deine Pflicht versäumst, schmutzig werden. Die dritte ist von einer glänzenden gelben Farbe; sie heißt die Blume der Mildthätigkeit. Bist du immer gut, so wird sie immer schön bleiben. Die vierte ist von einem schönen Himmelblau. Dies ist die Blume der Leutseligkeit. Sobald Elmine unzufrieden oder zornig wird, so verwelkt diese reitzende Blume augenblicklich. Diese Knospe, die eben aufbrechen will, wird die Blume des Verstandes hervorbringen. Sie wird immer schöner aufblühen, je fleißiger du lernst, und jeden deiner Fortschritte in nützlichen Kenntnissen anzeigen. Die andere Knospe enthält die Blume der Anmuth. Sie wird sich öffnen, ohne daß du daran denkst, und allen übrigen Blumen einen höhern Glanz mittheilen.

Ach, gutes Mütterchen! rief die Prinzessin, indem sie den Stock annahm: was soll ich für ein so schätzbares Geschenk dir wiedergeben? Ich bitte dich, komm mit mir. Lindoriane wird dir ihre und meine Dankbarkeit bezeigen. Mein Kind, sagte Immergrün, du kannst mir deine Dankbarkeit nicht besser zu erkennen geben, als wenn du mir einst die Blumen, die ich dir zurücklasse, in ihrer frischesten Blüthe zeigst. Ich werde nach acht Jahren wiederkommen, und wenn sie dann noch rein sind, so wirst du mit den Blumen auf immer so bleiben. Bei diesen Worten näherte sich Immergrün den übrigen Mädchen, und schenkte auch ihnen Blumen von ihrem bezauberten Baume: der einen fünf, der andern vier, je nachdem sie von jeder glaubte, daß

sie ihre Geschenke benutzen werde. Man sagt, die Prinzessin Argsinn habe nur Eine Knospe erhalten, und sie nie zur Blüthe bringen können. Doch weiß ich dies nur vom Hörensagen; denn da dies junge Frauenzimmer einen schlechten Charakter hatte, so hielt es Niemand der Mühe werth, ihre Geschichte zu schreiben.

Als die Fee (denn es scheint ausgemacht, daß Immergrün eine Fee war) ihre Gaben vertheilt hatte, eilte sie in den Wald zurück, und verschwand. Die jungen Mädchen waren alle über ihre Erscheinung erstaunt. Sie verließen ihre Spiele und die gesammelten Blumen, um sich mit denen zu beschäftigen, die sie bekommen hatten. Jede war begierig, sie ihren Verwandten und Eltern zu zeigen. Sobald Elmine nach Hause kam, setzte sie ihren unschätzbaren Blumenstock in einen schönen porzellänenen Topf, und erzählte ihrer Pflegerin Lindoriane alles, was sich zugetragen hatte. Lindoriane schien über das Abentheuer sehr erstaunt; indeß entdeckte es sich nachher, daß sie und Immergrün nur Eine Person war.

Elmine ging sehr vergnügt und glücklich zu Bette; aber ihre Seele war zu voll von den Gegenständen, die sie am Tage beschäftigt hatten. Die ganze Nacht träumte sie von Wiesen, Blumen, Kränzen, Feen und bezauberten Blumen. Beim Erwachen war es ihre erste Sorge zu untersuchen, ob sich ihre Blumen verändert hätten. Sie eilte zu dem Blumentopfe; aber als sie sich dem Fenster näherte, hörte sie ein Geräusch auf der Straße, und sah einen Haufen muthwilliger Knaben eine arme Frau verspotten und necken. Die Prinzessin fand an den Spöttereien und Possen der Knaben Ver-

gnügen, und lachte darüber. Kaum waren sie ihr aus den Augen, so eilte sie vom Fenster zu ihren Blumen. — Guter Gott! Wie groß war ihr Schrecken bei dem Anblick derselben! Die Blume der Leutseligkeit fing an zu verwelken, und die Blume der Bescheidenheit hatte ihr schönes Roth verloren. Lindoriane trat ins Zimmer, fand die Prinzessin voll Bekümmerniß, und fragte nach der Ursach. Ach, sagte Elmine; sehen Sie nur meine Blumen an! Und doch habe ich nichts gethan, was Schuld daran seyn könnte. Elmine war in der That unschuldig. Sie wußte nicht, daß das, was sie zum Lachen gereitzt hatte, etwas Böses sey. Aber die Blume der Bescheidenheit hatte Grund zu verbleichen, und die Blume der Leutseligkeit, zu welken, weil ein junges Mädchen nie eine unbescheidene Neugier verrathen, und noch viel weniger lachen muß, wann jemand verspottet oder übel behandelt wird.

Auf diese Art erklärte Lindoriane der Prinzessin den Vorfall. Elmine gestand ihren Fehler, und betrug sich den Tag über so gut, daß noch denselben Abend die Blumen schöner blüheten als zuvor. Diese kleine Lehre machte Elminen aufmerksamer und vorsichtiger; sie erfuhr nun, wie viel Sorgfalt und Beharrlichkeit nöthig sey, um die Blume, die nimmer welkt, zu bewahren. Jedoch kostete es ihr nach diesem Vorfalle wenig Mühe, die gelbe Blume in ihrem völligen Glanze zu erhalten. Elmine hatte Gefühl, und war gut; um mildthätig zu seyn, durfte sie nur den Eingebungen ihres Herzens folgen. Aber schwerer ward ihr die Erhaltung der himmelblauen Blume. Elmine war von lebhafter Gemüthsart; und bei dem kleinsten Unwillen, bei der

geringsten Ungeduld, fing die Blume der Leutseligkeit sogleich an zu welken, und warf ihr ihren Fehler vor. Die Prinzessin suchte ihn dann so viel als möglich wieder gut zu machen; denn sie wußte, daß, einen Fehler nicht wieder gut machen, eben so schlimm ist, als einen begehen.

Die weiße Blume, sagt man, habe sich immer in ihrer Reinheit erhalten. Freilich ist es wahr, daß Elmine eines Tages einen kleinen Flecken daran erblickte; aber eine Thräne, die darauf tröpfelte, verwischte ihn ganz. Auch ist es nicht bekannt, welcher kleinen Schwachheit sie sich schuldig gemacht hatte; denn jeder vergißt gern einen Fehler, worüber man den, der ihn beging, Thränen vergießen sieht.

Die Knospe, welche die Blume des Verstandes einschloß, ward täglich größer, und fing an, sich zu entfalten. So oft die Prinzessin beim Unterrichte aufmerksam und gelehrig gewesen war, befragte sie die Knospe, und fand alsdann gemeiniglich, daß sie ein neues Blatt getrieben hatte. Diese Blume war die bewunderungswürdigste von allen; denn sie wuchs, so lange Elmine lebte. Nichts war verschiedener, als die Gestalt und Farbe ihrer Blätter. Auf einigen sah man niedliche kleine Landschaften, auf andern Zeichnungen zu reicher Stickerei, wieder auf andern Vorstellungen aus der Geschichte oder Erdbeschreibung, und auf vielen eine goldene Leier oder eine elfenbeinerne Harfe. Kurz, es waren darauf sinnbildliche Vorstellungen von allem, was dem Geist eines jungen Frauenzimmers zur Zierde gereicht.

Die Blume der Anmuth blühete, wie es Immergrün vorher gesagt hatte, fast ohne daß man es bemerk-

te. Elmine fand sogar, daß sich diese sonderbare Blume sogleich schloß, wenn sie ihre Blüthe durch geziertes Wesen vor dem Spiegel oder dergleichen beschleunigen wollte, und sich nie eher wieder öffnete, als bis sie nicht mehr daran dachte. Die Blume hatte nur drei Blätter; aber sie waren so schön und anmuthsvoll, daß sie durch ihren Reitz allen übrigen Blumen einen Glanz mittheilten, der sie noch anziehender machte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Elmine, als Besitzerin der Blume, die nimmer welkt, und als sorgfältige Pflegerin derselben, die vollkommenste Prinzessin ihres Zeitalters werden mußte. Der Ruf von ihren liebenswürdigen vortrefflichen Eigenschaften verbreitete sich überall; denn es giebt eine kleine Fee, Gerücht genannt, die in der Welt umher wandert, und alles erzählt, was sie Gutes und Böses von den Leuten weiß, vorzüglich von jungen Frauenzimmern. Diese Fee unterließ nicht, Elminens Tugenden und Reitze bekannt zu machen; und alle Völker, die es hörten, wünschten sich eine so vollkommne Prinzessin zu ihrer Königin. Der Sohn des Königs der Roxolaner, Erbe eines der größten Reiche, kam aus fernen Landen, um sie zu sehen und sie sich von Lindorianen zur Gemahlin zu erbitten. Lindoriane gab ihre Einwilligung, nicht, weil er der Erbe eines großen Reiches war, sondern weil dieser liebenswürdige Prinz ebenfalls die Blume, die nimmer welkt, gepflegt hatte; denn es giebt auch eine solche Blume für junge Männer, welche der beschriebenen sehr ähnlich ist.

Die Prinzessin konnte den ihr so werthen Wohnort nicht verlassen, ohne vorher noch den Wald zu besuchen, wo sie das köstliche Geschenk erhalten hatte, das die Ur-

sich ihrer ganzen Glückseligkeit war. Sie hoffte, Immergrün dort zu finden, und wollte ihr nochmals danken. Es waren eben acht Jahre verflossen, seitdem sie ihr zum erstenmal erschien. Elmine steckte eine der Blumen, die nimmer welken, an ihren Busen, und ging in den Wald. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie da nicht Immergrün, sondern Lindorianen fand, die sie doch zu Hause zurückgelassen hatte.

Ich bin, sagte die Fee, eben die, welche du suchst. Ich gab dir, als Immergrün, die Blume, und lieh dir als Lindoriane meinen Beistand, sie zu bewahren. Mein Werk ist glücklich vollendet. Die Blume wird immer frisch bleiben, und Elmine wird immer liebenswürdig und immer geliebt seyn; denn Tugenden des Herzens und Vorzüge des Geistes sind Reitze, die durch nichts verlöscht werden können. — Die Prinzessin warf sich ihrer Wohlthäterin zu Füßen. Die Fee umarmte ihre geliebte Pflegetochter aufs zärtlichste; dann nahm sie eine Luftgestalt an, und verschwand.

Elmine, von Zärtlichkeit und Kummer überwältigt, streckte ihre Arme nach ihr aus, und flehete um ihre Zurückkunft; aber sie kam nicht wieder. Bald darnach besuchte sie ihr geliebter Prinz, tröstete sie, und führte sie in sein Reich, wo sie ihr ganzes Leben glücklich zusammen verlebten.

5.
Der eiserne Armleuchter.

Ein alter und ehrwürdiger Derwisch, *) mit Namen Abunadar, ward krank im Hause einer armen Wittwe, die in den Vorstädten von Balsora wohnte. Die Wittwe behielt ihn bei sich, und pflegte sein aufs beste, bis er völlig wieder hergestellt war. Dankbar gerührt von der Güte und Sorgfalt, womit sie sich seiner angenommen hatte, redete er sie beim Abschiede so an: ich sehe, du hast zwar genug zu deinem eignen Unterhalt, nicht aber genug, um auch deinen einzigen Sohn Abdalla ernähren zu können. Wenn du ihn meiner Fürsorge anvertrauen willst, so werde ich mich bemühen, ihm das zu vergelten, was ich dir schuldig bin.

Die gute Frau nahm dies Anerbieten mit großem Vergnügen an. Abunadar reiste daher mit dem jungen Menschen ab, nachdem er der Mutter eröffnet hatte, daß sie eine Reise machen wollten, die an zwei Jahre dauern würde.

Bei ihrer Wanderung durch verschiedene Länder sorgte er dafür, daß jener hinlänglich zu leben hatte. Auch gab er ihm vortreffliche Lehren, und suchte sein Herz eben sowohl als seinen Verstand zu bilden; kurz, er trug eben die Fürsorge für ihn, als wenn es sein eigener Sohn gewesen wäre. Abdalla äußerte wohl tausendmal, wie sehr er ihm für alle seine Mühe Dank schuldig sey; aber der alte Mann antwortete immer: mein Sohn, nur durch die That, nicht durch Worte, beweiset man seine Dankbarkeit.

Eines Tages kamen sie in eine abgelegene Gegend,

*) Ein Türkischer Mönch oder Einsiedler.

wo sie sich rings umher von hohen Bergen und überhangenden Felsen eingeschlossen sahen. Der Derwisch stand still, und sagte zu Abdalla: mein Sohn, hier ist das Ende unserer Reise. Jetzt zeige mir deine Treue und deinen Gehorsam. Abunadar zündete hierauf ein kleines Feuer an, warf einige Weihrauchkörner hinein, und murmelte eine Art von Gebet dazu her. Auf einmal öffnete sich die Erde, und sie erblickten eine geräumige Höhle, zu deren Tiefe marmorne Stufen hinunter führten. Wohlan! sagte der Derwisch zu ihm, steige hinab in diese Höhle, mein lieber Abdalla! Bedenke, daß es von dir allein abhängt, mir einen wichtigen Dienst zu erweisen; und dies ist vielleicht die einzige Gelegenheit, die du jemals haben wirst, mich von deiner Dankbarkeit zu überzeugen. Sei standhaft, und laß dich nicht durch die Schätze blenden, die du da unten sehen wirst, sondern denke bloß daran, einen eisernen Leuchter mit zwölf Armen, der nahe an der Thür eines offenen Kabinets hängt, wegzunehmen, und mir zu bringen. Dieser ist zu meinem Glücke nöthig; hol' ihn mir unverzüglich herauf, mein Sohn!

Abdalla stieg hurtig und beherzt in die Höhle hinunter. Aber sobald er die großen Haufen von Gold und Edelsteinen erblickte, die unten in den hell erleuchteten Gemächern lagen, fing er an seine Taschen zu füllen. Er vergaß, was der Derwisch ihm so ernstlich eingeschärft hatte, und bedauerte nur, daß er nicht alles mitnehmen konnte. Während er damit beschäftigt war, die Taschen voll zu stopfen, schloß sich mit einem donnernden Getöse die Oeffnung der Höhle zu, und die Lampen erloschen allmählig eine nach der andern. Schrek-

ken und Entsetzen ergriff ihn bei diesem fürchterlichen Zufall; indeß besaß er doch noch die Gegenwart des Geistes, daß er den eisernen Leuchter nahm, der an der Thüre hing. Mit demselben in der Hand, suchte er beim schwachen Schimmer einer einzigen noch brennenden Lampe einen Ausgang. Unter großer Angst und den bittersten Vorwürfen, die er sich selbst über seinen Ungehorsam gegen den Derwisch machte, entdeckte er endlich noch, eben als die letzte Lampe erlosch, einen schmalen Gang, durch dessen Krümmungen er sich mit unsäglicher Mühe empor arbeitete. Die Oeffnung war mit Dornen und Brombeersträuchen überwachsen, und er mußte einen Theil seiner Kleidung und seiner Haut zurücklassen, um durchzukommen. Als er wieder im Freien war, dankte er dem Himmel für seine Errettung. Dann sah er sich nach dem Derwisch um; aber es war Niemand zu sehen noch zu hören. Er wollte ihm so gern den eisernen Leuchter geben, und war Willens, ihn alsdann zu verlassen; denn er dachte, die Schätze, die er aus der Höhle genommen hätte, würden ihn schon in Stand setzen, auch ohne dessen Unterstützung zu leben.

Nachdem er lange hin und her gelaufen war, bemerkte er erst, daß er sich in einer ganz fremden Gegend befand, nicht mehr in der, wo sich die Höhle aufgethan hatte. Ohne zu begreifen, wie dies zuging, wanderte er auf dem ersten dem besten Wege fort, und erstaunte nicht wenig, als er sich in Kurzem nahe bei seiner Mutter Hause sah, von dem er über hundert Meilen entfernt zu seyn glaubte. Er trat hinein, und nach der ersten Begrüßung erkundigte die Mutter sich gleich nach dem heiligen Derwisch. Abdalla erzählte ihr offen-

herzig, was vorgefallen war, und zeigte ihr dann alle seine Reichthümer. Sie schloß daraus, der Derwisch habe bloß ihres Sohnes Muth auf die Probe stellen wollen, und es sey seine wohlmeinende Absicht gewesen, daß sie Beide des erhaltenen Glücks in Ruhe genießen sollten. Indem sie so ihre Augen an dem Glanze des Schatzes weideten, und tausend Plane darauf baueten, verschwand plötzlich alles. Mit einem lauten Schrei griffen Beide in die Luft, als ob sie den verschwindenden Schatz zurückhalten wollten; sie rieben sich die Augen, tappten hundertmal auf dem leeren Tisch herum, durchsuchten alle Winkel ihrer kleinen Stube: aber alles vergebens. Der Schatz war weg, und kam nicht wieder. Nun warf Abdalla sich abermals seine Undankbarkeit und seinen Ungehorsam vor, zumal, da er sah, daß ihm der eiserne Leuchter geblieben war. Es geschieht mir Recht, rief er; ich habe das verloren, was ich mit heimlicher Weise zueignen wollte, und habe den Leuchter behalten, den ich dem Derwisch hätte zustellen sollen. Aber warum blieb er nicht vor der Höhle, und nahm den Leuchter aus meiner Hand, den ich ihm nicht verweigert haben würde? Wie ist er nun auf einmal so gleichgültig gegen eine Sache geworden, woran ihm heute früh noch so viel gelegen war? — Er wird vermuthlich wiederkommen, sagte die Mutter; und wer weiß, ob er nicht so gütig ist, uns für den Leuchter wenigstens so viel zu geben, daß wir uns über den Verlust des Schatzes trösten können.

Als es Abend ward, steckte Abdalla, weil ihm der Leuchter gerade zur Hand war, das einzige Licht darauf, das sie anzuzünden pflegten. Sogleich erschien

ein Derwisch, tanzte eine Stunde lang um den Leuchter, und verschwand wieder, nachdem er ihnen einen Asper (ungefähr einen Dreier) hingeworfen hatte. Diese seltsame Erscheinung setzte Mutter und Sohn in ein solches Erstaunen, daß sie die ganze Zeit über stumm da saßen. Nach dem Verschwinden des Derwisches, als sie zu Bette gegangen waren, konnten sie vor Unruhe kein Auge zuthun. Sie plauderten beständig über die wunderbare Begebenheit, und Abdalla kam endlich auf den Gedanken, was wohl daraus werden möchte, wenn er auf jeden der zwölf Arme ein Licht steckte. Dies geschah am nächsten Abend. Sogleich sprangen zwölf Derwische hervor, die auf eben die Art sich eine Stunde lang um den Leuchter dreheten, und dann verschwanden, nachdem jeder seinen Asper hingeworfen hatte. Sie zündeten in eben der Nacht noch einmal zwölf neue Lichter an, aber die Derwische erschienen nicht wieder, und öftere Versuche belehrten sie, daß der wunderbare Armleuchter seine Kraft in 24 Stunden nur einmal äußere. Die mäßige Summe, die ihnen die Derwische gaben, gewährte ein nothdürftiges Auskommen, und sie würden mit einer solchen Einnahme, die sie ohne Mühe haben konnten, sehr zufrieden gewesen seyn, wenn nicht der Gedanke an den verschwundenen Schatz sie mißvergnügt gemacht hätte. Mit zwölf Aspern des Tages ist man doch nur ein armer Teufel, sagte Abdalla seufzend; was ist das gegen die königlichen Schätze, die ich aus der Gruft mitbrachte? — Er sann hin und her, wie er wohl seinen Zustand verbessern, und, wo möglich, das Verlorne wieder erhalten könnte. In dieser Absicht entschloß er sich endlich, den alten Derwisch aufzusuchen,

ihm den Leuchter zuzustellen, und zu erwarten, ob dieser ihn vielleicht in den Besitz des verschwundenen Schatzes setzen würde.

Am nächsten Tage verließ er seine Mutter, und begab sich auf den Weg nach Magrebi, dem Wohnorte des Derwisches. Jeden Abend wiederholte er dieselbe Ceremonie mit dem Leuchter, um unterweges leben zu können, ohne das Mitleiden barmherziger Seelen anflehen zu dürfen. Bei seiner Ankunft in Magrebi war seine erste Sorge, Erkundigung einzuziehen, in was für einem Kloster oder Hause Abunadar wohne. Dieser war so bekannt, daß jedes Kind ihm seine Wohnung zeigen konnte. Er ging sogleich dahin, und fand funfzig Thürsteher, welche den Eingang zum Hause bewahrten. Der Pallast wimmelte von Sklaven und Bedienten; kurz, der Hof eines Prinzen konnte nicht prächtiger seyn. Abdalla stutzte gewaltig, und konnte sich nicht entschließen, weiter zu gehen. Ganz gewiß, dachte er, haben mich die Leute, die ich fragte, nicht verstanden, oder sie wollten mich zum Besten haben, als sie mich hierher wiesen. Dies ist kein Haus eines Derwisches; es ist der Pallast eines Königs. — Als er so verlegen da stand, kam ein Mann zu ihm, und sagte: willkommen, Abdalla! Abunadar, mein Herr, hat deine Ankunft schon seit einiger Zeit erwartet. Darauf führte er ihn in ein prächtiges Zimmer, worin der Derwisch auf einem mit Gold gestickten Sofa saß. Abdalla, den aller Glanz rund um ihn her blendete, wollte sich ihm zu Füßen werfen; allein Abunadar verhinderte es. Nun fing jener an, von seiner Treue und Dankbarkeit zu sprechen, und sich ein Verdienst daraus zu machen, daß

er eine so weite Reise unternommen habe, um ihm den Leuchter zu bringen. Der Derwisch unterbrach ihn aber. Du bist ein undankbarer Mensch! sagte er. Denkst du vielleicht mich zu betrügen? Ich weiß alle deine Gedanken, und bin überzeugt, wenn du die Vorzüge dieses Leuchters gekannt hättest, du würdest ihn nie gebracht haben. Ich kenne sie sehr wohl, rief Abdalla, und eben deswegen — Du weißt nichts, unterbrach ihn der Derwisch abermals; du sollst sie aber sogleich kennen lernen.

Hierauf befahl Abunadar einem Sklaven, zwölf Wachslichter zu holen; und sobald sie wieder allein waren, steckte er sie in die zwölf Arme des Leuchters, und zündete sie an. Gleich erschienen die zwölf Derwische, und begannen ihren gewöhnlichen Tanz. Nachdem sie sich eine Weile herumgedrehet hatten, gab Abunadar jedem einen Schlag mit einem Stocke, und augenblicklich verwandelten sie sich in zwölf Haufen von Gold und Diamanten. So, sagte Abunadar, macht man Gebrauch von dem wunderbaren Leuchter! Bei dem allen aber wünschte ich bloß deshalb so sehr, ihn zu besitzen, weil ich ihn als das Werk eines Weisen, den ich verehre, in mein Kabinet von Seltenheiten legen wollte. Um dich davon zu überzeugen, will ich dir die Schlüssel zu meinen Schatzkammern geben. Schließe sie auf, sieh dich darin um, und urtheile dann, ob ich nicht reich genug bin, den Leuchter entbehren zu können.

Abdalla gehorchte. Er ging zwölf geräumige Gewölbe durch, wo unermeßliche Reichthümer aufgehäuft lagen, die er mit gierigen Blicken ansah. Zugleich aber empfand er den bittersten Verdruß, daß er den Leuchter

weggegeben und dessen Gebrauch nicht gekannt hatte. Abunadar that, als ob er hiervon nichts merkte; vielmehr behandelte er den jungen Menschen mit Liebe und Freundlichkeit, und bewirthete ihn aufs beste. Als der Tag, den Abdalla zu seiner Abreise bestimmt hatte, erschien, redete ihn der Derwisch so an: mein Sohn, ich denke, daß du nun von dem schändlichen Laster der Undankbarkeit geheilt seyn wirst. Ich bin dir Verbindlichkeit schuldig, daß du eine so weite Reise unternommen hast, um mir das zu überbringen, was ich zu erhalten so sehr wünschte. Daher schenke ich dir eins von meinen Pferden, um dich zurückzubringen, und gebe dir einen Sklaven mit, um zwei Kameele bis in dein Haus zu führen, beide mit Gold und Edelsteinen beladen, die du dir selbst in meinen Gewölben aussuchen sollst.

Abdalla dankte in den feurigsten Ausdrücken, und schwur, daß er sich nie wieder des Undanks oder Ungehorsams gegen seinen großen Wohlthäter schuldig machen werde. Aber sein zum Geiz geneigtes Herz ließ ihn den Leuchter nicht vergessen. Ich habe ihn, dachte er, so lange in meiner Gewalt gehabt! Nie wäre er in Abunadars Besitz gekommen, wenn es nicht durch mich geschehen wäre. Welcher Gefahr setzte ich mich in der Höhle nicht aus! Warum hat er jetzt diesen Schatz aller Schätze? Darum, weil ich so treu, oder vielmehr so thöricht gewesen bin, ihm denselben zu geben. Er allein zieht nun den Vortheil von aller der Gefahr, die ich auf einer so langen Reise ausstand! Und was giebt er mir dagegen? — Zwei armselige Kameele mit Gold und Edelsteinen beladen, da der Leuchter mir in einem Augenblicke zehnmal mehr verschaffen konnte. Abunadar

ist der Undankbare, der ich nach seiner Meinung seyn soll. Was thu' ich ihm daher für Unrecht, wenn ich ihm den Leuchter nehme? Sicher keins; denn er ist ohnehin schon reich genug. — Diese Ueberlegungen bestimmten ihn, sich des Leuchters, wo möglich, wieder zu bemächtigen, welches auch nicht schwer war. Abunadar hatte ihm ja die Schlüssel zu seinen Gewölben anvertrauet, und er wußte, wo der Leuchter stand. Abdalla nahm ihn also weg, und verbarg ihn unten im Boden eines von den Säcken, die er mit Gold und köstlichen Steinen füllte. Dann belud er seine Kameele, gab dem großmüthigen Abunadar die Schlüssel zurück, und reisete gleich darauf ab.

Als er in seinem Hause angekommen war, brachte er zuerst seine Schätze in Sicherheit, und dann nahm er die Ceremonie mit dem Leuchter vor. Die zwölf Derwische erschienen. Er gab jedem, wie er in Abunadars Zimmer gesehen hatte, einen Schlag. Allein, da er nicht auf den Umstand gemerkt hatte, daß Abunadar, als er sie schlug, den Stock in der linken Hand hielt, so nahm er dazu, aus natürlicher Gewohnheit, die rechte Hand. Nun zogen die Derwische, anstatt zu Haufen von Schätzen zu werden, jeder sogleich einen fürchterlichen Prügel hervor, womit sie ihn dermaßen schlugen, daß sie ihn halb todt liegen ließen. Dann verschwanden sie mit den Kameelen, den Schätzen, dem Pferde, dem Sklaven und dem Leuchter. Abdalla erwachte endlich wieder, und hatte nun Zeit genug, seine Habsucht, Undankbarkeit und Unachtsamkeit zu bereuen.

6.

Der Vogel mit dem goldnen Ei.

Vor Alters beherrschte ein König, mit Namen Marud, das große Reich Akindilla. Dieser hatte zwei Kinder, eine Prinzessin von wunderschöner Gestalt, die man deshalb immer die schöne Hilda nannte, und einen Prinzen, der Gunild hieß. Die schöne Hilda war ein eitles, stolzes und eigensinniges Ding, denn man hatte ihr von Kindheit an wegen ihrer Schönheit geschmeichelt, und ihr alle Unarten übersehen; Gunild hingegen ward eben darum ein guter und liebenswürdiger Jüngling, weil man ihn strenger behandelte, und ihn mit Ernst zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit anhielt.

König Marud besaß zwar ein Land von weitem Umfange, aber es war arm und wenig bevölkert. Seine Einkünfte reichten daher nicht zu, viel Aufwand zu machen, und er würde sich sehr haben einschränken müssen, wenn ihm nicht eine Fee bei dem Antritt seiner Regierung ein Vögelchen geschenkt hätte, welches täglich ein goldnes Ei legte. Dadurch kam er in den Stand, es allen Königen seiner Zeit an Pracht zuvor zu thun. Er hielt deshalb das Vögelchen, das überdies mit den schönsten Farben geschmückt war, in so hohem Werth, daß er die Pflege desselben keinem Fremden anvertraute. Es hing in seinem Kabinet in einem vergoldeten Käfig, und der König selbst gab ihm sein Futter mit eigner Hand. Auch sagte er Niemanden von der wunderbaren Eigenschaft des Vögelchens, damit es ihm nicht etwa gestohlen werden möchte.

Als aber Prinz Gunild herangewachsen und zu Verstande gekommen war, glaubte der Vater, er müsse seinen Thronerben nach und nach in die Regierungsgeschäfte einweihen, und ihm auch den unschätzbaren Werth des Vögelchens entdecken. Dies that er, und zugleich trug er ihm von der Zeit an die Sorge für die Pflege und Fütterung desselben auf, gebot ihm aber die strengste Verschwiegenheit in Ansehung des Geheimnisses. Der Prinz befolgte die Befehle seines Vaters treulich; er wartete und pflegte den Vogel aufs beste, und verschloß das Geheimniß in seinem Herzen.

Eines Tages war der König auf der Jagd. Der Prinz ging unterdessen in das Kabinet, um dem Vogel sein Futter zu reichen. Die Sonne warf gerade ihre Strahlen auf das prächtige Gefieder, und erhöhete die glänzende Farben, womit es prangete; noch nie hatte der Prinz den Vogel so schön gesehen. Er wollte ihn näher betrachten, öffnete das Thürchen des Käfigs, nahm ihn heraus, setzte ihn behutsam in seine Hand, und streichelte ihn leise auf dem Rücken. Allein, ehe er sich's versah, flog das Vögelchen von der Hand, und flatterte im Zimmer umher. Unglücklicher Weise stand eben ein Fenster offen, und so gings — husch — mit einem Male hinaus.

Der arme Prinz war außer sich vor Schrecken. Er lief ihm nach, und schickte alle seine Leute aus, den Vogel zu suchen, und versprach dem eine große Belohnung, der ihn wiederbringen würde; aber er war nirgends zu finden, und alle kamen mit leerer Hand wieder zurück. Der Prinz bereuete nun zu spät seine Neugierde und Unvorsichtigkeit, und sahe mit banger Erwartung der Zurückkunft des Königs entgegen.

Dieser kam, und schloß bald aus der Aengstlichkeit aller Hofleute und besonders aus Gunilds niedergeschlagenen Blicken, daß etwas Unangenehmes vorgefallen seyn müsse; aber doch konnte er mit allen seinen Fragen kein Geständniß der Wahrheit herausbringen, bis er endlich den ledigen Käfig erblickte. Nun war freilich die unglückliche Begebenheit nicht länger zu verheimlichen; Gunild warf sich seinem Vater zu Füßen, und bat ihn um Verzeihung. Allein Marud war so erzürnt, daß er seinen Sohn keines Blickes weiter würdigte, und ihm befahl, er solle sogleich das Land verlassen, und es unter keiner andern Bedingung wieder betreten, als wenn er den Vogel mitbrächte. Gunild kannte seinen Vater, und wußte, daß man auf die Ausführung seiner Drohungen sicher rechnen konnte. Er packte also seine besten Sachen ein, nahm von seinen Bekannten Abschied, und ritt mit schwerem Herzen zur Stadt hinaus, ohne ein bestimmtes Ziel bei seiner Reise zu haben.

Lange schweifte er umher, und sah viel Städte und Länder mit ihren Merkwürdigkeiten; aber nichts vermochte seinen Kummer zu zerstreuen. Der Gedanke, daß er keine Hoffnung habe, seine Familie, seine Freunde, sein Land und seine Vaterstadt wiederzusehen, machte es ihm unmöglich, sich über irgend etwas zu freuen. Endlich weckte ihn ein ganz neues Schauspiel, das eben deswegen einen desto tiefern Eindruck auf ihn machte, aus seinem Trübsinn. Dies war ein Hafen voller Schiffe, von welchen das größte bestimmt war, auf Entdeckung unbekannter Inseln auszulaufen. Staunend betrachtete er die allgemeine Thätigkeit, womit man sich zur Reise rüstete; er blickte schweigend in die blaue Fer-

ne über die Meereswellen hinaus; sein eignes Umherreisen, ohne zu wissen, wohin, schien ihm mit dem Zweck dieses Schiffes Aehnlichkeit zu haben; vielleicht erwachte auch eine schwache Hoffnung in ihm, in einem fremden Lande, wo ihn nichts mehr an sein Vaterland erinnerte, ruhiger und glücklicher zu werden — kurz er entschloß sich, seine bisherige Landreise in eine Seereise zu verwandeln, er verkaufte daher alle seine entbehrlichen Sachen, und ging zu Schiffe.

Schon am andern Morgen war der Wind zum Auslaufen günstig, und sie gingen unter Segel. Still gleitete das Schiff über die Fluten dahin, und die Reisenden wurden durch die angenehme Fahrt so aufgeheitert, daß sie anfingen, sich mit scherzhaften Vermuthungen über ihre künftige Entdeckungen zu unterhalten. Allein der Wind blies nach und nach immer heftiger, und ward zuletzt ein furchtbarer Sturm. Die Wogen, die vorher friedlich an den Seiten des Schiffes plätscherten, thürmten sich bald wie Gebirge auf, bald öffneten sie tiefe Abgründe, und schleuderten das Schiff in die Höhe und in die Tiefe; zuletzt warfen sie es wider eine Sandbank, wo es scheiterte. Alles ging zu Grunde — die Menschen sowohl, wie die Schiffsladung — nur Prinz Gunild hatte das Glück, ein großes Brett von dem zertrümmerten Schiffe zu fassen, mit dem er an das Ufer einer wüsten Insel getrieben wurde. Hier kletterte er mit Mühe hinan, und lag dann vom Wasser erkältet, vom Schreck und von seinen Anstrengungen erschöpft, in einer Art von Betäubung, die einige Stunden dauerte. Aber wie ward ihm bei seinem Erwachen? Er erstaunte zwar freudig über seine Errettung die so außerordent-

lich war, daß ihn nur der Augenschein von ihrer Wirklichkeit überzeugen konnte; allein seine Aussicht in die Zukunft machte ihn traurig. Vor ihm stürmte noch immer die See, und brach brausend ihre schäumenden Wellen am Ufer der Insel; hinter sich sahe er nichts als kahle Felsengebirge, welche den Eingang in die Insel unmöglich zu machen schienen.

Lange war er unentschlossen, was er thun sollte; aber das wilde Gebrüll der Wogen, das ihm von allen Seiten entgegen donnerte; die geringe Wahrscheinlichkeit, daß sich je einmal ein Schiff dahin verirren möchte, welches ihn mitnehmen könnte, und besonders der gänzliche Mangel an Nahrungsmitteln, zwangen ihn, das Innere der Insel zu untersuchen. In der Absicht ging er an dem Felsen hin, und entdeckte, nach vielen vergeblichen Bemühungen, sie zu übersteigen, eine Kluft zwischen zwei Felsen, welche das Ansehen hatten, als ob sie zusammenstürzen wollten. Er arbeitete sich unter beständiger Besorgniß wegen der über ihm hangenden Felsen, und unter stetem gefahrvollen Hinauf- und Hinabsteigen hindurch, und erblickte endlich ein Thal, das zwar nicht groß, aber schön genug war, ihn seine Gefahren, seine Angst und seine Strapazen vergessen zu lassen. Ringsum von hohen Felsen eingeschlossen; überall mit fruchtbaren Bäumen besetzt, die ohne Wartung und Pflege so reichliche Früchte trugen, daß sich die Zweige unter ihrer Last niederbogen; und von spiegelhellen Bächen durchschnitten, die zwischen ihren Ufern, wie zwischen Blumenbetten, floßen, schien ihm dies Thal nach seinem langen vergeblichen Umherirren in der Welt einen ruhigen Aufenthalt anzubieten. Er aß sich satt

von den wohlschmeckenden Früchten, trank aus einem reinen Bach, und legte sich, da er keine Spur eines Menschen oder eines wilden Thieres bemerkte, unbesorgt unter einen schattigten Baum, und schlief ein.

Als er erwachte, war seine erste Sorge, sich durch eine Hütte von zusammengebogenen Zweigen gegen die zu befürchtende rauhe Witterung, und durch vorräthig gesammelte Früchte gegen den vielleicht eintretenden Mangel zu schützen. Doch diese Vorsorge war ganz unnöthig, da auf dieser Insel ein beständiger Frühling herrschte, und die Bäume die abgebrochenen oder abgefallenen Früchte immer durch neue ersetzten — Vorzüge, die ihm sein wahrscheinliches Loos, hier seine Lebenszeit zubringen zu müssen, sehr erleichterten.

Wir lassen den Prinzen vor der Hand in seinem anmuthigen Thale, und sehen uns unterdessen nach dem kleinen Vogel um, der durch seine Flucht schuld an der Verweisung des armen Prinzen war. —

Da das Thierchen so lange seine Freiheit entbehrt hatte, flog es vor Freuden so weit, daß es endlich ganz ermüdet auf die lockern Furchen sank, die eben ein Bauer mit seinem Pfluge aufriß. Ganz erstaunt über die ungemeine Schönheit des Vögelchens, schlich er sachte hinan, deckte schnell den Huth darauf, haschte es glücklich, und nahm es seiner Frau, als eine außerordentliche Seltenheit mit nach Hause, wo es in einen alten Käfig gesetzt, und mit Semmel, die man vorher in Milch eingeweicht hatte, gefüttert wurde.

Den andern Morgen ging der Bauer wieder nach seinen Geschäften auf das Feld, und die Frau sorgte

vor allen Dingen für den kleinen Vogel, den sie schon sehr lieb gewonnen hatte. Aber zu ihrer Verwunderung fand sie neben ihm ein kleines gelbes Ei. Sie nahm es heraus, betrachtete es von allen Seiten; wußte aber gar nicht, was sie daraus machen sollte; denn in ihrer ländlichen Einfalt und Armuth hatte sie nie Gold kennen gelernt. In dieser Verlegenheit rief sie noch einige Nachbarinnen herbei, welche sämmtlich, da sie nicht besser belehrt und noch dazu sehr abergläubig waren, darin übereinstimmten, daß es ein sogenanntes Hexenei seyn müsse. Beinah hätte dieses Urtheil dem armen Vogel das Leben gekostet, indem alle der Meinung waren, man müsse ihn tödten, damit nicht durch ihn Unglück über die Familie und vielleicht gar über das ganze Dorf käme. Nur die Hausfrau, die ohne ihres Mannes Vorwissen einen solchen Schritt nicht zu thun wagte, widersetzte sich der Vollziehung des Todesspruchs; aber dennoch wurde das Ei, einem alten abergläubigen Gebrauche gemäß, nach einem gemeinschaftlichen Beschlusse mit drei Kreuzen bezeichnet, über das Hausdach geworfen, und dann mit dem Vogel im Käfig in einem alten unbrauchbaren Stalle aufgehenkt. Sie trennten sich hierauf mit dem Versprechen, keinem Menschen weiter etwas von dieser Begebenheit zu sagen.

Jedoch dem Manne wurde, als er nach Hause kam, die ganze Geschichte umständlich erzählt, wobei sich die Frau nicht enthalten konnte, etwas von ihren abergläubigen Meinungen mit einfließen zu lassen. Bedenklich schien ihm die Sache allerdings; er besah das Ei, bemerkte die ungewöhnliche Schwere desselben, und wenn er gleich nicht glaubte, daß es ein Hexenei sey, so wußte

er doch auch nicht gewiß, wofür er es halten sollte, obwohl er eine dunkle Ahnung von der eigentlichen Beschaffenheit der Sache hatte. Endlich befahl er seiner Frau, sie sollte es noch denselben Mittag einem Goldschmidt in der nahe gelegenen Stadt zeigen, der ihnen die beste Auskunft geben würde.

Eigne Neugierde, so wie die Befehle des Mannes, bewogen sie endlich, den Auftrag, in ihrer Gegenwart das Hexen-Ei untersuchen zu lassen, über sich zu nehmen, so gefährlich er ihr auch vorkam. Sie ging dabei sehr behutsam zu Werke, wickelte das Ei sorgfältig doppelt und dreifach ein, und verließ ihren Mann, nachdem sie feierlich von ihm Abschied genommen hatte, mit der ausdrücklichen Versicherung, daß sie diesen Weg als ein Berufsgeschäft ansehe, und alles nur in seinem Namen und auf seine Gefahr unternehme.

Dennoch wäre ihr, als sie kaum zum Dorfe hinaus war, beinahe das ganze Wagestück wieder leid geworden; sie glaubte sich immer von Hexen umgeben, der Fußtritt eines Wanderers setzte sie in Schrecken, bei dem Rasseln jedes Blattes sahe sie sich schüchtern um, und das Sausen des Windes in den Tangeln des Tannenwaldes, durch welchen sie gehen mußte, hielt sie für einen Hexenzug, der ihr sein Werk, das Ei, wieder abnehmen wollte.

So kam sie endlich ganz erhitzt in der Stadt an, wo sie bald einen berühmten Goldschmidt ausfragte. Sie brachte ihm, nebst einen Gruß von ihrem Manne, auch das wohlverwahrte Päckchen, und bat ihn dringend, er möchte das einliegende Ei genau untersuchen, und ihr rein heraussagen, was sie davon denken solle,

wobei sie sich ebenfalls Einiges von ihren Muthmaßungen verlauten ließ. Der Goldschmidt stellte seine Untersuchungen an, unterdeß sich die Frau der Thüre immer mehr näherte, um im Nothfall sogleich entfliehen zu können; er fand, daß es gediegenes Gold sey, hütete sich aber wohl, der Frau seine Entdeckung mitzutheilen. Im Gegentheil beschloß er aus Gewinnsucht, die Einfalt der armen Frau, die ihre Schwäche schon verrathen hatte, bestens zu benutzen. Er nahm ein geheimnißvolles Betragen an, äußerte einige Vermuthungen, die ihre Besorgniß noch vermehrten, und gab ihr besonders einige Winke von der augenscheinlichen Gefahr, in welche man sich durch die Aufbewahrung eines solchen Vogels stürze. Zugleich gab er ihr zu verstehen, daß er eine solche Hexerei verbannen, oder es an einen sichern Ort hinverweisen könne; und bei dem allen wußte er seine wahre Gesinnung so gut zu verbergen, daß die betrogene Frau fest glaubte, er habe sich blos durch ihre dringende Bitten bewegen lassen, das Ei zu behalten, und mit ihr zu gehen, um den Unglück bringenden Vogel in ein wildes, von Menschen wenig besuchtes, Gehölz zu verbannen. Sie traten ihren Weg an; der Goldschmidt mit inniger Freude über seine Entdeckung, und die Bäuerin mit der Hoffnung, bald von ihrem gefährlichen Gast erlöset zu werden.

Unterdessen war die Geschichte durch die Nachbarinnen, ob sie gleich der Besitzerin des Vogels die strengste Verschwiegenheit versprochen hatten, allgemein und mit sehr großen Zusätzen bekannt geworden. Jede Nachbarin hatte wieder eine Nachbarin, oder einige gute Freundinnen, welchen sie es unmöglich verheimlichen konnte;

alle hielten es, um ja nichts in der Erzählung zu vergessen, für ihre Pflicht, noch etwas hinzuzusetzen, und so wurde endlich aus dem kleinen schönen Vogel ein Ungeheuer von Gestalt und Häßlichkeit. Man drohete sogar dem Manne, daß man ihn und seinen bezauberten Vogel, der das ganze Dorf ins Unglück bringen könnte, nicht länger unter sich dulden würde. Der Bauer, theils durch diese Drohungen erzürnt, theils durch die allgemeine Aengstlichkeit in seinem Unglauben in Ansehung der Hexerei, wankend gemacht, wünschte in der That eine Gelegenheit, wie er den Vogel und das Ei auf eine gute Art los werden könnte.

Jetzt kam der Goldschmidt mit der Bäuerin an, und wünschte sogleich, den Vogel zu sehen. Er besah ihn sehr genau, lüftete ihm die Flügel, und fand auf einer goldgelben Feder unter dem rechten Flügel mit kleiner, glänzend schwarzer Schrift, folgende Worte:

„Wer meinen kleinen Kopf verzehrt,
„Der ist sehr wohl berathen;
„Denn täglich wird sein Bett' beschwert
„Mit tausend Stück Dukaten.

Unter dem linken Flügel stand:

„Und wer mein Herz verzehren kann,
„Des Glücke steiget himmelan;
„Denn König Maruds Reich und Thron
„Und Hildas Liebe wird sein Lohn.

Der Goldschmidt war schlau genug, sich nichts hievon merken zu lassen, und nahm den Vogel mit sich nach Hause; der Bauer war zufrieden, daß man ihm keine Vorwürfe weiter machen konnte, und seine Frau ebenfalls, weil sie nichts mehr von Hexereien zu be-

fürchten hatte. Doch der vergnügteste von allen war der Goldschmidt, der sich schon im voraus über das Aufsehn freuete, welches er bald durch die zu hoffenden Dukaten erregen würde. Auf den folgenden Tag stellte er ein großes Freudenfest an, wobei er auch ein Gericht kleiner Vögel mit wollte auftragen lassen, unter welchen er denn ganz unbemerkt und gemächlich den Kopf und das Herz des Wundervogels verzehren zu können glaubte.

Nach seiner Schwester Tode, deren Mann noch früher gestorben war, hatte er ihren Sohn zu sich genommen, um ihn zu erziehen, wozu er nicht nur als sein Oheim, sondern auch als sein Vormund, verbunden war. Aber er betrug sich dabei so schlecht, wie bei der Geschichte mit dem kleinen Vogel. Er hatte den jungen Menschen, der Ynkas hieß, unter dem Schein des Rechts um sein ganzes Vermögen gebracht, bis auf funfzig Thaler, die Ynkas ohne Wissen seines Vormundes von seiner Mutter erhalten, und in seiner Kammer unter den Dielen versteckt hatte. Der junge Mensch durfte nicht einmal zu seinem Vormund in die Stube kommen; er mußte im Hause und in der Küche die beschwerlichsten und schmutzigsten Geschäfte verrichten, und sah sich bei der spärlichsten Kost sagar den Mißhandlungen der Köchin ausgesetzt. Er gab sich zwar alle Mühe, sich gefällig zu machen; aber es war vergebens. Das hielt er noch für sein größtes Glück, daß er des Nachmittags zuweilen einige Stunden für sich anwenden konnte, die er gewöhnlich mit Lesen und mit Uebungen im Schreiben und Rechnen zubrachte. — Bei der Zurückkunft seines Oheims bekam er den Befehl, den Vogel zu tödten, ihn zu reinigen und recht deutlich zu

zeichnen, damit er nicht mit den andern verwechselt würde. Mitleidig betrachtete Ynkas den schönen Vogel, und konnte sich kaum entschließen, den grausamen Befehl zu vollziehen; gern hätte er einen Versuch, ihm das Leben zu erbitten, gemacht; aber er wußte, wie selten sich sein Oheim erbitten, oder zum Mitleid bewegen ließ; er besiegte also sein unnützes Mitleiden, und drückte dem Vogel den Kopf ein. In demselben Augenblick ward es, wie durch einen Blitz, ganz hell um ihn her, und zugleich schwebte eine weiße glänzende Gestalt bei ihm vorüber, und verschwand. So sehr er Anfangs darüber erschrack, so beruhigte er sich doch wieder, da er selbst nichts weiter bemerkte, und auch die Köchin, die doch zugegen war, nichts gesehen hatte. Aber die Schönheit der vorübergeschwebten Erscheinung prägte sich seinem Gedächtniß so tief ein, daß er sie nie wieder vergaß.

Des andern Tages mußte er die Vögel alle, und also auch den kleinen schönen Vogel, an den Bratspieß stecken, und sie so leckerhaft als möglich zubereiten. Bei diesem Geschäft ward sein Hunger, da er überdies den ganzen Morgen noch nichts gegessen hatte, unerträglich. Er klagte es der Köchin, und diese warf ihm verächtlich ein Stück Brodt zu, welches er in die Brühe, womit die Vögel begossen wurden, tauchen sollte. Er aß es aber trocken, und nur von seinen Thränen benetzt. Bei dem beständigen Umwenden des Bratspießes fiel indeß der Kopf des kleinen Vögelchens in die untergesetzte Pfanne; Ynkas verzehrte ihn, weil er nun ohnehin nicht mit aufgesetzt werden konnte. Kurz darauf folgte dem Kopfe auch das Eingeweide mit dem Herzen, und

er verzehrte beides aus demselben Grunde, ohne zu wissen, welchen Schatz er mit beiden genossen hatte.

Die Vögel wurden endlich auf den Tisch gesetzt, und schon sah der Goldschmidt mit gierigen Blicken nach dem gezeichneten Vogel. Aber wie erschrack er, als er den Kopf desselben vermißte? Er nahm den Vogel eiligst aus der Schüssel, und sah — daß ihm auch das Herz fehlte. Fast ohne Besinnung lief er nach der Küche, um von der Köchin Rechenschaft wegen dieses unersetzlichen Verlusts zu fordern. Diese wußte aber nicht mehr, als er selbst; und beide kamen darin überein, daß ihn Ynkas verzehrt haben müsse. Schäumend vor Wuth schwur er, Ynkas solle aufgeschnitten und Kopf und Herz des Vogels aus seinem Magen hervorgesucht werden. Glücklicher Weise konnte das nicht eher geschehen, als bis die Gäste nach Hause waren; und Ynkas, der in seiner Kammer diese Drohungen gehört hatte, benutzte die günstigen Augenblicke, packte seine wichtigsten Sachen zusammen, steckte die vorher erwähnten funfzig Thaler zu sich, und schlich sich unbemerkt zum Hause und zur Stadt hinaus.

Kaum war er auf dem Felde, so strengte er seine Kräfte so sehr an, um nicht von seinem grausamen Vormund eingeholt und ermordet zu werden, daß er noch an demselben Abend vor den Thoren einer großen Stadt ankam, die acht Meilen von seinem Geburtsort lag. Ermüdet von der übermäßigen Anstrengung fragte er sogleich nach dem nächsten Gasthofe, ließ sich — im Vertrauen auf seinen Beutel, der nach seiner Meinung gar nicht erschöpft werden konnte — in einem eignen Zimmer vortrefflich bewirthen, und legte sich schlafen.

Als er am andern Morgen ausgeschlafen und sich gütlich gethan hatte, ging er aus, um sich einen bessern Anzug anzuschaffen, und die Stadt zu besehen. Unterdessen hatte die Magd im Gasthofe seine Stube gereinigt; als sie aber das Bette machen wollte, fand sie zu ihrem großen Erstaunen unter dem Kopfkissen einen Haufen Dukaten. Eiligst lief sie zu ihrem Herrn, brachte ihm den Fund, und äußerte ihre Verwunderung über die Nachläßigkeit des Fremden in Ansehung des Geldes. Der Wirth erstaunte eben so sehr, und bekam noch einmal so viel Hochachtung vor seinem Gaste — denn die meisten pflegen den Werth der Menschen nach ihrem Gelde zu bestimmen — er glaubte aber doch, daß derselbe das Geld nicht sowol aus Nachläßigkeit, als vielmehr absichtlich habe liegen lassen, um die Ehrlichkeit seines Wirthes auf die Probe zu stellen. Er hob es deswegen sorgfältig auf, und gebot der Magd das tiefste Stillschweigen.

Des Mittags kam der Fremde in einem neuen bessern Anzuge nach Hause, und bestärkte dadurch den Wirth in seinen Vermuthungen. Er gab daher allen seinen Leuten den Befehl, daß sie bei der Aufwartung des Fremden vorzüglich aufmerksam seyn sollten, so wie er es auch selbst war. Ynkas ahnete von dem, was vorgefallen war, nichts, er besuchte die Schauspiele und andere öffentliche Orte, und vergnügte sich, so gut er konnte.

Den andern Morgen fand der Wirth in dem Bette abermals eine gleiche Summe, und legte sie zu dem vorigen Gelde, noch mehr bestärkt in der Meinung, daß es zu einer Versuchung für seine Ehrlichkeit bestimmt

sey, und noch mehr erstaunt über den Reichthum des Fremden. Dieser gerieth unterdessen in ein öffentliches Haus, wo stark gespielt wurde, und verlor viel; er spielte weiter, um das Verlorne wieder zu gewinnen, aber sein Verlust ward immer größer, so daß er am Ende nicht viel mehr übrig hatte, als die Rechnung des Wirths betrug. Betrübt schlich er nach Hause, und foderte auch da seine Rechnung, indem er hinzufügte, daß er morgen ganz früh abreisen müßte. Der Wirth, der sehr wünschte, daß er länger bleiben, und ihm einen Theil der schönen Dukaten zuwenden mögte, beklagte seine Abreise sehr, und lobte die Bequemlichkeiten seines Gasthofes und die Vergnügungen der Stadt, die er ja bei seinem Reichthum länger genießen könnte. Der Fremde antwortete, daß sein Vermögen nicht so unerschöpflich sey, als er glaube. Lächelnd holte der Wirth die zweitausend Dukaten mit den Worten herbei: diese Summe, die Sie in Ihrem Bette haben liegen lassen, wird noch lange zureichen. Allein — fügte er in einem warnenden Tone hinzu — Sie mögen nun das Geld im Vertrauen auf meine und meiner Leute Ehrlichkeit haben liegen lassen; oder aus Mißtrauen, um uns zu prüfen: so rathe ich Ihnen doch, nicht in jedem Gasthofe einen solchen Versuch zu wagen. Hierauf fuhr er noch eine Weile fort, sich und seinen Leuten eine Lobrede zu halten, wodurch der Fremde Zeit bekam, sich von seinem Erstaunen über den Schatz, der in seinem Bette gelegen haben sollte, zu erholen. Er dankte dem Wirth, der ihm unaufgefordert die genaueste Verschwiegenheit versprach, für seine Ehrlichkeit; entschloß sich, noch länger zu bleiben, und bat, ihn jetzt allein zu lassen, und ihm das

Abendessen auf seine Stube zu schicken. Der Wirth ging mit einer tiefen Verbeugung hinaus.

Als er allein war, überlegte er reiflich, was er gesehen und gehört hatte, und er hätte alles gewiß für einen Traum gehalten, wenn ihm die Dukaten nicht das Gegentheil bewiesen hätten. Bei seinem fortgesetzten Nachdenken darüber fielen ihm zwar die Erscheinung in der Küche, als er das Vögelchen tödtete, und die Wuth des Goldschmidts über den verlornen Kopf desselben ein; doch blieb es ihm unbegreiflich, wie das alles mit den Dukaten zusammenhängen könnte. Er ging gedankenvoll zu Bette, und hoffte, vielleicht morgen mehr Licht in der Sache zu bekommen.

Des andern Morgens war es sein Erstes, daß er sein Bette untersuchte. Wie erstaunte er, abermals tausend Dukaten zu finden! Dasselbe geschah alle Morgen; aber wie es zuging? das blieb ihm ein Geheimniß. Desto mehr hielt er es für Pflicht, seinen unermeßlichen Reichthum gut anzuwenden, weil der Himmel mit im Spiel zu seyn schien. Er kleidete sich anständig, und nahm in allen den Künsten und Wissenschaften, die einen jungen Menschen beliebt und brauchbar machen, geschickte Lehrer an.

Nach Verlauf eines Jahres, in welchem er recht fleißig gewesen war, beschloß er, zu reisen und die Welt zu besehen. Er nahm sich Bedienten an, schaffte sich die nöthigen Bequemlichkeiten zur Reise, packte den wohlverwahrten Schatz gut ein, bezahlte dem Wirth reichlich, und machte besonders der Magd, die ihn seine Goldgrube kennen gelernt hatte, ein großes Geschenk, und so reisete er, zur Betrübniß des Wirths und von den Segenswünschen der Magd begleitet, ab.

Zwei Jahre darnach führte ihn sein Weg einmal durch einen düstern Wald, wo er ein lautes Getöse hörte. In der Hoffnung, vielleicht einem Unglücklichen helfen zu können, stieg er aus seinem Wagen, und ging dem Getöse nach. Er fand drei Leute im heftigsten Wortwechsel, und erkundigte sich nach der Ursach ihres Streites. Der Eine antwortete ihm, ihr Streit beträfe den alten Mantel, den er vor sich liegen sähe. Er gehöre ihnen allen dreien, und dürfe nicht zerrissen werden. Jetzt, da sie sich trennen wollten, sey nun die Frage entstanden, wer von ihnen denselben behalten solle? Er sey zwar dem äußerlichen Ansehen nach keines Streites werth, besitze aber die sonderbare Eigenschaft, daß Jeder, der ihn umnähme, sogleich an dem Orte wäre, wo er sich hinwünschte. Auch mit zweien geschehe das Wunder noch, aber von dreien müsse einer zurückbleiben. Sie hätten ihn, setzte er hinzu, als arme Leute, von einer alten Frau, der sie einige Gefälligkeiten erwiesen, mit der Versicherung bekommen, daß sie dadurch glücklich werden würden. Bis jetzt sey er ihnen aber ziemlich unnütz gewesen, da sie weder Zeit noch Geld zum Reisen hätten. Recht gut, sagte Unkas, dem es an beiden nicht fehlte, ich will die Worte der wohlthätigen Frau erfüllen, und Jedem von euch tausend Dukaten geben, wenn ihr mir den Mantel überlasset. Der Handel wurde bald geschlossen, er zahlte das Geld, und erhielt den Mantel. Sie dankten ihm noch dafür, fingen mit dem Gelde ein nützliches Gewerbe an, und lebten mit ihren Familien glücklich. Unkas reisete mit Hülfe seines Mantels sehr viel in der Welt herum, und war im Besitze desselben und seines Geldes zufrieden. Zufällig kam er auch nach

Akindilla, wo er bei folgender Veranlassung mit Marud Bekanntschaft machte.

König Marud, ob er gleich nicht mehr alle Morgen ein goldnes Ei abzusuchen hatte, konnte dennoch seine Neigung zur Pracht und zum unmäßigen Aufwande nicht unterdrücken. Er suchte alle Mittel hervor, um seine Ausgaben bestreiten zu können, aber alle verschlimmerten seine Umstände noch mehr. Er entzog dem verdienstvollen und brauchbaren Mann durch List und Gewalt seinen rechtmäßigen Lohn, und entfernte dadurch seine besten Räthe von sich; er legte den Unterthanen eine drückende Ausgabe nach der andern auf, und brachte sich um ihre Liebe, ohne seine Lage sehr zu verbessern. Endlich fing er an, eine Summe nach der andern aufzuborgen, und verwickelte sein Land in eine solche Schuldenlast, daß zuletzt kaum noch die Zinsen bezahlt werden konnten. Kurz, er war sehr unglücklich, aber dennoch lernte er sich nicht einschränken; so schwer ist es, das Böse, was man sich einmal angewöhnt hat, wieder zu lassen. Der Gram über seine ganze Verfassung nagte sichtbar an seiner Gesundheit, und wurde durch den Verlust seines Sohnes, den er sich selbst beimessen mußte, noch täglich vermehrt. Zuletzt ergriff er ein verzweifeltes Mittel, sich und seinem Lande zu helfen, und das war — die schöne Hilda. Er ließ weit und breit bekannt machen, daß Jeder, welcher die Schulden seines Landes bezahlen würde, die schöne Hilda zur Gemahlin bekommen, und sein Nachfolger in der Regierung werden sollte.

Ynkas, der sich gerade um diese Zeit in Akindilla aufhielt, hörte von dieser Bekanntmachung, und beschloß, davon Gebrauch zu machen. Er schaffte sich eine Menge von Pferden, Wagen und Bedienten an, und kam mit mehr als königlicher Pracht in die Hauptstadt. Hierauf ließ er sich beim Könige anmelden, und in einer geheimen Unterredung, die ihm verstattet wurde, versprach er alles zu leisten, wenn der König auch sein Wort halten würde. Marud war mit dem Anerbieten sehr zufrieden, aber Hilda desto weniger. Seine Person gefiel ihr zwar sehr, aber aus Stolz wollte sie sich nicht in die Gefahr einer Mißheirath begeben, und doch war von dem Stande und der Familie des geheimnißvollen Fremden durchaus nichts zu erfahren. Er hielt sich noch eine Zeitlang am Hofe auf, und erwarb sich durch sein anständiges und kluges Betragen Maruds Achtung und Hilda's Liebe immer mehr. Hierzu kamen noch die beständigen Zuredungen ihres Vaters, ihre eigene Liebe zur Pracht, und die Vermuthung, daß ein so reicher Fremdling nicht von niedrigem Stande seyn könne; — kurz, sie gab ihm, zur Freude ihres Vaters und aller Unterthanen, ihre Hand. Er befreiete das Land von den Schulden und die Unterthanen von allen drückenden Auflagen, und brachte durch Geld und eine weise Regierung das Land so in Aufnahme, daß bald ein Armer eine seltene Erscheinung war.

Ueberaus zärtlich und zuvorkommend betrug er sich gegen seine Gemahlin. Er suchte ihre leisesten Wünsche zu errathen, und die ausschweifendsten zu befriedigen; ja, wenn sie ihm auch die größten Summen abfoderte,

so legte er doch immer eine noch größere dazu, und ward nie verdrießlich über ihre unbesonnene Verschwendung.

Einst entdeckte der König seinem Schwiegersohne, nachdem derselbe Verschwiegenheit versprochen hatte, die Geschichte seines verlornen Sohnes, des Prinzen Gunild, und das Geheimniß von dem kleinen Vögelchen, als der traurigen Ursache seiner Entfernung. Ynkas erstaunte bei dieser Erzählung; seine eigene Geschichte fiel ihm ein, er verglich beide, und mußte fast glauben, daß er dieses Vögelchen getödtet habe, und so die unschuldige Ursach des doppelten Verlustes seines Schwiegervaters geworden sey.

Von der Zeit an schwebte ihm oft Gunild's unglückliches Schicksal vor Augen. Eines Abends stand er mit seiner Gemahlin am Fenster. Die Sonne war schon untergegangen, nur der Mond erhellte die stille Landschaft, daß sie in der dämmernden Ferne noch einzelne Gegenstände bemerken, wenn auch nicht deutlich erkennen konnten. Die schöne Hilda dachte unwillkürlich an den künftigen Abend ihres Lebens, und Ynkas an seine entfernten Freunde und an seinen Schwager Gunild, der, seines guten Herzens und Betragens wegen, noch immer in Akindilla allgemein geliebt war. — Plötzlich fragte er seine Gemahlin, ob sie wohl ihren Bruder einmal sehen mögte? Sie antwortete mit einem tiefen Seufzer, und fragte dann, wie das möglich sey, da man seinen Aufenthalt nicht wisse? Ynkas aber versicherte, ihn erfahren zu haben. Freudig willigte nun Hilda ein, und bestimmte die Zeit zur Abreise, um vorher noch die nöthigen Anstalten treffen zu können.

Sie machte schon Entwürfe, wie sie auf dem ganzen Wege durch ihren Glanz Aller Augen auf sich ziehen wollte; aber Ynkas hatte unterdessen seinen Mantel geholt, schlug ihn um sich und die schöne Hilda, wünschte sich zum Prinzen Gunild, und so gings mit Vogelschnelle durch die Luft. Ehe sie sichs versahen, waren sie auf der Insel vor Gunilds Laube.

Ihr Geräusch weckte ihn vom Schlaf; er sah sie, und erkannte beim hellen Mondschein seine Schwester; doch konnte er sich kaum überreden, daß diese Erscheinung etwas mehr als ein Traumbild sey. Endlich flogen sie einander in die Arme; aber Thränen der Freude erstickten ihre Worte. Ynkas brach zuerst das Stillschweigen, er gab sich seinem Schwager zu erkennen, und offenbarte ihm das Geheimniß seines ungewöhnlichen Fuhrwerks. Prinz Gunild erkundigte sich vor allen Dingen nach seinem Vater, und als er hörte, daß er ihm alles vergeben habe, wünschte er, mit seinem Schwager und mit seiner Schwester zurückzureisen. Da aber der Mantel immer nur zwei Personen auf einmal faßte, so wurde beschlossen, daß Ynkas erst seine Gemahlin zurückführen, und ihn dann nachholen solle.

Gunild war darüber voller Freuden, und setzte seinen Gästen die besten Früchte vor, die er hatte. Sie aßen, durchwanderten gemeinschaftlich sein schönes Thal, und legten sich nachher zur Ruhe. Aber die Erinnerung an die außerordentlichen Begebenheiten dieses Abends ließ die schöne Hilda nicht schlafen. Besonders beschäftigte sie sich mit dem wunderbareu Fuhrwerk ihres Gemahls. Zugleich stellte die Eitelkeit ihr vor, wie unanständig es ihr sei, einen Gemahl zu haben, von dessen Herkunft

man nichts wisse. Sie faßte daher den raschen Entschluß, ihn auf der Insel zurückzulassen, und mit ihrem Bruder davon zu fahren. Die Ausführung war leicht. Da sie aber nicht hoffen konnte, daß ihr Bruder einwilligen würde, so holte sie ganz leise den Mantel, umfaßte damit ihren schlafenden Bruder, wünschte sich nach Hause, und nach wenig Augenblicken waren sie in ihrem Zimmer. Er war nicht einmal aufgewacht, so sanft ging die Farth. Aber destomehr erstaunte er, da er sich beim Erwachen im Zimmer seiner Schwester fand. Sie erzählte ihm hierauf, wie es zugegangen wäre, und freuete sich ihrer List. Er hingegen ward betrübt, und bezeugte ihr sein höchstes Mißfallen über ihren Stolz, ihre Treulosigkeit und ihren Undank gegen ihren gemeinschaftlichen Wohlthäter; auch foderte er sogleich den Mantel, um seinen Schwager nachzuholen. Sie hatte das vorher vermuthet und deswegen den Mantel gleich nach ihrer Ankunft zerschnitten. Gunild war fast trostlos, da er kein Mittel sah, den armen Ynkas zu retten.

Des Morgens erzählte die Prinzessin die ganze Geschichte ihrem Vater, und gab vor, sie habe ihren Gemahl nur darum verlassen, weil er, wie man aus dem allen sehen könne, ein böser Zauberer seyn müsse. Matud tröstete sich mit der Freude, seinen Sohn wieder zu haben, über den Verlust seines Schwiegersohns, und zwar um so eher, da er seines Geldes nicht mehr bedurfte.

Prinz Gunild hingegen blieb traurig. Das Schicksal seines Schwagers lag ihm beständig am Herzen, und verbitterte ihm jede Freude. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Es erschien ihm nämlich sehr oft im

Traum eine weibliche Gestalt im weißen, glänzenden Gewande. Ihr Wuchs war schlank und ihre Schönheit außerordentlich. Aber in ihrem sanften Gesichte lag sichtbar der Ausdruck des tiefsten Kummers, der ihren Reiz noch mehr erhöhete. Sie winkte ihm öfters, und verschwand, wenn er sich nähern wollte. Der Gedanke, daß diese Erscheinung nichts weiter als ein schöner Traum sey, dessen Erfüllung er nie hoffen durfte, untergrub seine Ruhe täglich mehr.

Dem armen Ynkas ahnete bei seinem Erwachen nichts von dem Unglück, das ihm seine treulose Gemahlin zubereitet hatte. Er fand sich zwar allein in der Laube, glaubte aber, sie würde schon mit ihrem Bruder einen Morgenspazirgang gemacht haben, und beschäftigte sich unterdessen mit den sonderbaren Schicksalen desselben. Endlich ward ihm doch die Zeit zu lang, er stand auf, fing an zu rufen; aber keiner antwortete. Befremdet sah er sich um, und vermißte gar auch den Wundermantel. Nun konnte er sich alles erklären; er sah sich verlassen, verwünschte sich, den Mantel und die treulose Hilda, weinte und rang die Hände — aber seine Thränen brachten weder den Mantel noch seine Gemahlin zurück. Dennoch liebte er sie zu sehr, als daß er sie deshalb hätte hassen können. Er entschuldigte sie vielmehr, und hoffte gewiß, sie würde wieder kommen, und ihn nachholen. Allein Hilda blieb aus.

Täglich fand er zwar noch immer die tausend Dukaten auf seinem Lager; aber was konnten sie ihm auf einer einsamen Insel helfen? — Um sich die Zeit in seiner unfreiwilligen Einsamkeit zu vertreiben, durchstrich er

er fleißig seine Insel. Bei einem solchen Spazirgange fand er auf der einen Seite derselben mehrere Dattelbäume, und unter diesen einen, dessen Wuchs und Früchte von ungewöhnlicher Schönheit waren. Er kostete sie, und fand ihren Geschmack eben so vortrefflich. Aber kaum hatte er sie gegessen: so schrumpfte seine Haut zusammen, seine Hände wurden kraftlos, seine Kniee zitterten, selbst seine Kleider veralteten; mit einem Worte: er war ein vollkommnes altes Männchen. Erschrocken über die furchtbare Verwandlung, schlich er hinweg, und war doppelt betrübt über die Treulosigkeit seiner Frau, welche ihm auch dieses neue Leiden zugezogen hatte. Gern hätte er ihr Bild aus seinem Herzen gerissen; aber die Liebe besiegte den Haß. Er beklagte sein Unglück, ohne die Urheberin desselben hassen zu können. Unter diesen schmerzlichen Gedanken bemerkte er eine kleine Hütte, die er vorher noch nie gesehen hatte. Er klopfte an, und ein altes Mütterchen trat heraus, und hieß ihn freundlich willkommen.

Gewiß, sagte er, bist du auch so unglücklich gewesen, von der schrecklichen Frucht zu essen, wodurch man vor der Zeit alt und grau wird. Das nicht, antwortete sie, mich haben Jahre und Leiden grau gemacht. Um allem zu entgehen, bin ich nun entschlossen, mein kurzes Leben auf dieser verlassenen Insel zu beschließen. Komm zu mir herein, fuhr sie fort, auch du scheinst vieles gelitten zu haben, setze dich, und erzähle mir die Ursach deines Kummers, vielleicht kann ich dir helfen; wenigstens kann ich das, was du mir anvertrauest, auf dieser menschenleeren Insel nicht ausplaudern. Er erzählte ihr hierauf seine bisherigen Schicksale, und klagte

am bittersten über die Entfernung seiner Frau, welche er jedoch immer noch, so gut es sich thun ließ, zu entschuldigen suchte. Umsonst bemühete sich die Alte, Hilda's Undankbarkeit aufs lebhafteste vorzustellen, und ihn seinen traurigen Zustand, der nur mit seinem Leben endigen würde, recht fühlen zu lassen. Sie richtete nichts weiter aus, als daß er sie bat, von etwas anderm zu sprechen.

Hierauf nahm die Alte eine Ruthe, schlug damit auf die Erde, murmelte einige unverständliche Worte, und in dem Augenblick verwandelte sich ihr veralteter Anzug in eine geschmackvolle Kleidung, ihre Hütte in einen prächtigen Pallast, und sie selbst stand im überirdischen Glanze als die schönste Fee vor ihm. Alles, sprach sie, was ich jetzt zum Tadel deiner geliebten Hilda gesagt habe, war nur eine Prüfung deiner Liebe, du hast sie bestanden, und sollst nun belohnt werden. Gehe an die andere Seite der Insel, wo du eine ähnliche Sammlung von Dattelbäumen finden wirst. In ihrer Mitte steht ein kleiner Baum, der nur noch zwei graue, unansehnliche Früchte trägt; die eine iß du selbst, und die andere bringe mit. Alsdann hole vom bösen Baume noch eine Anzahl Früchte — denn der hängt immer voll — und bringe sie auch zu mir. Ynkas fand bald den bezeichneten Baum, aß eine der abgebrochenen Früchte, und ward eben so bald wieder jung, als er vorher alt geworden war. Freudenvoll eilte er zu dem andern Baume, steckte mit großer Vorsicht eine gute Anzahl seiner Früchte zu sich, und kam im Pallaste der Fee damit an.

Sie empfing ihn freundlich. Wisse, sagte sie, ich

bin der Schutzgeist deiner Geliebten. Bei ihrer Geburt wurde ihr von einer meiner feindseligen Mitschwestern ein großer Theil Eitelkeit und Stolz gegeben. Um sie Bescheidenheit zu lehren, muß sie gedemüthigt werden. Begieb dich jetzt nach Akindilla — mein Wagen wird dich schnell dahin bringen — und verkaufe am Hofe des Königs die gefährlichen Früchte. Die lüsterne Hilda wird sie begierig essen. So verliere sie dann ihre Schönheit, worauf sie so stolz ist, und trage die Lasten des Alters, und zwar so lange, bis sie das an dir begangne Unrecht bereuet, und bescheiden zu seyn gelernt hat. Hörest du dies, so gieb ihr auch die verjüngende Frucht, und sie wird schöner als je und wiederum die Deinige werden. Von deiner frühesten Kindheit an habe ich für dein Glück gesorgt. Durch meine Veranstaltung hast du des kleinen Vögelchens Kopf und Herz gegessen; ohne zu wissen, daß nach dem Willen des Schicksals der, welcher seinen Kopf aß, an jedem Morgen tausend Dukaten in seinem Lager finden; und wer sein Herz aß, Gemahl der schönen Hilda und König in Akindilla werden sollte. Bald wird alles erfüllt seyn. Dein Schicksal ist mit dem Schicksal des kleinen Vögelchens und des Prinzen Gunild genau verbunden. Für jetzt weißt du genug. Du wirst, wenn es nöthig seyn wird, künftig mehr erfahren; verspare bis dahin deine Neugierde. Noch einmal erscheine ich dir sichtbar, und dann nie wieder, doch werde ich dich unsichtbar bei jedem Schritte begleiten. — Hierauf zerfloß die Fee in einen lieblich duftenden Nebel, der Pallast verschwand, und an seiner Stelle erblickte Ynkas einen prächtigen mit Adlern bespannten Wagen. Ganz erstaunt über die außerordentlichen Din-

ge, die er gesehen und erfahren hatte, setzte er sich ein, und war in einigen Minuten vor Maruds Residenz.

Ehe Ynkas in die Stadt ging, wechselte er seine Kleider, und machte sich auf alle Art unkenntlich. Dann wanderte er an den Hof, und bot seine gefährlichen Früchte daselbst feil. Die Prinzessin war gerade selbst zugegen, und nahm ihm den ganzen Vorrath ab. Er eilte traurig hinweg, änderte seine Kleider wieder, und blieb im nächsten Gasthofe, um den Erfolg abzuwarten.

Kaum hatte die Prinzessin die Früchte gegessen, als sie dieselbe Verwandlung an sich wahrnahm, die mit ihrem verlassenen Ynkas vorgegangen war. Sie warf sich erschrocken auf ein Sofa, und sah so ganz wie ein steinaltes Mütterchen aus, daß ihre eigenen Kammerfrauen sie nicht einmal wieder kannten, und sie sehr unsanft zum Zimmer hinausstießen. Sie bat, man mögte sie nicht mißhandeln, sie sey die Prinzessin Hilda. Die Kammerfrauen glaubten es nicht, und suchten immer noch ihre Prinzessin. Endlich hinterbrachte man dem König den sonderbaren Vorfall. Er kam, und war eben so außerordentlich darüber bestürzt. Auch Prinz Gunild erschien, und konnte sich so wenig davon überzeugen, daß das alte Mütterchen seine Schwester, als daß ihre schreckliche Verwandlung die Folge einiger Früchte, die sie genossen hatte, seyn sollte. Doch Hilda blieb dabei, sie sey nur durch die Wirkung der genoßnen Datteln in diesen Zustand versetzt worden. Augenblicklich schickte man nach dem fremden Obsthändler; aber der war nirgends zu finden. Prinz Gunilds Wuth über die Schmach seiner Schwester stieg Anfangs fast bis zur Raserei. Nach und nach legte sie sich wieder, und besonders durch

den Gedanken, daß Hilda diese Strafe mit ihrer Treulosigkeit gegen ihren Gemahl verdient habe. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe darüber; doch sie dachte an nichts, als an ihre verlorne Schönheit. Am meisten wurde sie dadurch gedemüthigt, daß alle fremde Prinzen, die sich schon wieder um ihre Hand bewarben, in der Stille fortreisten, und die wunderbare Begebenheit überall bekannt machten.

Der König bot jedes Mittel auf, um die Jugend und Schönheit seiner Tochter wieder herzustellen, aber keins wollte helfen. Er that feierliche Gelübde, und die Altäre dampften von Opfern und wohlriechendem Weihrauch — umsonst! Der ganze Hof legte Trauer an, und alle Musik und Lustbarkeiten wurden eingestellt — umsonst! Aerzte kamen aus den entferntesten Gegenden, und wandten ihre ganze Kunst an; die theuersten Rezepte wurden verschrieben, und die Prinzessin gebrauchte alle mit der größesten Pünktlichkeit — auch das war umsonst! Jeder — sie selbst nicht ausgenommen — verzweifelte endlich an der Wiederherstellung ihrer Schönheit.

Doch was die Prinzessin an körperlicher Schönheit verloren hatte, das gewann sie in Ansehung ihres Verstandes und Herzens wieder. Die Thoren und Schmeichler, die sie in ihrer Eitelkeit bestärkt und von ernsthaften Beschäftigungen abgehalten hatten, verließen sie jetzt. Sie suchte also, freilich anfangs nur zum Zeitvertreib, bald aber aus Neigung, gute Bücher und den Umgang mit verständigen Leuten. Dadurch ward sie nicht nur weiser und besser, sondern auch ruhiger. Nun wuchs mit ihrem ernsthaften Nachdenken auch ihre Reue über

das Unrecht, das sie dem armen Ynkas zugefügt hatte. Gern hätte sie ihre Schönheit noch einmal verloren, wenn es nur möglich gewesen wäre, ihn dadurch zu retten. Endlich beredete sie ihren Vater, ein Schiff abzusenden, und den Versuch machen zu lassen, ob es möglich wäre, die Insel zu finden und anzulanden, um ihren Gemahl zurück zu bringen. Sie wollte alsdann einsam ihre Tage verleben, und ihre höchste Freude sollte es seyn, wenn Ynkas mit einer andern Prinzessin glücklicher würde. Ihr Bruder freuete sich herzlich über ihren Entschluß, und machte Anstalt mit zu reisen, um seinen Schwager zu befreien. Dies war der Zeitpunkt, den Ynkas mit Sehnsucht erwartet hatte, der glückliche Zeitpunkt, wo es ihm erlaubt war, den Befehl der Fee zu erfüllen, und seine geliebte Hilda zu verjüngen. Er verkleidete sich wieder, und ließ sich als einen fremden Arzt anmelden, der Hoffnung habe, der Prinzessin zu helfen. Anfangs fand er freilich wenig Glauben, doch wurde er vorgelassen, und die unansehnliche Frucht, welche er der Prinzessin übergab, wurde seiner Verordnung gemäß am andern Morgen vor Sonnenaufgang verzehrt.

So groß Hilda's Mißtrauen vorher gewesen war, so groß war ihr Erstaunen, als sie plötzlich die Verwandlung fühlte, und Jugend und Schönheit zurückkehren sah. Sie dankte ihrem Arzt und dem Himmel, und weit entfernt, durch wieder erlangte Vorzüge auch wieder eitel und stolz zu werden, wünschte sie vielmehr nichts sehnlicher, als die Rückkehr ihres Gemahls, um das begangene Unrecht durch eine desto herzlichere treuere Liebe wieder gut machen zu können. Ihre Kammerfrauen er-

staunten über die glückliche Veränderung, und eilten, dem Könige die frohe Nachricht zu bringen; aber Hilda kam ihnen zuvor, und flog ihrem Vater in die Arme. Er stellte öffentliche Dankfeste an, hob die Trauer auf, theilte reiche Geschenke aus, und erließ den Unterthanen eine beträchtliche Abgabe, damit sie recht viel Theil an seiner Freude nehmen sollten.

Zuerst aber schickte der König nach dem fremden Arzte, um ihn königlich zu belohnen. Er erschien, nicht als Arzt, sondern als Thronerbe von Akindilla, in prächtiger Kleidung. Marud erkannte seinen Schwiegersohn, und führte ihn zur schönen Hilda. Sie erstaunte; aber ihn erkennen, und sprachlos mit Thränen der Liebe an seinem Halse hängen, war Eins; ihn um Verzeihung bitten und versichern, daß sie nun ewig die Seine bleiben wolle, das einzige, was sie hervorbringen konnte. Ihre Herzlichkeit entlockte ihm das Geständniß, daß er nicht nur ihr Arzt gewesen sey, sondern daß er ihr auch, auf Befehl der guten Fee, ihre Leiden verursacht habe. Sie dankte ihrem doppelten Arzt desto mehr, weil er sie zugleich von den Thorheiten der Jugend und von den Beschwerden des Alters geheilt hatte. Er mußte ihr seine ganze Geschichte erzählen, die sie innig rührte, und am Ende derselben schwuren sie sich aufs neue ewige Treue und beständige Liebe.

Gunild, der von allen den Veränderungen, die im Schlosse vorgefallen waren, noch nichts wußte, kam unterdessen aus einem nahen düstern Walde, in welchem er täglich spaziren ging, mit trüben Gedanken nach Hause. Man erzählte ihm, was sich zugetrageu hatte.

Er wollte es nicht glauben, und hätte beinahe seinen eigenen Augen nicht getrauet, als sein Schwager und seine Schwester selbst kamen. Freudig umarmte er Beide, und nahm aufs wärmste Theil an den Festen und Lustbarkeiten, die angestellt wurden.

Nach und nach kehrte dennoch Gunilds Schwermuth zurück, und wie es schien, in einem noch höhern Grade. Er floh alle Gesellschaft, suchte den einsamen Wald, brachte oft halbe Nächte in demselben zu, und dachte an nichts anders, als an das schöne Mädchen mit dem schwermüthigen Blicke, das ihm immer im Traum erschien. Einst ging er tiefer als je in den Wald. Die stürmische dunkle Nacht, die seiner Stimmung so angemessen war, verleitete ihn dazu. Aber endlich ward sie ihm selbst zu furchtbar. Die Finsterniß, die kein Stern erhellte, ward immer undurchdringlicher, so daß er selbst nicht mehr wußte, in welcher Gegend er sich befand. Die Bäume seufzten unter der Last des Regens, welchen der Sturm rauschend wider ihre Wipfel warf. Lange suchte Gunild ein Obdach, um sich vor der Kälte und Nässe zu schützen, aber er fand keins. Nach langem vergeblichen Suchen blinkte ihm endlich ein Lichtstrahl entgegen; er ging darauf zu, und kam an eine kleine Hütte. Eine alte Frau trat hervor, und nöthigte ihn, herein zu kommen. Ihre ehrliche Miene, und die Herzlichkeit, mit der sie ihn nicht nur aufnahm, sondern sich auch nach seinen Nachtwanderungen erkundigte, machten ihn zutraulich genug, ihr seine Geschichte zu erzählen. Sie ermahnte ihn zur stillen Ergebung in sein Schicksal, und belohnte sein Zutrauen damit, daß sie ihm ihre Begebenheiten ebenfalls mittheilte. Auch

sie hatte vieles gelitten, und Verfolgungen böser Menschen hatten ihr alles geraubt, bis auf die kleine Hütte, in welcher sie ärmlich lebte. Ihr einziger Trost, setzte sie hinzu, sey ihre Unschuld, und die Hoffnung auf ein baldiges Ende.

Der folgende Morgen, der ihn durch seine Schönheit für das Ungemach der vorigen Nacht schadlos hielt, erinnerte ihn an den Aufbruch. Er schied von der alten Frau, die sich seine ganze Achtung erworben hatte, mit der Versicherung, daß er sie öfters besuchen werde. Dies that er auch, und jedesmal verließ er sie ruhiger, als er gekommen war.

Einst nahm er auch seinen Schwager und seine Schwester, denen er nach langen Bitten die Ursach seiner häufigen Spazirgänge in den Wald entdeckt hatte, mit nach der Hütte. Als sie ihr schon ziemlich nahe waren, hörte der Prinz in dem Teiche bei der Hütte etwas plätschern. Er eilte hinzu, und sein gutes Mütterchen streckte eben noch einmal eine Hand matt heraus, und sank dann unter. Der Prinz sprang den Augenblick ins Wasser, und rettete mit Gefahr seines eignen Lebens das ihrige.

Kaum war er mit ihr am Lande, so hörten sie ein sanftes Rauschen, ein ungewöhnlicher Glanz erhellte die ganze Gegend; alle staunten schweigend, als die wohlthätige Fee in ihrem Wagen erschien; sie stieg aus, und berührte das ohnmächtige Weib. Diese erwachte, und stand plötzlich in der Gestalt des schönen Mädchens mit schwermüthigen Blicken vor dem Prinzen Gunild, und umarmte ihn als ihren Retter. Er konnte sich so wenig von seinem Erstaunen erholen, als Ynkas, der

in ihr das Bild der glänzenden Gestalt sah, das beim Tode des Vögelchens vorüberschwebte. Empfange, Prinz Gunild, sprach die Fee, das dir bei deiner Geburt schon vom Schicksal bestimmte Mädchen. Eine feindliche Fee sah euer Glück voraus, und neidisch darüber, daß das Schicksal ihr nicht die Erziehung deiner Geliebten anvertraut hatte, berührte sie dieselbe auf einer Wiese, wo sie allein war, und sprach folgende schreckliche Worte aus:

„Sey Vogel, und deine Verwandlung daure, bis „Habsucht dein Geheimniß enträthselt, und dich „mordet. Ein Andrer genieße unwissend deinen „Kopf und dein Herz, alsdann werde wieder „Mensch, aber im Greisenalter, bis dein Gelieb„ter, ungeachtet deines anscheinenden Alters, dich „ehrt, und sein Leben für deines wagt, dann „wird er dich in blühender Schönheit zur Ver„geltung erhalten."

Als Vogel brachte ich sie deinem Vater, das Uebrige ist euch bekannt. Der Wille der unerbittlichen Fee ist erfüllt, und ihr seyd am Ende eurer Leiden. Eile nun, Prinz Gunild, zum Vater deiner Geliebten. Er wird sie an dem Zeichen eines kleinen Vögelchens, welches sie an ihrer linken Brust mit auf die Welt brachte, erkennen, und euch mit offenen Armen aufnehmen. In dieser Welt seht ihr mich nicht wieder, mein Geschäft ist aus; aber unsichtbar begleite ich euch, und nehme Theil an eurem Schicksal. Vergesset nie, daß Gutseyn und stilles Ergeben in die Vorsehung allein glücklich macht. Sobald ihr den Lauf eures Erdenlebens beschlossen habt, findet ihr mich wieder. Ich erscheine euch zuerst,

und ihr werdet Schutzgeister und Führer derer, die ihr liebt, so wie ich der Eurige war. Lebt wohl, und vergesset mich nicht. Sie verschwand, und ließ sich nie wieder sehen; wohl aber fühlten beide glückliche Paare bei guten Thaten ihren lohnenden Beifall im Herzen. Sie eilten, dem Könige die Geschichte zu erzählen, der zur Verheirathung seines Sohnes mit einer Gattin, die ihm die Vorsehung selbst bestimmt hatte, gern seine Einwilligung gab.

Unkas fand freilich am folgenden Morgen keine Dukaten mehr, aber er und seine Gemahlin wußten sie zu entbehren.

Bald darauf reiste Prinz Gunild mit seiner Gemahlin in das Reich ihres Vaters. Lange hatte der König seine Tochter betrauert, und hatte mit allen Nachforschungen keine Spur von ihr entdecken können. Als er jetzt das Zeichen an ihrer Brust sah, erkannte er sie, nahm sie voller Freuden auf, und gab eben so gern seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem Prinzen Gunild. Einige Wochen lang dauerten die prächtigsten Feste, alsdann übergab er seinem Schwiegersohn die Regierung, und lebte in glücklicher Ruhe bei seinen Kindern. —

Beide Paare reisen jährlich einmal, wann das Laub im Frühling zu grünen anfängt, und alsdann, wann es im Herbste wieder abfällt, in den Wald, wo ihnen die gute Fee erschien. Sie erinnern sich daselbst an ihre Schicksale, und erneuern gemeinschaftlich den Vorsatz, rechtschaffen zu seyn. Oft soll die Fee ihre Gegenwart und ihre Freude durch ein sanftes Rauschen der Blätter im Winde zu erkennen geben.

7.

Die Prinzessin mit der langen Nase.

König Dalamor hatte einen einzigen Prinzen, Namens Tutu, der sein Erbe und Thronfolger war. Wenige Augenblicke vor seinem Tode ließ er seinen Sohn zu sich rufen, und redete ihn mit folgenden Worten an: mir winken die Schatten meiner Vorfahren. Ich bin alt, und es ist Zeit, daß ich dir Platz mache. Die Krone, die ich dir hinterlasse, war meinem Haupte eine Last; du, mein Sohn, wirst sie mit Ehre und Freude tragen; denn dir ist es vorbehalten, das Reich, das unter meinem Zepter mit mir verarmte, wieder blühend zu machen, und der Habsucht mächtiger Nachbarn das wieder zu entreißen, was ich in unglücklichen Kriegen mit ihnen verloren habe. Wisse, daß ich insgeheim einen Schatz besitze, von dem ich selbst, wegen eines feindseligen Zaubers, leider, keinen Gebrauch machen durfte! Dir aber ist es nach meinem Tode vergönnt, dich desselben nach Willkühr zu bedienen. Nimm diesen Schlüssel. Eröffne damit ein Kästchen, das du unter dem Springbrunnen vor meinem Pallaste vergraben finden wirst. Bemächtige dich, sobald ich die Augen geschlossen habe, dieses kostbaren Gutes, und laß weise Großmuth und Gerechtigkeit die Gefährtinnen deiner Regierung seyn. Lebe wohl! Umarme mich noch einmal, und empfange den Segen deines sterbenden Vaters!"

Dalamor verschied wirklich, als er kaum die letzten Worte gesprochen hatte. Tutu benetzte die erblaßten Wangen seines guten Vaters mit heißen Thränen,

und verweilte, in tiefen Schmerz versunken, noch lange an seinem Sterbebette. Die Traurigkeit des Prinzen war aufrichtig: sie war das ungeheuchelte Gefühl seines gutartigen, unverdorbenen Herzens.

Er ließ den König, seinen Vater, so prächtig zur Erde bestatten, wie es seine Umstände ihm erlaubten. Vor allen Dingen erfüllte er diese Pflicht, ehe er seine Neugierde stillte, und Befehl gab, den ererbten Schatz auszugraben. Dann wurden funfzig Arbeiter zum Abtragen des Springbrunnens angestellt. Dieser war von großen Marmorstücken erbauet, und die Arbeit förderte daher nicht sonderlich; endlich aber entdeckte man, einige Klaftern tief unter der Erde, ein vermauertes Gewölbe.

Der Prinz, den Neugierde und Vorsicht antrieben, den Arbeitern oft zuzusehen, war eben gegenwärtig, als man es aufbrach. Alles, was man darin fand, war ein Kästchen von Ebenholz. Tutu nahm es selbst in Empfang, und wunderte sich nicht wenig, da es so leicht war, daß er es ohne Mühe aufheben und mit sich nehmen konnte.

„Gold kann nicht in diesem Kästchen verborgen seyn," dachte er, indem er damit nach seinem Pallast eilte; „vielleicht ist irgend ein großer Diamant oder sonst ein Kleinod von hohem Werth darin verschlossen." Aber wie sehr wurde der Prinz in seiner Erwartung getäuscht! — Kaum trauete er seinen Augen, als er mit dem von seinem Vater empfangenen Schlüssel das Kästchen öffnete, und, anstatt der gehofften Schätze, nichts als einen leeren ledernen Beutel, ein kleines Horn von geringem Metall, und einen aus Ziegenhaar geweb-

ten Gürtel darin erblickte. Seine Verwirrung, seine Bestürzung bei dieser Entdeckung war so groß, daß er eine geraume Zeit wie versteinert da stand, und in stummen Schmerz den bittern Spott seines Vaters, und die Grausamkeit des Schicksals anklagte.

Der Prinz fand bald in seinem guten Herzen Trost. Als die Heftigkeit des ersten Eindrucks vorüber war, und seine Sinne sich wieder gesammelt hatten, gab es ihm neue Hoffnungen. „Es ist unmöglich," dachte er, „daß mein Vater in den letzten Augenblicken seines Lebens so feindselig, so heimtückisch gegen mich hätte handeln sollen. Ich erinnere mich, daß er von Zauberei sprach, die bei diesem Geschenk im Spiele sey. Wer weiß, ob dieser schreckliche Betrug nicht das Werk eines feindseligen Geistes seyn mag. Mein Vater ist gewiß unschuldig, und sein ehrwürdiger Schatten wird meinen unbesonnenen Argwohn verzeihen."

Während dieses Selbstgespräches blickte Tutu noch einmal in das Kästchen, und bemerkte in einer Ecke desselben ein zusammengerolltes Pergament. Er öffnete es, und las darauf folgende deutlich geschriebene Worte:

„Brauchst du Gold, so mache den Beutel auf; und die Summe, die du begehrst, wird ihn füllen."

„Hast du Soldaten nöthig, so stoße dreimal in dieses Horn; und dir wird eine Armee auserlesener Kriegsmänner zu Gebote stehen, die auf deinen Wink sogleich wieder verschwinden."

„Willst du im Fluge von einem Orte zum andern eilen, so binde diesen Gürtel um, und wünsche, wohin er dich versetzen soll."

„Merke dir übrigens, daß du dich dieser Wundergaben nur einzeln bedienen kannst. Bewahre sie sorgfältig, laß

keine derselben dir je entwenden! Denn ihr Zauber ist auch in fremder Hand gleich mächtig und verderblich."

Des Prinzen Freude war unaussprechlich, als er diese Schrift gelesen hatte, und nun wußte, welch ein unschätzbares Gut ihm durch das räthselhafte Vermächtniß seines Vaters anvertrauet war.

Er segnete mit der innigsten Dankbarkeit seinen Wohlthäter, und bat dem Himmel sein übereiltes Murren noch einmal ab.

Man kann leicht errathen, mit welcher von diesen drei Wundergaben Tutu den ersten Versuch anstellte. Als der Sohn eines armen Königs hatte er gewiß nie Schätze besessen, und sein erster Wunsch war natürlicher Weise: Gold. Der Beutel mußte also seine Dienste thun. Kaum hatte Tutu ihn mit dem Gedanken, daß er gefüllt seyn möchte, eröffnet, so schwoll er unter seinen Händen, und ward dick und schwer. Tutu ließ ihn fallen, und der Fußboden des Zimmers wurde mit Goldmünzen bedeckt. Er glaubte einen Frevel zu begehen, wenn er bloß zur Kurzweil durch den Schall des Horns eine Armee zusammenriefe, und wieder verschwinden ließe. Durch die Probe mit dem Beutel war sein Vertrauen hinlänglich bestärkt, und er zweifelte nicht, daß auch das Horn und der Gürtel von Ziegenhaaren nöthigen Falls ihre Wirkung thun würden.

Der Wunsch, in einem Augenblicke an einen entfernten Ort versetzt zu werden, war indeß keiner der geringsten in Tutu's Seele. Sein Herz war schon seit einiger Zeit an einer unglücklichen Liebe krank, die ihm Zenomide, die Tochter des Königs Abukaf, eingeflößt hatte. Zenomide war ein stolzes, eigenliebiges,

ehrgeitziges, eitles — aber sehr reitzendes Frauenzimmer. Prinz Tutu hatte sie am Hofe ihres Vaters gesehen, wo er auf einer Reise durch Asien einige Monate geblieben war. Ihre Schönheit hielt eine ganze Schaar junger Prinzen gefesselt. Tutu vermehrte bloß die Anzahl ihrer stummen unbemerkten Anbeter; er seufzte im Stillen, wenn seine reicheren Nebenbuhler sich öffentlich durch glänzende Feste um Zenomidens Gunst bewarben. Diese Bescheidenheit unseres Prinzen entstand bloß aus dem Bewußtseyn, daß er es unmöglich durch ähnlichen Aufwand seinen Mitwerbern gleich thun konnte. Er fühlte indeß, daß er an Verstand und Talenten, an Muth und selbst an körperlicher Vollkommenheit keinem von ihnen nachstand; und dieses Gefühl flößte ihm das Vertrauen ein, daß er Zenomidens Aufmerksamkeit gewiß auf sich ziehen würde, wenn er sich ihr in einer glänzendern Gestalt zeigte.

Die unerschöpfliche Goldquelle, sein Beutel, verschaffte ihm Mittel genug, sich auf das prächtigste und kostbarste zu schmücken. Er wählte die schönsten Jünglinge zu seinen Begleitern, und machte sich an der Spitze eines zahlreichen, glänzenden Gefolges auf den Weg. So bald er die Gränzen von Abukafs Reiche betrat, sparte er keinen Aufwand, um den Ruf von Freigebigkeit und Großmuth vor sich her zu verbreiten. Sein Einzug in die Hauptstadt erregte die Neugier und das Erstaunen aller Einwohner, und sein Erscheinen am Hofe den Neid aller anwesenden Prinzen, die sogleich in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler ahneten.

Prinz Tutu füllte und leerte seinen Beytel täglich; er erkaufte sich durch reiche Geschenke die Gunst

der Hofleute, und versäumte keine Gelegenheit, Zenomidens Wünschen zuvorzukommen.

Dem König Abukaf und seiner Gemahlin war die Liebe eines so reichen und mächtigen Prinzen zu ihrer Tochter sehr angenehm, und Zenomide selbst würdigte ihn nach und nach einer auszeichnenden Aufmerksamkeit. Tutu war leichtgläubig und gutmüthig; er bildete sich ein, das Herz der Prinzessin gewonnen zu haben, ob er gleich bloß ihre Begierde nach mehreren Geschenken rege gemacht hatte.

Seine Leidenschaft lockte ihm endlich eine förmliche Liebeserklärung ab, die er in einem günstigen Augenblicke der Prinzessin zu machen wagte.

Wie kannst du Erhörung deiner Wünsche hoffen, erwiederte Zenomide, da du meinem Herzen kein Vertrauen einzuflößen weißt? Der Name, den du dir giebst, ist sicher eine Erdichtung. Das kleine Reich, für dessen Beherrscher du angesehen seyn willst, kann den unermeßlichen Aufwand, den du an unserm Hofe machst, unmöglich bestreiten. Kurz, dein Erscheinen und Betragen haben etwas Geheimnißvolles in sich, das ich erst ergründen muß, ehe ich deinen Antrag beantworten kann.

Tutu betheuerte, daß er der sey, für den er sich ausgebe. Zenomide fuhr fort, das Gegentheil zu behaupten. Endlich, um den falschen Verdacht von sich abzuwenden, offenbarte der allzutreuherzige Prinz seiner Geliebten das Geheimniß, wie er jeden Augenblick so viel Gold bekommen könnte, als er sich wünschte.

Die Prinzessin war mit diesem Geständnisse nicht zufrieden; sie wollte den Beutel sehen und selbst eine Probe damit machen. Tutu weigerte sich lange, dieses

unschätzbare Geschenk, dessen Bewahrung ihm sein Vater so ernstlich anbefohlen hatte, aus den Händen zu geben. Allein Zenomidens neue Vorwürfe, ihr Unwille über sein Mißtrauen, und ihre Bitten siegten über seine Standhaftigkeit; er zog den Beutel aus der Tasche, und reichte ihn der Prinzessin hin. Kaum hatte sie ihn in ihrer Gewalt, so eilte sie mit schnellen Schritten aus dem Zimmer, und schloß die Thür hinter sich zu.

Der Prinz hielt diesen Raub für bloßen Muthwillen, und erwartete die Rückkehr seiner Geliebten ganz ruhig. Nach einiger Zeit erschien ein Sklav, der ihm im Namen der Prinzessin für das erhaltene Geschenk dankte, und ihm zugleich ankündigte, daß Zenomide, in Begleitung ihres Vaters Abukaf und ihrer Mutter Dogandar, nach einem Lustschlosse abgereist sey. Tutu verlangte, auch dahin gebracht zu werden; man versicherte ihn aber, daß die königliche Familie, nach einer hergebrachten Sitte, keinen Fremden in diesem einsamen Aufenthalte zu sehen pflege.

Der Betrug lag unserm Prinzen nun klar vor Augen; er sah, daß Vater, Mutter und Tochter sich zu einem Komplot gegen ihn vereinigt hatten. Nun blieb ihm nichts übrig, als abzureisen und die mächtigste seiner Zaubergaben anzuwenden, um diese Beschimpfung zu rächen und den entwendeten Beutel sich durch Gewalt wieder zu verschaffen.

Er machte sich unverzüglich auf den Weg, kehrte in sein Reich zurück, und kam nach zwei Monaten, mit seinem Zauberhorn versehen, wieder vor der Residenz des Königs Abukaf an.

Kaum hatte er dieses wunderbare Instrument drei-

mal ertönen lassen, so zeigte sich an jedem Thore der Stadt, deren sechs waren, eine Armee von funfzigtausend Mann Fußvolk und eben so vielen Reitern. Die Wachen an den Thoren wurden augenblicklich über den Haufen geworfen, und diese zahlreichen Heere drangen von allen Seiten in die Hauptstraßen der Stadt ein. Furcht und Entsetzen ergriff die Einwohner; man dachte an keinen Widerstand, und der König Abukaf suchte sich und seine Familie durch die Flucht zu retten.

Die überall herumstreifende Reiterei entdeckte die Flüchtlinge sehr bald. Man nahm den König, seine Gemahlin und die schöne Zenomide gefangen, und brachte sie sämmtlich in das Zelt des jungen Königs. Mit bittender Stimme und niedergeschlagenen Augen redete Abukaf seinen Ueberwinder so an: ich verehre in dir einen unbekannten Feind, dessen Großmuth ich mich getrost unterwerfe, weil ich mich nicht von einem meines Gleichen, sondern von einem überirdischen Wesen, besiegt glaube. Wenn ich dich je beleidigte, so geschah es ohne mein Wissen, und ich hoffe, deinen Zorn wenigstens dadurch gemildert zu haben, daß ich durch keine frevelhafte Gegenwehr mich davor zu schützen wagte. Mein Leben ist in deiner Hand; das Schicksal meines Volkes hängt von deinem Winke ab. Sprich das Urtheil über mich und die Meinigen! Ich flehe nicht dein Mitleid, sondern bloß deine Gerechtigkeit an; denn ich bin mir keines Verbrechens bewußt, das dich zu Grausamkeit und Rache reitzen könnte.

Während daß der König Abukaf diese Anrede hielt, trocknete Zenomide ihre von Thränen verdunkelten Augen, und nun erkannte sie den Prinzen Tutu. Diese

Entdeckung flößte ihr Muth und Vertrauen ein. Sie wußte, was ihre Schönheit und ihr schlauer Geist über das Herz ihres Liebhabers vermochten; und ihrer Scharfsichtigkeit waren einige Blicke, die Tutu verstohlner Weise auf sie geworfen, und die mehr Liebe als Zorn verrathen hatten, nicht entgangen.

Zenomide nahm das Wort, sobald ihr Vater ausgeredet hatte, und ehe Tutu noch mit sich selbst einig werden konnte, was für eine Antwort er dem Könige geben sollte.

Kaum trauete ich meinen Augen, sagte sie, als ich in Euch, Prinz, den Störer unserer Ruhe, den Verwüster dieser Stadt und unseres Reiches, erblickte. Leider sehe ich, daß der Mann, der mir noch vor Kurzem ewige Liebe und das heiligste Vertrauen schwur, leere unbedeutende Worte sprach! Ueber den tollköpfigen Abentheurer — fuhr sie spöttisch fort — der, um einen muthwilligen Scherz zu rächen, die halbe Welt aufbietet, Länder verheert, und mit dem Schwert in der Hand den erzürnten Liebhaber spielt! Schämt Euch, Prinz! Dieser Auftritt macht weder Eurem Herzen, noch Eurem Verstande Ehre.

Tutu war auf Alles gefaßt, nur nicht auf Vorwürfe. Er ward verlegen; und Zenomide ließ ihm nicht Zeit, sein Betragen zu rechtfertigen.

Ich gestehe mein Verbrechen — unterbrach sie ihn —; ich allein will es büßen, und meine Unbesonnenheit soll nicht die Quelle des allgemeinen Verderbens werden! Hier ist meine Brust. Durchbohre sie, Grausamer! Stoß den gezückten Stahl in dieses Herz, von dem du dich dadurch beleidigt glaubst, daß es dei-

ne Liebe und dein Vertrauen auf eine so kühne Probe setzte.

Zenomide endigte diese Rede mit einem so zärtlichen, schmelzenden Tone, daß Tutu ihr gerührt zu Füßen fiel, und mit dem feierlichsten Schwur angelobte, seine Armeen zu entfernen, so bald er den entwendeten Beutel wieder erlangen würde.

Hier ist die unglückliche Veranlassung dieser Verwirrung, sagte die Prinzessin, indem sie ihm den Beutel zuwarf; nimm sie zurück, die unselige Zaubergabe, auf deren Besitz du so neidisch, so eifersüchtig bist, daß du sie selbst in den Händen eines Mädchens, das du zu lieben vorgabst, für verloren hieltest! Es kostet mir eben so wenig, dies Spielwerk zu entbehren, als einen Mann zu fliehen, dessen Launen so ungestüm und so unerträglich sind!

Tutu verlor alle Fassung. Er hielt den Zorn der Prinzessin für den Ausbruch beleidigter Liebe; denn er glaubte, ihr Herz wirklich besessen zu haben, und der Verlust desselben trieb ihn beinahe zur Verzweiflung.

Man kann sich leicht denken, wie sehr er sein Mißtrauen und seine Uebereilung verwünschte. Er würde, um sich mehr durch die That als durch Worte zu rechtfertigen, Zenomiden sogleich den Beutel freiwillig wieder zurückgegeben haben, wenn sie ihn nur gewürdigt hätte, seine Antwort und seinen Entschluß abzuwarten; allein sie eilte nach den letzten Worten unwillig von ihm weg.

Prinz Tutu wendete sich an den König und an die Königin. Er bat sie, ihm zu verzeihen und ihn mit ihrer Tochter wieder auszusöhnen. Seinem Versprechen

gemäß entließ er die Armee, die sich während der Zeit um ihn her versammelt hatte, aber auch auf seinen bloßen Wink sogleich wieder verschwand. Abukaf und Dogandar dankten dem Prinzen für seine Großmuth, und ersuchten ihn, mit in die Stadt zurückzukehren, wo ein großes Fest den Bund des Friedens feiern und alles Vergangene in Vergessenheit bringen sollte.

Tutu nahm diese Einladung mit Freuden an. Die Einwohner empfingen ihn unter lautem Jubelgeschrei; denn seine einnehmende Freundlichkeit vertrieb jeden Eindruck von Furcht und Schrecken, und man liebte und ehrte ihn als einen wohlthätigen Erretter. Feierlichkeiten aller Art beschlossen diesen merkwürdigen, wundervollen Tag. Das Volk durfte ungehindert daran Theil nehmen; und die Nacht verstrich unter mannigfaltigen Spielen, Tänzen und Lustbarkeiten, welche in einem großen Garten, den Feuerwerke und Illuminationen ununterbrochen auf das prächtigste erleuchteten, angestellt wurden, und denen der Prinz von einem Balcon aus, an Dogandars und Zenomidens Seite, zusah.

Ein Schauspiel dieser Art hätte Tutu's Eitelkeit schmeicheln können; allein ob er gleich die Veranlassung zu der Fröhlichkeit eines ganzen Volkes war, so nahm er doch wenig Theil daran. Sein Herz beschäftigte sich einzig und allein mit der Sorge, den Unwillen seiner Geliebten zu besänftigen und ihr Herz wieder zu gewinnen.

Als Zenomide den Prinzen durch Kaltsinn und Trotz lange gequält hatte, ließ sie sich nach und nach durch Bitten, Betheurungen, Schwüre und Thränen

erweichen. Ihre Miene ward freundlicher, ihre Stimme sanfter, und Tutu hatte endlich das Glück, sich mit ihr wieder auszusöhnen. Zenomide verließ hierauf den Balcon, und begab sich in ein nahes Zimmer. Der Prinz bat um die Erlaubniß, ihr folgen zu dürfen, und erhielt sie nach einiger Weigerung.

Nun wiederholte er lebhafter und dringender als jemals die Versicherungen seiner Liebe, und den Wunsch, die Hand der Prinzessin zu besitzen. Zenomide ward ernsthafter, und drückte ihm die Hand. Er zweifelte nun nicht, das Herz der Prinzessin gerührt zu haben, und beschwor sie, dem Winke desselben zu folgen.

Gern gäb' ich einer Stimme Gehör, sagte sie, die nur zu laut in meinem Innern für dich spricht; allein deine Macht ist mir zu fürchterlich. Ich erzittere vor dem Gedanken, einem Manne anzugehören, der, wie es scheint, mit überirdischen Wesen in einem so vertrauten Bunde steht. Eröffne mir das Geheimniß, durch welches du ein so unermeßliches Heer mitten in dieses Reich vor unsere Thore führtest, ohne daß wir es nur ahneten. Enthülle mir die Möglichkeit eines solchen Ueberfalles, der eben so wunderbar ist, als das augenblickliche Verschwinden dieser Schaaren, die ich mit meinen Augen in Luft zerfließen gesehen habe. Sage, beweise mir, daß du sterblicher Natur, wie ich, und nicht zu hoch über mich erhaben bist: so will ich der Regung meines Herzens willig folgen.

Zenomide sagte die letzten Worte mit so zärtlicher Stimme, daß der Prinz ohne allen Argwohn, und ohne sich einen Augenblick zu bedenken, ihre Neugierde befriedigte. Er zog das magische Horn hervor, und

unterrichtete Zenomiden von dem Gebrauch und der Wirkung desselben. Die schlaue Prinzessin fand bald eine Gelegenheit, ihrem unvorsichtigen Liebhaber auch diese Zaubergabe aus den Händen zu locken. Sobald sie im Besitz derselben war, ließ sie das Horn dreimal ertönen; und ein großes Heer, das den Pallast, den Garten und die halbe Stadt erfüllte, stand ihr zu Gebote da. Tutu's Vertrauen in seine Geliebte war zu groß, als daß er sie Anfangs einer heimtückischen Absicht fähig geglaubt hätte; er ward bloß über das Schrecken, das ihre unüberlegte Probe mit dem Horn verursachen würde, verlegen, und bat sie inständig, das Spiel nicht weiter zu treiben, und die herbeigerufene Armee durch einen Wink wieder zu zerstreuen. Aber wie groß war sein Entsetzen, als Zenomide, anstatt diese Bitte zu erfüllen, den nächststehenden Soldaten befahl, sich seiner zu bemächtigen, und ihn dem König, ihrem Vater, als Gefangenen zu überliefern.

Der Prinz verhinderte die Vollziehung dieses Befehls noch glücklicher Weise durch die Flucht. Die Nacht und das Gedränge der Menschen begünstigten sie, und er erreichte einen Ausgang aus der Stadt, ohne erkannt und angehalten zu werden. Er fand diesen zweiten Betrug so abscheulich, daß er Zenomiden die unversöhnlichste Rache schwur. Sein Zorn stieg noch höher, als er den Beutel öffnete, und sich einiges Reisegeld verschaffen wollte. Vergeblich war der Wunsch, daß er sich füllen möchte. Der Beutel blieb leer, und Tutu konnte nun nicht zweifeln, daß die falsche Zenomide ihm einen nachgemachten gegeben und ihn auch um diese Zaubergabe betrogen hatte.

Der Prinz mußte, um ohne Geld seine Reise fortsetzen zu können, den Entschluß fassen, sich in einen Derwisch zu verkleiden. In dieser dürftigen Gestalt kam er, nach einer langen und beschwerlichen Wanderschaft, in seinem Reiche an. Unterweges hatte er Zeit genug, den Plan, wie er die treulose Zenomide bestrafen wollte, zu überdenken. Das Mittel, das ihn rächen und ihm das Verlorne wieder verschaffen sollte, war der ziegenhärne Gürtel. Er eilte mit Ungeduld nach seinem Pallaste, und eröffnete das Kästchen, welches diesen einzigen Rest des väterlichen Vermächtnisses und zugleich alle seine Hoffnungen aufbewahrte. Um Mitternacht schlang er den Gürtel um den Leib, und wünschte dabei, daß er augenblicklich in Zenomidens Schlafgemach versetzt werden möchte.

Der Zauber that die gewünschte Wirkung. In wenigen Augenblicken befand Tutu sich neben dem Sofa der Prinzessin, die in tiefem Schlafe lag. Er war Willens, Zenomiden so zu überfallen, ihr das Geraubte mit dem Dolch auf der Brust abzufordern, dann durch das magische Horn eine neue Armee zusammen zu rufen, und die Verrätherin, nebst dem Könige und ihrer Mutter Dogandar, gefangen zu nehmen.

Der arme Prinz fühlte bald, daß die Ausführung dieses Planes ihm unmöglich war. Ueber Zenomidens Schönheit vergaß er das erlittene Unrecht, und sann schon darauf, wie er seine Verwegenheit entschuldigen wollte, wann Zenomide erwachte. Ein tiefer Seufzer, der sich aus seiner Brust hervor drängte, erweckte sie endlich. Sie sprang erschrocken vom Sofa auf, und rief um Hülfe. Tutu aber hielt sie fest, und bat sie, ruhig zu seyn.

Wer bist du, Verwegner? sagte Zenomide, indem sie sich loszuwinden suchte; — was willst du? — „Verzeihe dem Unglücklichen," antwortete der Prinz, „ehe du ihn erkennst! Wir Beide haben einander beleidigt; aber wir wollen uns keine Vorwürfe machen. Ich bitte dich, sey ohne Furcht, und höre mich gelassen an."

Zenomide erkannte Tutu's Stimme und Gesicht; sie merkte die Absicht, weshalb er in ihrem Zimmer war, und sagte: Prinz, ich bin strafbar; ich trieb die Grille, Euch zu berauben, damit Ihr einst Alles aus meiner Hand wieder bekommen solltet, zu weit. Ihr mußtet mich verkennen und das Allerschlimmste von mir denken. Ich will nicht nachforschen, durch welches neue Wunder Ihr Euch den Weg in diesen rings umher bewachten Pallast geöffnet habt; denn ich ehre das schreckliche Gefolge von dienstbaren Geistern, die Euch zu Gebote stehen. Ihr braucht ihren Beistand nicht, um das, was ich Euch aus den Händen lockte, wieder zu erlangen. Ehe der Morgen anbricht, sollt Ihr den Beutel und das Horn wieder bekommen. Allein Prinz (fuhr sie mit zärtlichem Tone fort), ich fordere dagegen die Erfüllung einer Pflicht von dir, die, wenn du mich jemals liebtest oder mich noch jetzt lieben kannst, dir selbst heilig seyn muß. Du hast meine Ehre beleidigt; dein nächtlicher Ueberfall hat meine Tugend in ein zweideutiges Licht gesetzt. Von dieser Stunde an bist du mein Gemahl, und morgen werden wir feierlich mit einander verbunden.

„Ist es möglich," rief Tutu aus, „daß du mit so zärtlicher Großmuth meine Unbesonnenheit belohnen kannst? Wie soll ich dir danken! Wo soll ich Worte finden, mein Glück auszusprechen! Ja, geliebteste Zeno-

mide, ich war, ich bin dein, und nun soll nichts den Bund unserer Herzen trennen."

Tutu drückte bei diesen Worten die Prinzessin fest an seine Brust. Sie hatte indessen den Gürtel bemerkt, der durch sein grobes Gewebe ihr auffallen mußte. Ihr Scharfsinn brachte sie sogleich auf die Vermuthung, daß irgend eine neue Zauberei mit diesem seltsamen Schmuck verbunden seyn müsse; und in der Hoffnung, ihrem Liebhaber das Geheimniß ablocken zu können, löste sie den Gürtel allmählig auf. Als sie damit so weit gekommen war, daß sie sich desselben mit einem einzigen Zuge bemächtigen zu können glaubte, zog sie sich mitten in einem zärtlichen Gespräche von dem Prinzen zurück, und klagte über einen unerträglichen Schmerz, den ihr sein Gewand verursachte. Sie stellte sich, als ob sie wie von ungefähr den ziegenhärnen Gürtel bemerkte, und bat den Prinzen, dieses eben so häßliche als beschwerliche Kleidungsstück abzulegen.

„Verachte dieses köstliche Gut nicht!" sagte Tutu; „von allen Wundergaben, die ich besaß, ist mir diese die wertheste. Diesem Gürtel habe ich das größte Glück meines Lebens zu verdanken."

Zenomide lächelte, und beschuldigte den Prinzen, daß er schon im Traume spräche. Er erzählte ihr hierauf, ohne ihre List zu argwohnen, daß er vermittelst dieses Gürtels eine Reise von vielen Hundert Meilen schneller als im Fluge gemacht habe, und daß der damit verbundene Zauber ihn überall hin versetzen könne, wohin er es wünsche.

Kaum war die arglistige Zenomide von dem Allen unterrichtet, so näherte sie sich dem Prinzen wieder,

und entwendete ihm unvermerkt den Gürtel, der nur noch ganz locker an seiner Hüfte hing. Sie band ihn um ihren Leib. In demselben Augenblicke wünschte sie sich in ihres Vaters Schlafgemach, und verschwand aus den Armen des getäuschten Tutu.

Seine Bestürzung über diesen Vorfall war so groß, daß er alles Bewußtseyn verlor, und beinahe in die Hände der Wache gefallen wäre, die König Abukaf sogleich abschickte, daß sie ihn ergreifen sollte. Zum Glück weckte ihn das Geräusch der Thüren, die man hastig aufriß, aus der gedankenlosen Betäubung, in welche ihn diese neue abscheuliche Verrätherei der Prinzessin versetzt hatte.

Er rettete sich durch eine geheime Treppe, die nach dem Garten führte; und da man keine weiteren Anstalten machte, ihn zu verfolgen, so erreichte er mit Sonnenaufgang ungehindert das freie Feld.

Jetzt war er in tiefe Schwermuth, oder vielmehr in Verzweiflung versunken, und wünschte sich nur den Tod. Mit dem Vorsatze, sich von irgend einem wilden Thiere zerreißen zu lassen, suchte er eine öde bergige Gegend auf, worin nur Löwen und Tiger wohnten.

Vergebens durchirrte er zwei Tage lang die rauhen Felsen und schauderhaften Klüfte dieser Wildniß, um seinen Tod zu finden. Ermattet und von Hunger und Durst gequält, faßte er endlich den Entschluß, seinen Leiden auf einmal selbst ein Ende zu machen. Er stieg auf die steilste Felsenspitze, die er erreichen konnte, und stürzte sich von da herab.

Ein günstiges Geschick, das über den Prinzen wachte, rettete ihn auch diesmal. Der Fall würde ihn un-

vermeidlich zertrümmert haben, wenn sein Kleid sich nicht, ehe er den Abgrund erreichte, in die Aeste eines Feigenbaumes verwickelt hätte. Jetzt rollte der Prinz ganz sanft und unbeschädigt den Fuß des Felsens, der mit dickem Moose bewachsen war, vollends hinunter; doch blieb er ziemlich lange betäubt und ohne Athem auf dem Boden liegen.

Als seine Sinne sich wieder gesammelt hatten, empfand er einen brennenden Durst, und sah nun, da er sich nicht aus der Stelle bewegen konnte, das kläglichste Ende vor Augen. Endlich versuchte er doch, ob er sich aufrichten und vielleicht eine Quelle in der Nähe entdecken könnte; aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos; er fühlte immer, daß er eine schwere Last zur Erde niederzog. Als er sich nach der Ursache dieses Hindernisses umsah, ward er einen großen Ast gewahr, den er im Fallen von dem Feigenbaum abgerissen, und der sich an den Saum seines Kleides gehängt hatte. Mit großer Freude erblickte er zugleich eine Menge reifer Früchte an diesem Aste. Er brach die nächsten Feigen ab, und verzehrte sie mit gierigem Appetit.

Kaum hatte er aber seinen lechzenden Gaumen mit diesem Labsal erquickt, so that es eine häßliche Wirkung. Mit jeder Feige, die er aß, wuchs seine Nase um einige Zoll; er bemerkte indeß vor Durst und Heißhunger diese Verunstaltung seines Gesichtes nicht eher, als bis er eine ziemliche Menge von den Zauberfrüchten genossen, und seine Nase dadurch nach und nach eine unförmliche Größe bekommen hatte.

Tutu's Lage war zu unglücklich, als daß dieser neue Unfall ihn hätte bestürzt machen sollen; er erstaun-

te darüber, ohne sich zu betrüben oder zu ärgern. Vielleicht, dachte er, ist es eine Züchtigung für die Unbesonnenheit, wodurch ich die mir anvertraueten Wundergaben verloren habe. Ich verdiene sie nur allzuwohl, und will den unbekannten Schutzgeist, den ich beleidigte, gern durch meinen Tod versöhnen!

Der Prinz ging während dieses Selbstgespräches und mancher traurigen Beobachtung über sein Schicksal, in dem Thale fort, in welches er herabgefallen war. Der Mittag kam indessen heran; die Sonne brannte immer heißer, und Tutu wurde aufs neue von Durst gequält. Glücklicher Weise hörte er auf seinem Wege das Rauschen einer Quelle. Er eilte zu ihr hin, und setzte sich, um ihr krystallhelles Wasser bequemer einschlürfen zu können, neben ihr nieder. Da er keinen Becher oder etwas dergleichen hatte, so schöpfte er mit der hohlen Hand daraus. So oft er trank, spürte er mit unglaublicher Freude eine merkliche Verkleinerung seiner Nase; und er setzte nun diese Kur so lange fort, bis sie ihre natürliche Größe wieder bekommen hatte.

Dieses Wunder erweckte aufs neue seine Hoffnung; und so bald er sich von der beschwerlichen und lächerlichen Bürde seines Gesichtes völlig befreiet sah, fiel ihm eine List ein, durch die er sich die ihm entwendeten Wundergaben wieder verschaffen, und zugleich die boshafte, betriegerische Zenomide bestrafen könnte.

Prinz Tutu zögerte nicht lange, seinen Plan auszuführen. Er ging erst wieder zu dem Feigenbaume, und brach die schönsten, reifsten Früchte davon ab. Ein Schäfer, der ihm auf dem Wege dahin begegnete, gab ihm ein irdenes Gefäß, welches er mit Wasser

aus der wunderthätigen Quelle anfüllte, und eine Kleidung von geringem Zeuge, die er gegen sein reiches Gewand vertauschte. Hierauf ging Tutu in der Kleidung eines Gärtners wieder in die Residenz des Königs Abukaf, und trug einen Korb mit seinen Zauberfrüchten zum Verkauf in den königlichen Pallast.

Da die Feigen außerordentlich groß und zu ungewöhnlicher Zeit vollkommen reif waren, so kaufte man sie, und setzte sie der Königin und der Prinzessin als eine Seltenheit beim Frühstück vor.

Tutu eilte, so bald der Handel geschlossen war, aus dem Pallaste weg,, vermummte sich aufs neue durch einen langen grauen Bart und einen schwarzen Mantel, und nahm als ein reisender Aegyptischer Arzt eine Wohnung in der äußersten Vorstadt, wo er die Wirkung der Zauberfeigen abwarten wollte. Dogandar und Zenomide aßen mit gleichem Appetit, und ihre Nasen erlangten, ehe sie es gewahr wurden, eine höchst unförmliche Größe. Sie bemerkten diese Verunstaltung fast zu gleicher Zeit, als sie zufällig einander ansahen; und nun schrieen sie laut auf.

Mutter und Tochter liefen erschrocken zu dem Spiegel, und fühlten, daß ihre Nasen sich noch immer streckten und ausdehnten.

Das Gerücht von dieser außerordentlichen Begebenheit verbreitete sich in wenigen Augenblicken durch den ganzen Pallast. König Abukaf, die eben bei ihm anwesenden Minister, und alle Hofleute eilten herbei, um sich mit eigenen Augen von dem schrecklichen Wunder zu überzeugen. Man fand die beiden Damen vor Schmerz und Verzweiflung in Ohnmacht liegen. Der

König ließ sogleich die berühmtesten Aerzte der Stadt zusammen rufen, und öffentlich bekannt machen, daß der, welcher seine Gemahlin und Tochter von ihren unförmlichen Nasen befreien würde, eine seiner Macht und Großmuth angemessene Belohnung erhalten sollte. Nach langen Berathschlagungen fiel der Ausspruch der versammelten Aerzte dahin aus: daß die Patientinnen durch Arzneimittel nicht geheilt werden könnten, und daß sie sich entschließen müßten, die beschwerlichen Auswüchse ihrer Gesichter von einem Wundarzte abschneiden zu lassen. Dabei behaupteten indeß alle einstimmig: es wäre unmöglich, ihren Nasen die vorige Gestalt und Schönheit wiederzugeben.

Weder Dogandar noch Zenomide wollten sich dieser Kur unterwerfen, und beschlossen, lieber ihre ellenlangen Nasen zu behalten.

Prinz Tutu hatte sich von allem, was in dem Pallaste vorgegangen war, durch abgeschickte Kundschafter unterrichten lassen, und glaubte, daß jetzt der rechte Zeitpunkt wäre, den so glücklich angelegten Plan vollends auszuführen. Er ließ sich am Hofe des Königs als ein fremder Arzt melden, und dabei im voraus versichern, daß er ein durch magische Künste bereitetes Mittel besitze, dessen Kräfte sich an den Kranken in wenigen Tagen bewähren würden.

Die königliche Familie und der ganze Hof empfingen ihn mit ausgezeichneter Achtung, und man wies ihm eine Wohnung im Pallaste an, damit er seinen Patientinnen immer in der Nähe wäre.

Das Wasser aus der Wunderquelle, das ihm selbst so heilsam gewesen war, und wovon er eine gefüllte

Flasche bei sich hatte, that an der Königin die erwünschte Wirkung. Ihre Nase verkleinerte sich mit jedem Zuge, den sie davon trank, und es hätte bloß von dem Prinzen abgehangen, sie in wenigen Augenblicken ganz von ihrer Unförmlichkeit zu befreien. Aber aus Vorsicht verzögerte er die Kur, um seine Kunst und seine Mittel dadurch wichtiger zu machen.

Zenomide brannte vor Ungeduld, auch von diesem Wundarzte kurirt zu werden; aber Tutu ließ sie lange vergebens hoffen, und versicherte, die Heilung der Königin mache ihm so viel zu schaffen, daß er seine Aufmerksamkeit nicht ohne die größte Gefahr theilen könne.

Als die Nase der Königin endlich ihre natürliche Größe wieder erlangt hatte, begab sich der Prinz eines Morgens in Zenomidens Zimmer, und redete sie mit folgenden Worten an: „Ihr Anblick, Prinzessin, erregt mein Mitleiden. Wenn Sie mit diesem seltsamen Rüssel auf die Welt gekommen wären, so würde man glauben müssen, ihre Mutter habe sich an einem Elephanten versehen. Was hilft Ihnen jetzt Ihre Schönheit, da diese unförmliche Nase sie gänzlich entstellt? Alle die Männer, die Sie dadurch an sich lockten, um Ihr Spiel mit ihnen zu treiben, werden nun über Sie triumphiren und sich über Ihr Unglück freuen. Beruhigen Sie Sich indeß. Die Königin, Ihre Mutter, kann bereits wieder ohne Schauder in ihren Spiegel sehen; und vielleicht, Prinzessin, gelingt es meiner Kunst, auch Ihrer Nase das vorige schöne Ebenmaß wiederzugeben.

So sehr Zenomide durch diese Anrede beleidigt wurde, so verbarg sie doch ihre Empfindlichkeit, und zwang sich sogar, den Arzt in sehr verbindlichen Ausdrücken um

Hülfe zu bitten. Der Prinz gab ihr nun eine Schale gewöhnliches Brunnenwasser zu trinken, über das er allerlei unverständliche Worte ausgesprochen hatte. Da das Mittel, wie natürlich, keine Wirkung that, so bereitete er eine zweite Schale, drückte den Saft von einigen Kräutern hinein, und ließ sie von der Prinzessin, unter allerlei geheimnißvollen Ceremonien, allmählig ausleeren. Die Nase der Patientin verminderte sich aber nicht um ein Haar breit.

Zenomide hatte die ziemlich schnelle Kur ihrer Mutter gesehen, und war in Verzweiflung. Der verkappte Arzt stellte sich, als ob er selbst über die Vergeblichkeit seiner Bemühungen verlegen wäre. Er entfernte sich, und versicherte dabei, daß er am nächsten Morgen wiederkommen, und die fruchtlos versuchte Kur auf eine andre Art anfangen wollte. Die Prinzessin brachte den Tag und die folgende Nacht in der größten Bekümmerniß zu, und Dogandar bemühte sich vergebens, sie zu trösten.

Tutu wiederholte drei Tage nach einander seine verstellten Bemühungen. Endlich bestimmte er die Stunde der Mitternacht zum letzten und wichtigsten Versuch, und verlangte, daß man ihn um diese Zeit mit der Prinzessin ganz allein lassen sollte. Er bekam die Erlaubniß dazu ohne Schwierigkeit. Zenomide erwartete den Augenblick seiner Ankunft mit ängstlich klopfendem Herzen. Sie empfing ihren vermeinten Arzt mit Thränen in den Augen, und beschwor ihn, kein Mittel unversucht zu lassen, um sie von ihrem unseligen Zustande zu befreien. Wenn Euch die reichen Belohnungen meines Vaters nicht genug sind, sagte sie, so wißt, daß ich

Schätze von unermeßlichem Werthe besitze, womit ich Euch in dem Augenblick, da ich genese, meine Dankbarkeit beweisen will. Ich schwöre, daß alle Könige der Erde Euch nicht so großmüthig belohnen können, wie ich es zu thun vermag, und gewiß thun werde.

„Ich kenne," erwiederte Tutu ganz kalt, „die Versprechungen der Kranken, und weiß, wie weit man sich darauf zu verlassen hat. Auf diese erzwungene Freigebigkeit folgt, sobald die Noth vorüber ist, Reue, und was der Kranke versprach, hat er dann gänzlich vergessen.

Zenomide eilte, ohne zu antworten, in ein Nebenzimmer, und brachte den Beutel, das metallene Horn und den ziegenhärnen Gürtel, um ihrem Arzte mehr Vertrauen einzuflößen.

Diese drei unscheinbaren, unbedeutenden Dinge, sagte sie, haben so große Wunderkräfte, daß Ihr durch den Besitz derselben der reichste, mächtigste und gefährlichste aller Menschen werden könnt. Sie sind von diesem Augenblick an Euer Eigenthum, und ich will Euch von dem Gebrauche derselben unterrichten, sobald Eure Kunst mir meine vorige Gestalt wieder gegeben hat.

„Ich bedarf dieses Unterrichtes nicht," unterbrach sie der Prinz, indem er den Bart von sich warf, und sich der drei Wundergaben bemächtigte. „Ich nehme wieder, was du mir raubtest, und lasse dir dein falsches, treuloses Herz und — deine lange Nase."

Indem der Prinz diese Worte sprach, band er seinen Zaubergürtel um den Leib, und wünschte sich mit dem Horn und dem Beutel in sein Reich zurück.

1.

Märchen von Rübezahl.

Das Riesengebirge, welches Schlesien von Böhmen und Mähren scheidet, war ehemals der Aufenthalt eines mächtigen Berggeistes, Rübezahl genannt. Auf der Oberfläche des Gebirges hatte sein Gebiet nur wenige Meilen im Umfange; aber im Innern erstreckte es sich unermeßlich tief und weit. Hier, in den unterirdischen Provinzen, hausete er gewöhnlich, und nur zuweilen, nach Jahrhunderten einmal, erhob er sich aus den Tiefen der Erde, um eine Zeitlang über derselben sein Wesen zu treiben. Ehe diese Gegend von Menschen bewohnt war, machte er sich bei seinen Lustreisen auf der Oberwelt allerlei Spaß mit wilden Thieren. Er hetzte sie zusammen, und ließ sie mit einander kämpfen, oder schreckte sie auch selbst aus ihren Lagern plötzlich auf, und trieb sie, gleich einem Sturmwinde, vor sich hin, wie große Herren parforçe zu jagen pflegen.

Als er aber nach langer, langer Zeit einmal wieder aus seinem Unterreiche an das Tageslicht hervorkam, um sich auf die gewohnte Weise zu vergnügen, sah er mit Erstaunen alles so sehr verändert, daß er sein Gebiet fast nicht mehr kannte. Die finstern Wälder waren ausgehauen und in Ackerfeld verwandelt; auf den Wiesen weideten Schafe und Rinder unter dem Schutz ihres Hirten und seines wachsamen Hundes; hier und da lagen Dörfer und einzelne Hütten zerstreuet, deren Bewohner zur Besorgung ihrer Geschäfte aus- und eingingen; vor den Thüren spielten muntere Kinder, und erfüllten die Luft mit fröhlichem Geschrei. Rübe-

zahl wunderte sich bei dem Anblick dieser neuen Dinge nicht wenig; am meisten aber erregten die Menschen-Gestalten, die er sonst noch nie gesehen hatte, seine Aufmerksamkeit. Er beschloß, diese Art von Geschöpfen näher kennen zu lernen, in dieser Absicht ihre Gestalt anzunehmen, und sich einige Zeit unter ihnen aufzuhalten.

Zuerst trat er als Knecht in die Dienste eines Landwirthes, und verrichtete seine Arbeit aufs beste. Alles, was er unternahm, gelang ihm, und er schaffte seinem Herrn großen Nutzen, so, daß dieser durch ihn hätte reich werden können. Allein der Herr war ein liederlicher Verschwender, der alles wieder durchbrachte, was sein treuer Knecht erwarb, und der ihm für seine Dienste nicht einmal dankte. Hierüber ward Rübezahl ärgerlich, und ging zu einem andern, bei dem er sich als Schafhirt vermiethete. Die Heerde gedieh gleichfalls unter seiner Aufsicht, und mehrete sich. Kein Schaf erkrankte, keins wurde vom Wolf zerrissen, so lange Rübezahl sie hütete. Aber sein Herr war ein Geitzhals, der ihm nicht satt zu essen gab, und ihm seinen Lohn verkürzte, so oft er nur konnte. Darum schied Rübezahl auch von diesem, und begab sich zu einem Amtmanne, bei dem er die Stelle eines Gerichtsdieners übernahm. Er versah diesen Dienst mit allem Eifer, und reinigte in kurzer Zeit seinen Amtsbezirk von Dieben und Straßenräubern. Als er aber fand, daß der Amtmann ein ungerechter Richter war, und sich mit Geschenken bestechen ließ, wollte er nicht länger das Werkzeug der Ungerechtigkeit seyn, und lief davon.

Nun hatte er keine Lust mehr, noch weitere Proben zu machen; denn da er von ungefähr an lauter schlechte Menschen gerathen war, so faßte er von dem ganzen Menschen-Geschlechte eine ungünstige Meinung, und nahm sich vor, diese böse Brut, wie er sie im Unwillen nannte, überall, so weit sein Gebiet ginge, zu hohnnecken und zu plagen. Doch änderte er noch einmal seinen Entschluß, als er ein schönes, unschuldiges junges Mädchen sah, welches ihm so sehr gefiel, daß er es in seine Gewalt zu bekommen suchte. Dies war die Tochter eines Fürsten, dessen Schloß in der Nähe des Riesengebirges lag. Die Prinzessin pflegte öfters mit ihren Gespielen in einem anmuthigen Wäldchen spaziren zu gehen; und hier war es, wo Rübezahl sie erblickte, und sie mit unsichtbarer Hand entführte. Die Gespielen erschracken, als die Prinzessin plötzlich verschwunden war, und sahen einander mit starren Augen an. Endlich erhoben sie ein lautes Geschrei und Wehklagen, liefen eilig nach dem Schlosse zurück, und verkündigten die traurige Begebenheit. Der Fürst war außer sich vor Betrübniß und Entsetzen. Er schickte sogleich alle seine Diener aus, um seine geliebte Tochter zu suchen; aber da war weit und breit keine Prinzessin zu finden, und sie mußten ohne dieselbe wieder zurückkehren.

Unterdessen befand sich die schöne Prinzessin Emma (so hieß sie) in einem prächtigen Pallaste, wohin Rübezahl sie in einem Augenblicke versetzt hatte. Er selbst nahm die Gestalt eines Jünglings an, und bemühete sich, sie zu ermuntern und zu trösten; denn sie war, vor Schreck über die plötzliche Entführung, ohnmächtig

in einen Lehnstuhl hingesunken. Als sie sich wieder erholt hatte, und die Augen aufschlug, wußte sie vor Erstaunen kein Wort zu sagen. Der Glanz und die Pracht des Zimmers übertraf alles, was sie jemals in der Art gesehen hatte, und die Wohnung ihres Vaters schien ihr dagegen nur ein gemeines Stübchen zu seyn. Rübezahl stand vor ihr, und sagte: „Beruhige Dich, schöne Prinzessin! Du bist hier so sicher, wie in dem Schlosse Deines Vaters. Es wird Dir an nichts fehlen; alle Deine Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hierauf führte er sie durch den ganzen Pallast, und zeigte ihr die Herrlichkeit desselben. Dann ging er mit ihr in den Lustgarten, welcher den Pallast rings umgab, und pflückte ihr die schönsten Blumen und die köstlichsten Früchte, dergleichen ihr noch gar nicht vorgekommen waren. Sie konnte endlich ihre Neugier nicht länger unterdrücken, und fragte, wo sie denn eigentlich wäre. Rübezahl verschwieg ihr die Wahrheit nicht, sondern sagte unverholen, daß sie sich in dem Reiche des mächtigsten Berggeistes befinde, der sie liebe, und sich mit ihr zu verbinden wünsche.

Diese Entdeckung war der Prinzessin nicht sehr erfreulich, besonders darum, weil sie schon einen Bräutigam hatte. Sie ließ sich aber von ihrer wahren Gesinnung nichts merken, und bat nur, Rübezahl möchte die Heirath so lange verschieben, bis sie sich erst an diese unterirdische Lebensart gewöhnt hätte. Hiermit war Rübezahl auch zufrieden. Aber die Prinzessin konnte ihre Schwermuth nicht verbergen; sie war immer in tiefen Gedanken, und hörte oft nicht, was Rübezahl sprach. Einsmals, als er einen ganzen Tag nicht zu

Hause gewesen war, und gegen Abend wieder zurückkam, sah er, daß die Prinzessin sich die Augen roth geweint hatte. Er fragte sie also, was ihr fehle. Ach, sagte sie: ich kann die Meinigen noch nicht vergessen. Hier bin ich so allein; und bei meinem Vater hatte ich eine Menge Gespielen und so viele Gesellschaft, als ich nur verlangte. — „Die sollst du hier auch haben," antwortete Rübezahl, „und zwar, welche du willst. Warte nur ein wenig." Er ging darauf fort in den Garten, zog ein Duzend Rüben aus einem Beete, legte sie in ein zierliches Körbchen, trat damit vor die Prinzessin hin, und sagte: „In diesem Körbchen ist alles, was du wünschest. Nimm diesen Zauberstab, und berühre damit die Rüben, so werden sie die Gestalten bekommen, welche du haben willst."

Die Prinzessin machte sogleich die Probe, ob ihr diese Schöpfung gelingen würde. Indem sie mit dem Stabe eine Rübe berührte, nannte sie den Namen ihrer liebsten Freundin Brinhild. Im Augenblicke war Brinhild da, fiel der Prinzessin zu Füßen, küßte ihre Hände, und benetzte sie mit Freudenthränen. Erstaunen und Entzücken ergriff die Prinzessin, als sie ihre geliebte Brinhild wieder sah, und sie wußte erst keine Worte zu finden, ihre Empfindungen auszudrücken. Sie ergriff ihre Freundin bei der Hand, umarmte sie zärtlich, und erzählte ihr in aller Kürze ihr Schicksal. Dann führte sie dieselbe in dem Pallast und in dem Garten umher, und zeigte ihr die Wunder von Schönheit, welche Rübezahl hierher gezaubert hatte.

Da die erste Probe so gut ausgefallen war, so beschloß die Prinzessin, vermittelst des Stabes auch die an-

dern Rüben zu beseelen, und ihnen die Gestalt der Jungfrauen zu geben, die vormals zu ihrer Bedienung bestimmt gewesen waren. Dies geschah; es blieben aber noch zwei Rüben übrig, von denen sie die eine in eine schöne Cyperkatze, und die andre in ein niedliches Hündchen verwandelte. Nun hatte sie beinahe ihren ganzen vorigen Hofstaat wieder beisammen, und lebte einige Wochen lang in der gewohnten Gesellschaft recht glücklich. Doch bemerkte sie nach und nach mit Betrübniß eine Veränderung in der Gestalt der Jungfrauen; ihre Gesichter wurden blaß, ihre Glieder fingen an zu welken, und sie zehrten sichtbar ab, ob sie gleich immer mit gutem Appetit aßen und tranken. An einem Morgen, als die Prinzessin erwachte, und ihren Dienerinnen mit der Glocke das Zeichen gab, daß sie kommen und sie ankleiden sollten: wackelten ein halbes Duzend alter Mütterchen an Krücken zur Thür herein, die bei jedem Schritte außer Athem kamen, und nicht aufhörten zu keuchen und zu husten. Die Prinzessin schauderte bei diesem Anblick, und winkte ihnen mit der Hand, daß sie wieder umkehren sollten. Dann stand sie auf, zog sich selbst an, und ging in das Nebenzimmer, wo sich die andern Gespielen aufhielten. Diese fand sie eben so eingeschrumpft und hinfällig; auch konnte sich die schöne Cyperkatze kaum noch regen, und das niedliche Hündchen hatte schon die Beine von sich gestreckt.

Die Prinzessin eilte aufgebracht hinaus zu Rübezahl, und rief ihn mit lauter Stimme. Als er kam, sagte sie: boshafter Geist, warum mißgönnst du mir die einzige Freude, die ich in dieser Einsamkeit habe? Warum lässest du meine trauten Gespielen und Dienerin-

nen nach so kurzer Lebensfrist wieder hinsterben? Erneuere augenblicklich ihre Kraft, und verjünge sie wieder, oder Haß und Verachtung, anstatt Liebe, sollen dein Lohn seyn! — „Schönste Prinzessin," antwortete Rübezahl, „du verlangst etwas Unmögliches von mir. Die Gesetze der Natur kann ich nicht ändern. So lange frischer Saft in den Rüben war, so lange floß auch jugendliches Blut in den Körpern, die du hervorgebracht hattest. Jetzt ist die Zeit, wo jene welken und vertrocknen; und so müssen nothwendig auch diese altern und sterben. Doch den Schaden kannst du bald ersetzen. Ich bringe dir frische Rüben, und dein Zauberstab bildet Gestalten daraus, wie du sie wünschest. Erspare aber deinen veralterten Gesellschafterinnen die Qual eines langsamen Todes, und verwandle sie in ihre ursprüngliche Gestalt." Mit diesen Worten entfernte sich Rübezahl. Die Prinzessin verwandelte sodann durch Berührung mit ihrem Stabe die runzeligen Weiber in verwelkte Rüben, und warf sie in einen Winkel auf dem Hofe.

Voller Erwartung ging sie nun in den Garten, um die frischen Rüben in Empfang zu nehmen, die Rübezahl ihr versprochen hatte. Dieser aber kam ihr mit leeren Händen entgegen, und entschuldigte sich sehr demüthig, indem er sagte: es wären jetzt nirgends frische Rüben mehr zu finden; er wolle aber gleich Anstalt machen, daß bald wieder welche wüchsen. Die Prinzessin kehrte ihm verdrießlich den Rücken zu, und ging, ohne eine Silbe zu antworten, in ihr Zimmer. Rübezahl machte sich auf, und begab sich, wie ein Bauer gestaltet, in eine Stadt zu einem Krämer, und kaufte einen ganzen Sack voll Samen, womit er ein

großes Stück Acker in seinem Garten besäete. Dann befahl er einem seiner dienstbaren Geister, ein unterirdisches Feuer anzuzünden, und beständig eine gelinde Wärme unter der Saat zu erhalten, damit sie desto eher aufginge. Nachdem dies alles geschehen war, meldete er es der Prinzessin, und zeigte ihr den besäeten Acker, von dem sie in kurzer Zeit so viele Rüben bekommen würde, daß sie sich Gesellschaft genug machen könnte. Sie schien vergnügt darüber, und dankte ihm für seine Gefälligkeit. Täglich ging sie hinaus in den Garten, und sah zu ihrer Freude, daß die Saat bald lustig aufschoß. Sie nahm sich vor, diesmal einen klügern Gebrauch von dem Zauberstabe zu machen, und sich mit Hülfe desselben aus ihrem Gefängnisse zu befreien; denn sie wünschte nichts sehnlicher, als in ihr väterliches Haus zurückzukehren, und ihren geliebten Bräutigam, den Prinzen Ratibor, wieder zu sehen. Aeußerlich stellte sie sich indeß noch immer freundlich gegen Rübezahl, und machte ihm Hoffnung, daß sie ihn heirathen würde.

Als die Rüben anfingen zu reifen, zog die Prinzessin eine aus, ließ sie auf ihrer Hand zur Biene werden, und sprach zu ihr: „fliege hin, liebes Bienchen, zum Prinzen Ratibor, und sumse ihm sanft ins Ohr, daß Emma noch für ihn lebt, aber eine Gefangene des mächtigen Geistes ist, welcher das Gebirge bewohnt. Flieg', und komm bald wieder, und bringe mir Nachricht von ihm!" Das Bienchen flog von ihrer Hand, um den Befehl auszurichten; aber unterweges wurde es von einer hungrigen Schwalbe weggeschnappt, und kam nicht wieder. Darauf machte Emma eine Grille,

und gab ihr denselben Auftrag: „hüpfe, kleine Grille, hin zu dem Prinzen Ratibor, und zirpe ihm ins Ohr, daß Emma durch ihn aus ihrem Gefängniß erlöset zu werden erwartet.“ Die Grille hüpfte rüstig fort, und war schon ziemlich weit gekommen, als ein gieriger Storch am Wege sie mit seinem Schnabel faßte, und verschluckte. Emma machte einen dritten Versuch; sie gab einer Rübe die Gestalt einer Elster, und sprach; „flattre hin, geschwätziger Vogel, von Baum zu Baum, bis du kommst zum Prinzen Ratibor. Gieb ihm Bericht von meiner Gefangenschaft, und bitte ihn, daß er den dritten Tag von heute auf mich warte an der Grenze des Gebirges, und mich in Schutz nehme.“ Die Elster flatterte fort, und erfüllte den Befehl der Prinzessin.

Prinz Ratibor hatte von dem Tage an, da seine Braut entführt war, weder Ruhe noch Rast gehabt. Er zog über Berg und Thal, und durchstreifte die Wälder vom Morgen bis zum Abend, um der geliebten Emma auf die Spur zu kommen. Ermattet von der Mittagshitze saß er gerade unter einer schattigen Eiche, als die abgesandte Elster in diesen Bezirk kam. Sie flog von einem Baume zum andern, und blickte unter sich, ob sie den Prinzen gewahr werden möchte. Da hörte sie mit einemmale eine seufzende Stimme, welche den Namen Emma aussprach; und zugleich sah sie den Prinzen unter dem Baume sitzen. Sie säumte nicht, ihn anzureden, und ihm das Schicksal der gefangenen Prinzessin zu erzählen. Ratibor horchte hoch auf, sah sich nach allen Seiten um, uud erblickte endlich über sich die geschwätzige Elster. Erstaunt über das Wunder that

er mancherlei Fragen; aber die Elster konnte ihm nichts anders bestellen, als was Emma sie gelehrt hatte. Als Natibor hörte, daß sie nach drei Tagen ihn an der Gränze des Gebirges zu finden wünsche, sprang er schnell auf, eilte nach Hause, rüstete seine Dienerschaft, und zog mit ihr hin an den bestimmten Ort.

Emma hatte indessen schon eine List ersonnen, wodurch sie den Berggeist täuschen und sich unbemerkt aus seiner Gewalt befreien wollte. Sie stellte sich sehr freundlich gegen ihn, und sagte, nun wäre sie entschlossen, ihn zu heirathen; doch wünsche sie, noch vorher eine Probe seiner aufrichtigen und standhaften Liebe von ihm zu erhalten. Voll Freude über diese Worte, sagte er: fordere von mir, was du willst; es soll dir nichts versagt werden. — „Gut," antwortete sie; „morgen sollst du meinen Wunsch erfahren." Am andern Tage früh legte Emma ihre kostbarsten Kleider an, und schmückte sich wie eine Braut. Als Rübezahl vor ihr erschien, sagte sie: „gib mir diesen einzigen Beweis deiner Gefälligkeit, gehe hinaus auf den Acker, und zähle alle Rüben, die darauf stehen. Ich will sie hernach in Brautjungfern verwandeln, und sie sollen Zeugen seyn an meinem Ehrentage. Aber verzähle dich ja nicht, auch nicht um eine einzige; denn daran will ich deine Treue prüfen."

Rübezahl ging, und zählte mit solchem Eifer, daß er bald fertig war. Um indeß seiner Sache recht gewiß zu seyn, fing er noch einmal an zu zählen; aber am Ende fand er zu seinem Verdrusse, daß die Summe, die er jetzt herausbrachte, mit der ersten nicht übereinstimmte. Er mußte also sein Geschäft zum drittenmale von vorn anfangen.

Diese Zeit benutzte die schlaue Emma aufs beste. Sobald Rübezahl sich entfernt hatte, nahm sie eine große starke Rübe, verwandelte sie vermittelst ihres Zauberstabes in ein rasches Pferd mit Sattel und Zaum, setzte sich darauf, und galoppirte nach der Gränze des Gebirges zu, wo Ratibor sie schon erwartete.

Als Rübezahl endlich die wahre Summe der Rüben gefunden zu haben glaubte, eilte er froh in den Pallast, um seiner schönen Braut von der Erfüllung ihres Befehls Rechenschaft zu geben. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er sie in ihrem Zimmer nicht fand! Er suchte sie in allen Winkeln, im Garten, überall; doch vergebens. Nun merkte er Unrath. Er warf geschwind seinen Körper ab, schwang sich als Geist hoch in die Luft, und erblickte von fern die fliehende Emma, als sie eben über die Gränze seines Gebietes setzte, wo er keine Macht mehr an ihr hatte. Wüthend vor Zorn schleuderte er aus einer vorüberziehenden Wolke der Fliehenden noch einen Blitzstrahl nach, der sie aber nicht traf, sondern nur eine Gränzeiche zersplitterte. Dann begab er sich zurück in seinen Zauberpallast, ließ ihn im Nu verschwinden, daß keine Spur davon übrig blieb, und fuhr mit Verwünschungen gegen das verhaßte Menschengeschlecht in die Tiefen des Abgrundes.

Die wunderbaren Begebenheiten der Prinzessin wurden bald im ganzen Lande bekannt, und man gab von der Zeit an dem Berggeiste den Spottnamen Rübezahl, weil er sich von der listigen Emma hatte fortschicken lassen, um Rüben zu zählen.

Der mißmuthige Berggeist nahm sich zwar vor, nie wieder auf die Oberwelt zurückzukehren, wo er so viel Verdruß erfahren hatte; aber die Zeit änderte seinen Entschluß. Nach einigen hundert Jahren, da er jenes widrige Schicksal fast vergessen hatte, und lange Weile ihn drückte, machte er wieder eine Lustreise auf das Riesengebirge, und zauberte auf eben derselben Stelle, wie vorher, einen Pallast hin. Vorübergehende sahen jedoch nichts davon; es schien ihnen dort nur eine dicke undurchdringliche Wildniß zu seyn. Als er nun so von seiner Höhe herab die umliegende Gegend sah, und eine Menge von Städten, Flecken und Dörfern erblickte, fiel ihm wieder ein, welche verdrießlichen Vorfälle er ehemals unter den Menschen gehabt hatte. Nun schwur er bei sich selbst, sich jetzt dafür zu rächen, und die Menschen zu necken und zu plagen, wo er nur könnte.

Als er noch hierauf sann, hörte er in der Ferne Menschenstimmen. Drei Handwerksbursche zogen über das Gebirge, und der keckste von ihnen rief unaufhörlich: „Rübezahl, komm herab! Rübezahl, du Mädchendieb!" — Diese Spötterei machte ihn vor Zorn fast rasend. Er glaubte, die Geschichte von seiner Entführung der Prinzessin Emma wäre längst vergessen; denn er hatte in den Tiefen der Erde nie gehört, was man auf der Oberwelt von ihm sprach. Allein die Einwohner des Gebirges hatten sie treulich aufbewahrt und die Erzählung dieser Begebenheit wie ein Märchen auf die Nachkommen gebracht. Muthwillige Wanderer pflegten daher, wann sie in die Gegend des Gebirges kamen, wo der Sage nach das Zauberschloß gestanden hatte, auf obige Art zu schäkern, um ihre Herzhaftigkeit

zu zeigen. Man wußte, daß das immer ungestraft geschehen war, und so besorgte auch jener arme Schelm nichts Böses, da er sich mit seinen Reisegefährten über den Berggeist lustig machte. Allein für ihn schlug der Spaß sehr übel aus. Rübezahl war schon im Begriff, dem dreisten Spötter nachzueilen, und ihn auf der Stelle zu erwürgen. Doch besann er sich noch. Das würde, dachte er, großes Aufsehen machen und mein Gebiet in schlechten Ruf bringen, daß Niemand mehr durchreiste; und dann hätte ich keine Gelegenheit mehr, noch ferner mein Spiel mit den Menschen zu treiben. Er beschloß daher, sich auf eine feinere Art zu rächen.

An einem Scheidewege trennten sich die Handwerksbursche, und der, welcher die Spottrede geführt hatte, ging in eine nahgelegene Stadt. Rübezahl folgte ihm unsichtbar bis zur Herberge, damit er ihn zu finden wüßte, wann er seinen Plan ausführen wollte. Als er seinen Rückweg ins Gebirge nahm, sah er von fern einen reichen Juden die Straße herabkommen. Geschwind gesellte er sich in der Gestalt jenes leichtfertigen Burschen zu ihm, sprach freundlich mit ihm, und führte ihn unvermerkt von der Hauptstraße ab auf einen Seitenweg, der ins Gebüsch ging. Hier fiel er plötzlich den Juden an, riß ihn nieder, band ihm Hände und Füße, zerschlug ihn jämmerlich, raubte ihm alles Geld und alle Kostbarkeiten, die er bei sich hatte, und ließ ihn halb todt liegen. Mit dieser Beute eilte Rübezahl nun unsichtbar in die Herberge, und prakticirte sie dem erwähnten Burschen in sein Felleisen, welches neben ihm unter der Bank lag.

Als der gemißhandelte Jude sich wieder erholt hatte,

fing

fing er an, erbärmlich zu wimmern und um Hülfe zu rufen. Sogleich trat Rübezahl in der Gestalt eines ehrbaren Bürgers zu ihm, bezeugte ihm sein Mitleiden, ihn in solchem Zustande zu sehen, lösete ihm flugs die Bande auf, und leistete ihm alle Hülfe, die seine Lage erforderte. Dann fragte er: wer hat dich denn so übel zugerichtet und beraubt? Der Jude erzählte ihm sein Schicksal ausführlich, und beschrieb die Person des Straßenräubers von Kopf bis zu Fuß ganz genau. Während dessen gingen Beide nach der Stadt zu, wo der Jude sich wollte verbinden lassen. Rübezahl begleitete ihn, und brachte ihn gerade vor den Gasthof, in welchen der Handwerksbursche eingekehrt war. Vor der Thür gab Rübezahl dem Juden noch einen Zehrpfennig, und trennte sich dann von ihm.

Bei dem Eintritt in den Gasthof erstaunte der Jude sehr, als er sah, daß sein Räuber lustig und guter Dinge mit andern Gesellen am Tische saß, und zechte. Der Jude setzte sich in einen Winkel, und betrachtete den Menschen mit der größten Aufmerksamkeit, um sich erst recht zu überzeugen, daß er sich nicht irre. Er wurde in seiner Meinung immer mehr und mehr bestärkt. Endlich ging er sacht wieder zur Thür hinaus, und gerades Weges zu dem Burgemeister, bei dem er seine Klage anbrachte. Dieser gab sogleich Befehl, den Menschen in Verhaft zu nehmen. Die Gerichtsdiener thaten, was ihnen befohlen war, ergriffen den lustigen Kauz, der nicht wußte, wie ihm geschah, und schleppten ihn vor den Burgemeister. „Wer bist du, und wo kommst du her?" fragte der Richter mit ernsthafter Mine. — Ich bin ein ehrlicher Schneider, Benedix genannt, komme vom

Gebirge, und suche hier Arbeit bei einem Meister. — „Hast du nicht diesen Juden im Walde angefallen, gemißhandelt, gebunden und beraubt?“ — Benedix sah den Juden mit großen Augen an, und sagte: ich kenne den Menschen nicht, sehe ihn hier zum erstenmale, und habe ihn weder geschlagen noch beraubt. Ich bin ein ehrlicher Handwerker, und kein Straßenräuber. — „Womit willst du deine Ehrlichkeit beweisen?“ — Mit meiner Kundschaft und mit meinem guten Gewissen. — „Zeige her deine Kundschaft!“ — Benedix öffnete sein Felleisen, und suchte nach der Kundschaft; doch indem er so darin herum wühlte, klimperte es wie Geld. Die Gerichtsdiener griffen hurtig zu, und schütteten das ganze Felleisen aus. Da lagen die Goldstücke und Juwelen, wie der Jude sie vorher beschrieben hatte. Der arme Mensch stand da, wie vom Donner gerührt, ward todtenblaß, und konnte kein Wort vorbringen.

„Wie nun, Bösewicht?“ redete ihn der strenge Richter an; „erfrechst du dich noch, den Raub zu leugnen?“ — Erbarmen, gnädiger Herr Burgemeister! flehete Benedix, und warf sich auf die Kniee nieder. Ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß ich unschuldig bin, und nicht weiß, wie diese Sachen in mein Felleisen gekommen sind. Gott weiß es! — „Du bist überwiesen,“ fuhr der Richter fort; „der gefundne Raub ist Beweises genug von deinem Verbrechen. Gieb Gott die Ehre, und bekenne freiwillig, ehe der Henker kommt, und dir das Geständniß der Wahrheit mit der Folter abzwingt.“ — Vergebens berief der unglückliche Benedix sich auf seine Unschuld; man hörte ihn nicht. Der Henker wurde hereingerufen, und packte seine fürchter-

lichen Instrumente aus, bei deren Anblick der Arme alle Standhaftigkeit verlor. Der Tod, dachte er, kann so schmerzhaft nicht seyn, als die Marter mit diesen höllischen Werkzeugen; daher bekannte er lieber gleich ein Verbrechen, das er doch nicht verübt hatte. Auf dieses Geständniß erfolgte auf der Stelle der Urtheilsspruch, daß er den folgenden Morgen gehenkt werden solle. Keiner freuete sich mehr über dies Urtheil, als Rübezahl, der sich unter den Zuschauern mit in die Gerichtsstube gedrängt hatte, und dem wohlweisen Herrn Burgemeister lauten Beifall zurief. Er fand sich auch des Morgens früh zu allererst am Hochgericht ein, und krächzte in der Gestalt eines Raben von einer dürren Eiche herunter, weil er begierig war, dem Gehenkten sogleich die Augen auszuhacken. Allein diesmal betrog er sich; denn der Verurtheilte hatte noch am Abend zuvor eine Galgenfrist von drei Tagen erhalten. Der Geistliche, dem es aufgetragen war, den armen Sünder zum Tode vorzubereiten, fand ihn nämlich sehr unwissend, und meinte: wenigstens müßte der Mensch drei Tage unterrichtet werden, wenn er in den Himmel kommen sollte. Als Rübezahl dies hörte, flog er in das Gebirge, und setzte da seine gewohnten Streifereien fort.

Am folgenden Tage bemerkte er ein Mädchen, welches unter einem Baume saß, die Hände rang, und bitterlich weinte. Aus Neugierde, zu erfahren, was dem Mädchen wohl fehlen möchte, näherte er sich dem Baume. Er nahm wieder die Gestalt eines feinen Bürgersmannes an, trat zu ihr, und sagte mit freundlichem Gesichte: „Mädchen, was weinst du? Entdecke mir deinen Kummer; vielleicht kann ich dich trösten.“ Das Mäd-

chen antwortete traurig: Ach, guter Mann, was fragt Ihr nach meinem Kummer, der größer ist, als daß ein Mensch ihn lindern könnte! Ich bin eine Mörderin; ich habe den Geliebten meines Herzens gemordet, und will nun meine Schuld mit Jammer und Thränen abbüßen, bis mir der Tod das Herz zerbricht. — „Wie?" sagte Rübezahl voll Erstaunen; „du eine Mörderin? und noch so jung und so viel Unschuld in deinen Mienen? Wie ist das möglich?" — Ihr sollt es hören, wenn ihr wollt. Ein guter braver junger Mensch, unsers Nachbars Sohn, liebte mich, und ich liebte ihn. Als er vor drei Jahren auf die Wanderschaft ging, und Abschied von mir nahm, sagte er: bleib mir treu; wann ich wieder komme, heirathe ich dich. Ich versprach ihm feste Treue. Er hielt ehrlich Wort, kam zurück, und wollte mich zur Frau nehmen; ich verschmähete ihn aber, und sagte: Du hast kein Geld noch Eigenthum. Geh', und verschaffe dir erst blanke Thaler; sonst kann ich deine Frau nicht werden. So sehr er bat und flehete, so blieb ich doch hart und unerbittlich. Wohlan, sagte er zuletzt, ich gehe, und will dir Geld bringen, wenn ich auch stehlen und morden soll. Ach! ich dachte nicht, daß er das so ernstlich meinte, und ließ ihn mit Spott von mir. Nun hat ihn die Verzweiflung vermocht, einen Juden im Gebirge anzufallen und zu berauben; und für diesen Frevel sitzt er im Gefängniß, und erwartet den Tod.

Rübezahl konnte seine Verwunderung über diese Erzählung nicht bergen, und fragte weiter: „warum sitzest du aber hier, und weinst? Was wird das dir oder deinem Geliebten helfen?" — Ich ruhe nur ein wenig

aus, antwortete sie. Bald setze ich meinen Weg nach der Stadt fort. Da will ich dem strengen Richter zu Fuße fallen, und ihn durch meine Thränen und Bitten zu bewegen suchen, daß er dem unschuldigen Blute das Leben schenkt. Gelingt es mir nicht, so will ich mit ihm sterben. — Rübezahl wurde gerührt, vergaß von Stund an seine Rache, und beschloß, dem trostlosen Mädchen ihren Geliebten wieder zu geben. „Stehe auf," sagte er, „und sey nicht länger betrübt. Noch ehe die Sonne untergeht, soll dein Geliebter frei seyn, und morgen früh in der Dämmerung wird er an deine Thür klopfen. Mach ihm dann geschwind auf, und begegne ihm nicht wieder so schnöde, wie sonst. Auch sollst du wissen, daß er das Bubenstück nicht begangen hat, dessen er beschuldigt wird; er hat sich durch deinen Eigensinn zu keiner bösen That reitzen lassen."

„Das Mädchen blickte unsern Rübezahl verwundert an, und meinte anfangs, er hätte sie zum Besten. Da sie aber keinen Spott in seinem Gesichte bemerkte, so gewann sie Vertrauen, und sagte: lieber Herr, wenn Ihr die Wahrheit redet, so müßt Ihr entweder ein Prophet seyn, oder der Schutzengel meines Geliebten, weil Ihr das Alles so wisset. — „Keines von beiden," antwortete Rübezahl; „doch sein Schutzengel kann ich werden. Ich will hin, und ihn frei machen von seinen Banden; denn ich vermag viel in der Stadt. Sei gutes Muths, und geh in Frieden nach Hause." — Das Mädchen machte sich auf, und ging fort, ob sie gleich noch immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebte.

Unsichtbar wanderte Rübezahl zur Stadt ein, und überlegte, wie er den Gefangenen erlösen wollte.

Da begegnete ihm nicht weit vom Gefängnisse der Geistliche, welcher eben bei dem Delinquenten gewesen war. Schnell hatte Rübezahl seinen Entschluß gefaßt, den armen Benedix auf eine spaßhafte Art zu befreien. Er begab sich in der Gestalt des Geistlichen nach einer Stunde in das Gefängniß, das ihm der Kerkermeister ohne Weigerung öffnete, und trieb zuerst ein Weilchen seinen Spaß mit dem Gefangenen, welcher glaubte, daß er wirklich den Geistlichen vor sich hätte. Rübezahl that auch ganz ernsthaft allerlei Gewissensfragen, die der arme Benedix treuherzig beantwortete. Um indeß dem Spiel ein Ende zu machen, fragte Rübezahl in einem lustigen Tone: „denkst du auch wohl noch an dein Liebchen?" — Benedix stutzte, sah dem vermeinten Geistlichen starr ins Gesicht, und fing an zu weinen. „Gieb dich zufrieden, armer Benedix," fuhr Rübezahl fort; „du sollst nicht sterben. Ich habe erfahren, daß du unschuldig bist; und darum bin ich gekommen, dich aus dem Kerker zu befreien. Hiermit zog er einen Schlüssel aus der Tasche, und schloß die Schlösser an den Ketten auf, welche nun sogleich von Händen und Füßen abfielen. Jetzt wechselte Rübezahl mit ihm die Kleider, und sagte: „in dieser Verkleidung wirst du sicher durch die Wächter und durch die Straßen kommen. Geh' nur ganz langsam, und laß keine Furcht blicken. Sobald du aber zur Stadt hinaus bist, dann eile, so sehr du kannst, und ruhe nicht, bis du vor der Thür deines Liebchens stehst."

Dem guten Benedix däuchte das alles erst ein Traum; doch da ihn seine Sinne überzeugten, daß er wachte, so fiel er seinem Erretter zu Füßen. Er wollte

ihm danken, konnte aber vor Freude kein Wort hervorbringen. Rübezahl befahl ihm, sich geschwind fortzumachen, und gab ihm noch ein kleines Brod und eine Wurst mit auf den Weg.

Fröhlich wanderte Benedix zum Kerker hinaus, und gelangte ungehindert bis vor das Thor. Hier fing er an seine Schritte zu verdoppeln, und eilte der Heimath seiner Geliebten zu. Diese saß in ihrem Kämmerchen, und erwartete mit Schmerzen den Anbruch des Morgens. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen; und je näher die entscheidende Stunde heran rückte, desto unruhiger ward sie. Schon kräheten die Hähne, schon dämmerte das Morgenlicht, und noch war alles um sie her still. Auf einmal pochte es leise an ihr Fenster. Sie sprang auf, und es lief ein froher Schauer durch ihre Glieder, als sie die Stimme ihres Benedix vernahm. Geschwind öffnete sie die Thür; aber ach, wie erschrak sie bei dem Anblick des Mannes in schwarzer Tracht! Sie glaubte, ein Gespenst zu sehen, und sank fast in Ohnmacht. Doch Benedix überzeugte sie bald, daß er es sei, und erzählte ihr mit wenigen Worten seine wunderbare Errettung. Nachdem die ersten Aufwallungen der Freude und des Entzückens vorüber waren, fühlte sich Benedix von dem starken Marsch sowohl, als auch von Hunger und Durst ermattet, und begehrte eine kleine Stärkung. Das Mädchen konnte ihm nichts vorsetzen, als einen Trunk Wasser, und Brot und Salz, womit auch Beide auf die Zukunft sich begnügen zu wollen einander versprachen. Indessen erinnerte sich Benedix an das Geschenk des guten Geistlichen. Er griff in die Tasche, und zog die Wurst

hervor, die zu seiner Verwunderung gewaltig schwer geworden war. Als er sie von einander brach, siehe! da fielen lauter Goldstücke heraus. Stumm vor freudigem Erstaunen sahen Beide sich eine Zeitlang an; endlich sagte Benedix: gewiß hat der mitleidige Mann, der mich aus dem Gefängnisse befreiete, unsre Armuth gekannt, und uns diesen Schatz als eine Hochzeitsteuer geschenkt. Der Himmel vergelte es ihm, dem Edelmüthigen! — Noch an demselben Morgen machten sie sich auf, und zogen in ein anderes Land, wo sie in friedlicher Ehe ein glückliches Leben führten.

In eben der Stunde, da Benedix bei seiner Braut ankam, erhielt Rübezahl, welcher die Gestalt des entwichenen armen Sünders angenommen hatte, im Gefängnisse den letzten Besuch von dem Geistlichen. Dieser bemühete sich, ihm Trost einzusprechen, fand aber zu seiner Freude, daß der arme Mensch sich zum Sterben vollkommen gefaßt gemacht hatte.

Nicht lange, so kamen die Gerichtsdiener, führten unsern Rübezahl fort, und überlieferten ihn dem Henker. Er ließ alles geduldig mit sich vornehmen; als er aber am Galgen hing, zappelte er so stark und so lange, daß die Zuschauer den Henker steinigen wollten, weil er den armen Sünder ungebührlich martere. Endlich streckte er sich lang aus, und stellte sich, als ob er todt wäre. Das Volk verlief sich nach und nach; doch kamen auch einige Neugierige wieder, und traten nahe an den Galgen hin, um den Gehenkten recht genau zu betrachten. Plötzlich fing dieser wieder an zu zappeln und so fürchterliche Grimassen zu machen, daß alles in der größten Eil davon lief. Nun verbreitete sich das Ge-

rücht: der Gehenkte könne nicht sterben; der Henker habe sein Amt nicht gehörig verrichtet. Um hinter die Wahrheit zu kommen, schickte der Magistrat gegen Abend hinaus, und ließ die Sache untersuchen. Allein man fand keine Bewegung mehr an dem Gehenkten; und als man genauer zusah, war nichts als ein mit Lumpen behängter Strohwisch da. Daß hier ein Geist sein Spiel getrieben hätte, war jetzt Niemanden zweifelhaft; man nahm den Strohwisch ab, und schaffte ihn in aller Stille über die Seite.

So glücklich, wie Benedix, kamen aber nicht Alle davon, welche Rübezahlen böse gemacht hatten. Oft neckte und plagte er sogar Unschuldige; und wenn sie ihm dann seine Neckereien zurückgaben, so standen sie in Gefahr, aufs ärgste gemißhandelt zu werden, ja selbst das Leben zu verlieren. Indessen konnte man auch leicht seine Gunst gewinnen und ihn zum Mitleiden bewegen, wenn er gerade bei guter Laune war.

Einen Bauer, Namens Veit, hatten böse Nachbaren durch ungerechte Prozesse um Hab' und Gut gebracht. Sein Vieh war verkauft, sein Hüttchen verschuldet, und er besaß nichts mehr, als ein Paar gesunde Arme, die aber nicht hinreichten, ihn, seine Frau und seine Kinder zu ernähren und seine Schulden zu bezahlen. Traurig saß er da in einem Winkel des Stübchens, ihm gegenüber seine Frau mit dem kleinsten Kinde an der Brust; die übrigen standen umher, und nagten blaß und abgezehrt an harten Brotrinden. Nach langem Schweigen sagte die Frau: lieber Mann, du weißt, ich

habe noch einige reiche Vettern im Gebirge. Gehe hin, stelle ihnen unsre Noth vor, und bitte sie, daß sie uns 100 Thaler auf Zinsen leihen, damit wir uns wieder Vieh anschaffen und unsre Nahrung, wie zuvor, treiben können. Gewiß, sie werden es thun, wenn sie hören, daß wir ohne unsre Schuld so arm geworden sind.

Dem Manne gefiel dieser Vorschlag. Er machte sich sogleich auf, und wanderte in das Gebirge zu den reichen Vettern. Als aber diese sein Anliegen hörten, begegneten sie ihm hart, kränkten ihn mit bittern Vorwürfen, und wiesen ihn an der Thür ab, ohne ihm nur einen Bissen Brot anzubieten.

Voller Verzweiflung trat Veit seinen Rückweg an. „Ach!" seufzte er; „was wird meine arme Frau sagen, wenn ich mit leeren Händen zurückkomme! Und die hungrigen Kinder, die nach Brot schreien! — Ich ertrage den Jammer nicht." Er warf sich unter einen Baum, und sann nach, ob er nicht irgend ein Rettungsmittel ausfindig machen könnte. Da fiel ihm plötzlich der Gedanke ein: ich will Rübezahlen ansprechen. Er ist zwar ein böser Schalk, der nicht viel mit sich scherzen läßt; aber er thut doch manchmal auch Gutes. Wenn es recht schlimm geht, so kann er mir doch nur das Leben nehmen; und dessen bin ich ohnehin überdrüßig.

Gedacht, gethan. Veit sprang auf, und rief mit lauter Stimme: Rübezahl! Rübezahl! — Gleich stand der Geist in Gestalt eines Köhlers mit rußigem Gesicht und einem langen, fuchsrothen Barte vor ihm. In der Hand hielt er eine große Stange, die er mit drohender Geberde gegen Veit aufhob, wobei er sagte:

„Verwegner! Was erfrechst du dich, mich bei meinem Spottnamen zu rufen? Weißt du nicht, daß Niemand ungestraft dies thut?" — Verzeiht, Herr Geist, ich wußte wohl, daß Ihr es nicht gern hört, wenn man Euch so nennt; aber ich kannte Euren rechten Namen nicht, und mich trieb die Noth, Euch zu rufen. Ich bitte, seid so gut, und leihet mir 100 Thaler auf Zinsen. Nach drei Jahren zahle ich Euch Kapital und Zinsen, so wahr ich ehrlich bin. — „Narr! bildest du dir ein, daß ich Geld auf Zinsen verleihe? Geh' zu den Menschen, deinen Brüdern; die werden dir schon helfen!" — Ach! leider, ich bin da gewesen; aber sie sind nicht brüderlich gesinnt. Nun erzählte Veit umständlich die Geschichte seiner Verarmung und die schlechte Aufnahme, die er bei seinen reichen Vettern erfahren hatte.

Dies machte Rübezahls Mitleid rege; auch schien ihm der Einfall, von einem Geiste Geld leihen zu wollen, so sonderbar, daß er sich vornahm, den Wunsch des armen Bauern zu erfüllen. „Komm," sagte er, „und folge mir." Sie gingen seitwärts tief in den Wald hinein, und kamen in ein abgelegenes Thal, in dessen Hintergrunde ein hoher Fels hervorragte, der unterhalb mit dichtem Gebüsche bewachsen war. Als sie sich hier mühsam durchgedrängt hatten, kamen sie an den Eingang einer finstern Höhle, in welche Veit mit Herzklopfen hineintrat. Um ihn her war alles düster und grausig, und in der Fern hörte er ein Brausen, wie von wildem Wasser. Am Ende des langen schmalen Ganges eröffnete sich ein geräumiger Platz, wie ein großer Saal, den ein hüpfendes blaues Flämmchen erhellete. Beim Schimmer dieses Flämmchens erblickte Veit in der Mitte eine

Braupfanne voll harter Thaler. Das Herz im Leibe lachte ihm, als er die blanken Thaler sah. Rübezahl sagte: „tritt hinzu, nimm so viel du brauchst, und gieb mir dann eine Handschrift darüber, wenn du anders schreiben kannst.“ Veit sagte: ja, ich kann schreiben; und nun zählte er, ohne sich weiter nöthigen zu lassen, gerade hundert Thaler, auch nicht Einen mehr, in seinen Schooß, und steckte sie in die Tasche.

Unterdessen hatte Rübezahl Tinte, Feder und Papier herbei geholt, und schien gar nicht darauf zu achten, wie viel Geld Veit nähme. Dieser schrieb den Schuldbrief, und überreichte ihn dem Geiste, der ihn dann in einen eisernen Kasten schloß. Hierauf wurde Veit mit folgenden Worten entlassen: „geh' hin in Frieden; aber vergiß nicht, daß du mein Schuldner bist. Merke dir den Eingang zu diesem Felsen, und bringe nach drei Jahren Kapital und Zins zurück. Ich bin ein strenger Gläubiger; sorge also, daß du Wort halten kannst.“ — Veit versprach das mit einem treuherzigen Handschlag, und ging.

Als er ins Freie kam, sah er sich auf allen Seiten um, damit er die Gegend wieder finden könnte; und dann eilte er fröhlich nach Hause. Vor der Thür schrieen ihm schon die Kinder entgegen: Vater, bringst du uns Brot? Uns hungert so sehr! Er nahm sie freundlich bei der Hand, und trat mit ihnen in die Stube. Da erwartete die Frau ihn mit banger Ungewißheit; bald aber merkte sie an seinen Minen, daß er ihr gute Nachricht zu geben hatte. Er grüßte sie herzlich, und sagte: „deine Vettern sind brave Leute; sie haben mich gut aufgenommen, und mir den gewünschten Vorschuß gege-

ben. Geschwind koche den Kinderchen einen Brei; hier ist ein Säckchen mit Grütze und Hirse, die ich unterweges gekauft habe." Die Frau that sich nicht wenig zu gute auf ihre reichen Verwandten, und freuete sich über ihren glücklichen Einfall, sie um Hülfe anzusprechen. Veit aber sagte: „der Vetter, welcher mir das Geld lieh, ermahnte uns zum Fleiße, daß wir ihm zur bestimmten Zeit Kapital und Zinsen bezahlen könnten. Wohlan! laß uns thätig seyn und unsre Kräfte anstrengen."

Von Stunde an dachten sie darauf, wie sie das geborgte Geld am besten anwenden könnten. Veit kaufte Vieh und ein Stück Acker; dies bewirthschafteten sie im ersten Jahre so gut, daß sie im folgenden noch ein anderes dazu kaufen konnten. Den Gewinn von beiden legten sie im dritten Jahre aufs neue an, um ihr Gütchen zu vergrößern. Es war ein besonderer Segen in Rübezahls Gelde; denn alles, was Veit unternahm, gelang ihm. Am Ende des dritten Jahres, als der Tag der Zahlung kam, stand Veit des Morgens früh auf, weckte Weib und Kinder, sagte ihnen, sie sollten ihre beste Kleidung anziehen, und zog auch selbst seinen Sonntagsrock an. Dann ließ er seinen Hans anspannen, nahm den schweren Geldbeutel, worin Kapital und Zins schon abgezählt war, setzte sich mit seiner ganzen Familie auf den Wagen, und fuhr nach dem Gebirge zu. Als sie an einen Hohlweg kamen, ließ Veit halten, stieg mit Frau und Kindern ab, und sagte: Hans, fahre du die Anhöhe hinan, und warte; wir wollen zu Fuß durch das angenehme Thal gehen, und auf der andern Seite wieder zu dir kommen. Die Frau wunderte sich, daß

sie einen Umweg machen sollten; aber Veit sagte ihr mit wenigen Worten: ich habe das Geld nicht von deinem Vetter; dort am Ende des Thales wohnt der Vetter; es ist Rübezahl. Bei diesem Namen erschraken Alle; denn sie hatten viel Böses von dem Geiste gehört. Veit rühmte ihn, und suchte sie zu beruhigen; aber vergebens: sie stellten sich um ihn her, wollten ihn zurückhalten, und baten flehentlich, er möchte umkehren. Indessen riß er sich mit Gewalt los, und ging fort. Er fand den Felsen und das Gebüsch bald wieder, arbeitete sich durch, und suchte den Eingang zu der Höhle; dieser war aber verschwunden. Er klopfte, er klimperte mit dem Gelde, er rief den Geist; — doch der Geist ließ sich nicht hören und sehen. Endlich sah Veit sich genöthigt, zurückzukehren. Seine Frau und seine Kinder freueten sich herzlich, als sie ihn von fern erblickten; er aber war mißmuthig, daß er seinen Zweck nicht erreicht hatte, setzte sich nieder, und dachte nach, was nun zu thun sei. Es fiel ihm ein, den Geist bei seinem Spottnamen zu rufen, wie das vorigemal. Er that es. Alle fingen aufs neue an zu zittern und zu beben, und ein Kind rief ängstlich: dort, dort hinter jenem Baume steht der schwarze Mann! Veit eilte hin, sah aber nichts. Kurz, alle Mühe, den Geist herbei zu rufen, war verloren, und sie mußten sämmtlich ihren Rückweg antreten. Indem sie gingen, erhob sich ein sanfter Wind in den Wipfeln der Bäume, der die herbstlichen Blätter herabschüttelte, und sie vor sich hin trieb. Die Kinder hatten ihr Spiel damit, und haschten darnach. Eins ward darunter ein Blatt Papier gewahr, und lief hinterher; der Wind aber führte es immer wei-

ter. Endlich warf der Knabe seinen Hut darauf, und so bekam er es. Freudig zeigte er seinen Fund dem Vater. Dieser schlug das zusammen gelegte Blatt aus einander, und erstaunte nicht wenig, als er seinen Schuldbrief sah. Das Blatt Papier war oben etwas eingerissen, und darunter stand geschrieben: zu Dank bezahlt. Mit Entzücken rief Veit: „Freuet euch! Unser Wohlthäter hat uns gesehen und gehört. Er weiß, daß ich ehrlich bin, und hat mir meine Schuld geschenkt. Hier ist die quittirte Handschrift.“

Nun setzten sie vergnügt ihren Weg fort, und kamen zu ihrem Fuhrwerk. Als sie in den Wagen stiegen, sagte Veit zu seiner Frau: „wie wäre es, wenn wir heute noch deine geitzigen Vettern besuchten, da wir schon auf der Hälfte des Weges sind?“ Die Frau war es zufrieden, und so fuhren sie hin. Veit stieg vor dem Hause ab, wo man ihn vor drei Jahren so hart abgewiesen hatte, und klopfte an die Thür. Da kam ein ganz unbekannter Mann heraus, von dem sie erfuhren, daß die reichen Vettern ausgewirthschaftet und vor Kurzem Haus und Hof verlassen hätten, und in die weite Welt gegangen wären. Auf diese Nachricht fuhren sie nach Hause zurück.

Veit nahm immer mehr an Wohlstand zu, blieb aber auch redlich und arbeitsam, und half Nothleidenden nach Vermögen, da er selbst erfahren hatte, wie wohl es thut, Hülfe in der Noth zu finden.

Obgleich Veit seiner Frau und seinen Kindern strenge verboten hatte, von dieser Begebenheit zu reden;

so ward sie doch bald bekannt. Die Frau hatte sie einer Gevatterin unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt. Diese vertraute das Geheimniß einer schwatzhaften Muhme, und so ging es weiter. Nun wollten alle liederliche Wirthe und faule Tagediebe ihre leeren Beutel aus Rübezahls Braupfanne füllen. Eine Zeitlang hatte Rübezahl seinen Spaß mit ihnen. Er ließ sie hier und da in der Nähe seines Aufenthalts einen Schatz finden, und wenn sie ihn nach Hause brachten, so war er in Kohlen oder Steine verwandelt. Als sie es ihm aber zu arg machten, und ihn zu sehr überliefen, ward er böse, und empfing sie bei dem Eintritt in sein Gebiet mit einem Steinhagel, oder schreckte sie durch fürchterliche Gestalten. Auf diese Art schaffte er sich wieder Ruhe.

Eines Tages lag er an der Hecke seines Gartens, und sonnte sich. Da kam eine Frau, die hatte ein Kind vor sich an der Brust, eins auf dem Rücken, und eins an der Hand; ein etwas größeres trug einen Korb und eine Harke. Sie wußte nicht, daß Rübezahl hier wohnte, und daß sie ihm so nahe war; daher setzte sie unbesorgt ihre beiden Kleinen aufs Gras, befahl dem größern Knaben, das abgefallne Laub zu sammeln, und machte sich selbst auch daran, die Büsche abzustreifen. Rübezahl betrachtete sie mit Theilnahme, und dachte: eine Mutter ist doch ein recht gutes Geschöpf! Wie sauer die hier es sich mit ihren Kinderchen werden läßt! — Dieser Gedanke versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, so, daß er entschlossen war, sie anzureden, und sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen. Indem fingen die Kleinen an, aus langer Weile zu schreien. Die

Mutter

Mutter verließ ihr Geschäft, eilte hinzu, und suchte sie zu besänftigen. Bald nachher schrieen sie von neuem. Die Mutter lief geschwind, und pflückte ihnen Himbeeren und Erdbeeren, und brachte sie ihnen liebkosend. Diese mütterliche Zärtlichkeit gefiel Rübezahlen ungemein. Doch der eine Junge war allzu eigensinnig; er warf die Erdbeeren weg, und schrie immer heftiger. Daher ward die Mutter endlich ungeduldig, und rief: Rübezahl komm, und friß mir den Schreier! — Augenblicklich stand Rübezahl vor ihr in der gewöhnlichen Köhlergestalt. „Hier bin ich," sagte er, „und will thun, was du verlangt hast." Die Frau erschrak; doch faßte sie sich wieder, und sagte ganz dreist: ich rief dich nur, um meine Kinder zum Schweigen zu bringen; jetzt, da sie stille sind, habe ich dich weiter nicht nöthig. — „Aber weißt du wohl, daß man mich nicht ungeahndet rufen darf? Ich halte dich beim Wort. Gieb her den Schreier!" Hiermit streckte er die Hand aus, und wollte ihn greifen. Da fuhr die Mutter auf ihn zu, packte ihn bei den Haaren, und rief: erst mußt du mir das Mutterherz aus dem Leibe reißen, ehe du mein Kind bekommst. —

Eines so herzhaften Widerstandes hatte Rübezahl sich nicht versehen; er trat etliche Schritte zurück, und sagte lächelnd: „gemach! gemach! Ich bin kein Menschenfresser. Aber gib mir den Knaben; er gefällt mir. Ich will ihn halten, wie einen Junker, ihn in Sammt und Seide kleiden, und einen braven Mann aus ihm ziehen." — So? Gefällt Euch der Junge? Ja, das ist ein Junge, wie ein Engel! Seht nur den kleinen Schelm, wie freundlich er jetzt aussieht. Nein, der ist

mir für aller Welt Schätze nicht feil. — „Sey doch nicht wunderlich! Du behältst ja doch noch drei, die dir Last genug machen.“ — Wohl wahr, sie machen viel Last, aber auch viel Freude, und wann sie größer werden, helfen sie mir arbeiten. Jetzt muß ich mich freilich sehr placken, da sie mir allein auf dem Halse liegen, und noch dazu habe ich einen schlimmen Mann, der — „Wie?“ fuhr Rübezahl auf; „eine so brave Frau einen schlimmen Mann? Dem will ich den Hals brechen!“ — Oho! da hättet Ihr viel Hälse zu brechen, wenn Ihr alle bösen Männer aus der Welt schaffen wolltet. Das ist nun einmal nicht anders. Wir pflegen zu sagen: Ehestand, Wehestand. Er hat auch seine guten Stunden. Nur zuweilen wird er rappelköpfisch, wenns ihm einfällt, daß ich ihm nichts zugebracht habe, und daß er unser Bißchen Brot so sauer verdienen muß. Hätte ich Vermögen, so würde er gewiß der beste Mann seyn. — „Was für ein Gewerbe treibt dein Mann?“ — Er hat einen kleinen Glashandel, und ist jetzt eben unterweges. Morgen oder übermorgen erwarte ich ihn aus Böhmen zurück. Wenn ihm nur kein Glas zerbricht, ehe er nach Hause kommt! denn sonst muß ich dafür büßen. — „Ei! und du liebst den Mann, der dir so übel begegnet?“ — Warum nicht? Ernährt er doch mich und meine Kinder. — „Aber wenn du mir den Knaben da abließest, so wollte ich dir so viel Geld geben, daß dein Mann niemals wieder mit dir zanken, oder dir deine Armuth vorwerfen dürfte.“ — Nein! nein! Aus dem Handel wird nichts. Da verliert nur kein Wort weiter. Wollt Ihr ihm aber einen Dreier zu Semmel schenken, da er Euch so gefallen hat, so —

„Bist du so eigensinnig, und gibst mir den Knaben nicht, so schenke ich ihm auch keinen Dreier." — Nun, er wird darum auch nicht verhungern; er ist an Brot gewöhnt. Seid aber doch so gut, und helft mir meinen Korb auf den Rücken heben. Dies that Rübezahl, und dann trennten sie sich von einander.

Als die Frau eine Weile gegangen war, fühlte sie, daß der Korb gewaltig schwer ward. Sie dachte, sie hätte während der Unterredung mit Rübezahl aus Zerstreuung das Laub zu fest eingedrückt, und zu viel eingepackt; daher setzte sie den Korb auf einen Baumstamm, und warf einen Theil von dem Laube heraus. Dennoch nahm die Schwere des Korbes nachher immer zu, je näher sie ihrem Hause kam, und sie war recht froh, als sie endlich den Hof erreichte. Eine Ziege und zwei Zicklein, für welche das Laub gesammelt war, witterten ihr frisches Futter bald, und meckerten im Stall um die Wette. Die Frau schüttete es ihnen in die Krippe, und ging dann hin, um sich und ihren Kinderchen eine Suppe zu kochen. Nachdem sie gegessen hatten, legten sie sich ruhig schlafen.

Am Morgen wollte die Frau die Ziege melken, und ihren Kinderchen eine Milchbrocke machen; aber, o Jammer! die Ziege und die Zicklein lagen hingestreckt auf dem Boden, und rührten kein Glied. Betäubt vor Schreck stand sie da, und rang die Hände. Am meisten fürchtete sie den Zorn ihres Mannes, den sie diesen Abend erwartete. Als sie näher hinzutrat, um das Vieh zu besehen, fiel ihr etwas Blankes unter der Streu in die Augen. Sie nahm es auf, und — welche Freude! Es war ein goldenes Laubblatt. Sie lief sogleich

zu einem Juden, und verkaufte es; dann holte sie Fleisch, Gemüse und Brot, um ihrem Manne einmal ein recht gutes Abendessen zu bereiten, womit sie ihn unvermuthet überraschen wollte. Indessen dachte sie: du mußt doch zusehen, ob nicht noch mehr Goldblätter im Stalle liegen. Der Korb war gestern wohl nicht von ungefähr so schwer; vielleicht hat Rübezahl dir ein großes Glück beschert. — Wirklich fand sie auch unter dem Stroh noch viele Goldblätter, und in der Krippe lag ein ganzer Haufen. Nun wußte sie ihres Reichthums kein Ende, und doch wollte sie noch mehr. Halt, dachte sie, wer weiß, was noch im Leibe der Ziegen verborgen ist! Geschwind nahm sie ein Messer, schnitt die Eingeweide auf, und bekam aus dem Magen der alten einen Klumpen Gold, wie eine Faust groß, und aus dem Magen jedes der kleinen, ein Stück von der Größe eines Hünereies.

Mit dem Reichthume, den sie jetzt besaß, stellten sich auch die Sorgen ein. Sie ward unruhig, und wußte nicht, wo sie den Schatz lassen und vor Dieben bewahren sollte, noch wie sie, ohne Aufsehen zu erregen, ihn in Geld umsetzen könnte. In dieser Verlegenheit wendete sie sich an den Pfarrer (Prediger) des Ortes, der ein sehr rechtschaffener Mann war, und erzählte ihm die Begebenheit mit Rübezahl, und was sich hernach in ihrem Hause zugetragen hatte. Der Pfarrer erstaunte eben so sehr über das Wunderbare der Sache, als er sich über das Glück der armen Frau freuete. Es kam nun besonders darauf an, daß der Schatz in sichere Verwahrung gebracht würde, und daß Steffen (der Mann der Frau) ihn nicht in seine Gewalt bekä-

me; denn dieser war geitzig, und würde seiner Frau und seinen Kindern nicht viel davon haben zufließen lassen.

Nachdem der Pfarrer etwas nachgesonnen hatte, sagte er zu der Frau: ich will einen Brief schreiben in fremder Sprache, worin stehen soll, daß ein reicher Vetter von Euch in Indien gestorben sey, und Euch sein ganzes Vermögen vermacht habe, doch unter der Bedingung, daß der Pfarrer des Ortes es in Verwahrung behalte, und für Euch und Eure Kinder die Vormundschaft führe, Euer Mann aber nach Nothdurft davon mit genieße. Vertrauet mir also den Schatz an. Ich will ihn eben so gewissenhaft verwalten, wie die Kirchengelder, und Euch keinen Heller veruntreuen. Der Frau gefiel dieser Vorschlag; sie wog dem Pfarrer das Gold zu, und dieser setzte es nach und nach unter der Hand in Münze um.

Rübezahl hatte unterdessen den Anschlag gefaßt, dem rauhen Steffen wegen der schlechten Behandlung seiner Frau einen Streich zu spielen, und ihn geschmeidiger zu machen. Er lauerte auf allen Wegen, die von Böhmen her über das Gebirge führen, und erblickte endlich von fern einen Mann mit einem Korbe, den er, der Beschreibung nach, für eben den hielt, welchen er suchte. Steffen ging unter seiner Last gebückt eine Anhöhe hinan; und da es ihm sehr sauer ward, so mußte er einigemal still stehen und ausruhen. Erschöpft an Kräften kam er auf die Anhöhe, wo er einen schönen Rasenplatz fand, und in der Mitte desselben einen gerade abgesägten Fichtenstamm. Auf diesen setzte er seinen Korb, streckte sich dann daneben ins Gras, und überrechnete den Gewinn von der Waare, die er dies-

mal nach Hause bringen würde. So viel, dachte er, muß es schon abwerfen, daß ich mir einen Esel kaufen kann, der künftig, anstatt meiner, die schwere Last trägt. Mit dem Esel kann ich dann auch mehr Waare fortschaffen, folglich auch mehr daran gewinnen. Dieser neue Gewinn verhilft mir zu einem Paar Pferden; darnach wird ja wohl ein Stückchen Acker zu haben seyn, und die Wirthschaft müßte übel gehen, wenn ich zuletzt nicht ein Bauergut kaufen könnte.

Mitten unter diesen angenehmen Träumen entstand auf einmal ein heftiger Wirbelwind. Der Korb stürzte vom Stamme herunter, und die Gläser lagen in tausend Scherben zertrümmert umher; zugleich hörte Steffen hinter sich ein schallendes Gelächter. Der arme Mann war wie vom Donner gerührt. Er sah sich um, ward aber Niemanden gewahr, und als er wieder vor sich hin nach der Stelle blickte, wo der Korb gestanden hatte, war auch der Fichtenstamm verschwunden. Nun merkte er, daß der schadenfrohe Rübezahl ihm diesen Streich gespielt hatte. Zuerst brach er in wehmüthige Klagen aus: „O Rübezahl! Rübezahl! Womit habe ich das verdient? Ich armer geschlagener Mann! Mein ganzes Vermögen war in dem Korbe, und das ist nun dahin." Dann gerieth er in Wuth: „Hallunke!" rief er; „komm, erwürge mich! Hast du mir alles genommen, so nimm mir auch mein Leben, das mir nun nichts mehr werth ist." — Aber Rübezahl ließ sich weder hören noch sehen. Was war zu thun? Steffen sammelte, als ein guter Wirth, der nichts umkommen läßt, die Scherben in seinen Korb, um sie gelegentlich

auf der Glashütte *) gegen ein Paar neue Gläser zu vertauschen. Unterweges sann er nach, wie er wieder Geld in die Hände bekommen und seinen Handel aufs neue anfangen könnte. Da fielen ihm die Ziegen ein. Aber seine Frau liebte sie wie die Kinder, und er sah voraus, daß sie sich dieselben nicht gutwillig würde nehmen lassen. Auch hatte er keine Lust, ihr seinen Unfall zu gestehen. Deswegen beschloß er, die Ziegen des Nachts aus dem Stalle zu holen, sie in einer benachbarten Stadt zu verkaufen, und mit dem daraus gelöseten Gelde straks nach Böhmen zu wandern, um frische Waaren einzukaufen. Bei seiner Rückkehr wollte er dann tüchtig mit der Frau zanken, als habe sie sich die Ziegen aus Nachlässigkeit stehlen lassen.

Mit diesem, wie er glaubte, gut ausgedachten Plane kam er gegen Abend an das Dorf; er ging aber nicht hinein, sondern versteckte sich in einem Büschchen. Um Mitternacht schlich er an sein Haus, stieg in den Hof, und näherte sich leise dem Stalle. Ob er gleich sonst seine Frau nicht fürchtete, so war ihm doch hier vor ihr bange, weil er sich auf unrechtem Wege befand. Zu seiner Freude und Verwunderung war der Stall wider Gewohnheit nicht verschlossen; denn nun konnte er ohne viele Mühe hineinkommen, und der Vorwurf der Nachlässigkeit schien desto gegründeter. Er tappte lange umher an der Krippe, an den Wänden, auf dem Boden, und fand überall nichts. Der Schreck, der ihn nun überfiel, ist unbeschreiblich. Er konnte nichts anders vermuthen, als daß schon ein Dieb ihm zuvor

*) Da schmelzt man auch zerbrochnes Glas ein, und macht neues daraus.

gekommen wäre. Bestürzt sank er auf die Streu hin, und überließ sich einer starren Traurigkeit.

Seine Frau, Ilse, hatte den Abend, da sie ihren Mann erwartete, eine gute Mahlzeit zugerichtet, und auch den Pfarrer dazu eingeladen, der bei Tische die frohe Nachricht von der Erbschaft bekannt machen sollte. Sie meinte, der Mann würde bei guter Zeit da seyn, und gerieth daher in nicht geringe Unruhe, als es dunkel ward, und er noch immer nicht kam. Voll Bekümmerniß eilte sie hinaus vor das Dorf, und rief, so laut sie konnte; aber Niemand antwortete ihr. Gewiß, dachte sie, ist ihm unterweges ein Unglück begegnet! Ach! wenn er nur erst wieder hier wäre! Er soll mir die mühsame gefährliche Reise über das Gebirge nie wieder machen. — So ging sie unter bangen Ahnungen in ihr Haus zurück, und legte sich spät zu Bette, ohne Abendbrot gegessen zu haben; sie konnte aber vor Kummer und Unruhe lange kein Auge zuthun.

Nicht besser ging es Steffen im Ziegenstalle. Auch er warf sich von einer Seite zur andern, und die Sorgen ließen ihn nicht schlafen. Gegen Morgen kroch er endlich hervor, begab sich in das Haus, pochte sacht an die Thür, und rief: Ilse mach' auf! Ilse erkannte die Stimme ihres Mannes, sprang geschwind auf, öffnete die Thür, und fiel ihm in die Arme: „lieber Mann," sagte sie, „warum bist du so lange ausgeblieben?" — Er murmelte einige unverständliche Worte, und setzte sich mißmuthig auf die Ofenbank. — „Was fehlt dir? Hast du etwa einen Unfall gehabt?" — Steffen antwortete mit einem tiefen Seufzer. Endlich konnte er es doch nicht länger verschweigen, und

erzählte den unglücklichen Vorfall, und daß wahrscheinlich Rübezahl der Anstifter davon sey. Die Frau errieth Rübezahls gute Absicht, und fing an zu lachen. Dies würde sie zu einer andern Zeit sich nicht haben unterstehen dürfen; jetzt aber war Steffen so kleinlaut geworden, daß er dazu still schwieg; nur fragte er ängstlich nach den Ziegen. Ilsen verdroß es, daß der alte Hausvogt schon im Stalle herumspionirt hatte; daher antwortete sie: „was kümmern dich die Ziegen? Sie sind gut aufgehoben. Du hättest wohl eher nach den Kindern fragen sollen?" Dann nahm sie wieder einen etwas sanftern Ton an, und sagte: „laß den Unmuth fahren, Männchen; Rübezahl oder ein Anderer kann uns den Schaden wohl wieder ersetzen." — Da kannst du lange warten! brummte Steffen. — „Ei! weißt du nicht: Unverhofft, kommt oft? Und hast du keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch gesunde Kinder und rüstige Arme; wir wollen uns schon nähren." — Daß Gott erbarm! Die Ziegen sind fort? So trage die Bälge nur gleich ins Wasser. Ernähren kann ich sie nicht. — „Nun, so kann ich es," sagte Ilse.

Indem trat der Pfarrer hinein, welcher ein Weilchen vor der Thür gestanden und die Unterredung größten Theils mit angehört hatte. Er hielt Steffen erst eine lange Rede über sein unchristliches Mißtrauen gegen die Vorsehung und über seinen Geitz; dann eröffnete er ihm aber die frohe Nachricht von der Erbschaft seiner Frau, und las den Brief vor, welcher die nähern Umstände davon und die Bedingungen enthielt. Stumm vor Erstaunen blieb Steffen eine Zeitlang mit offnem

Munde stehen, und wußte nicht, ob er die Sache für Spaß oder für Ernst halten sollte. Allein als der Pfarrer den Brief ganz gelesen hatte, und ihm feierlich zu dem unerwarteten Glück gratulirte: umarmte er sein Weib, versicherte sie aufs neue seiner Liebe, und versprach hoch und theuer, ihr künftig nicht mehr so hart und lieblos zu begegnen. Zum Zeugen seines Versprechens nahm er den Pfarrer, der ihn auch noch besonders mit vieler Treuherzigkeit ermahnte. Alsdann überlegten sie gemeinschaftlich, wie sie das Geld am besten anwenden könnten, und beschlossen, für einen Theil desselben ein schönes Bauergut zu kaufen, und das übrige in den Händen des Pfarrers zu lassen, welcher der Frau, was sie nöthig fände, von Zeit zu Zeit ausliefern sollte. Dies geschah, und Steffen ward von jetzt an ein guter Ehemann und ein zärtlicher Vater, so daß die Frau nie die geringste Klage über ihn führen durfte.

9.

Das dankbare Gespenst.

Es war einmal ein reicher, reicher Mann, der hieß Melchior, und wohnte in der Reichsstadt Bremen. Er hatte so viel Geld, daß er seinen großen Speisesaal mit lauter harten Thalern pflastern ließ. Seine Schätze mehrten sich mit jedem Jahre, und er hoffte, daß er noch lange genug leben würde, um die Millionen, die er schon besaß, verdoppeln zu können; aber der Tod machte plötzlich seinen Spekulationen ein Ende. Er starb am Schlage bei einem großen Schmause, den er guten

Freunden gab, weil sie sich mit ihm über die glückliche Ankunft eines von seinen reich beladenen Schiffen freuen sollten.

Melchiors Sohn, Franz, war der einzige Erbe des unermeßlichen Vermögens, worüber er nun nach Belieben schalten und walten konnte, da er schon die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte. Blühende Gesundheit, eine schöne Gestalt und ein vortreffliches Herz machten ihn zu einem der liebenswürdigsten Jünglinge seiner Vaterstadt, und der Besitz so ansehnlicher Güter setzte ihn in Stand, die edle Neigung, wohlzuthun und mitzutheilen, vollkommen zu befriedigen. Aber auf der andern Seite gaben Mangel an Erfahrung und Klugheit und jugendlicher Leichtsinn ihn allen Gefahren der Verführung preis, und dies um so mehr, da sein Vater Tag und Nacht nur darauf bedacht gewesen war, Schätze aufzuhäufen, und sich um die Erziehung seines Sohnes wenig bekümmert hatte.

Bald nach des Vaters Tode versammelten sich um Franzen eine Menge Schmeichler und Schmarotzer, die sich seine guten Freunde nannten, und ihn in einem beständigen Taumel von Vergnügungen und Lustbarkeiten zu erhalten suchten. Sein Haus ward der Sammelplatz aller lustigen Brüder in der Stadt, die auf seine Kosten und mit ihm in täglichem Saus und Schmaus lebten. Die Geschäfte wurden den Handlungsdienern überlassen, und Franz hatte mit keinem derselben gern zu thun, außer mit dem Kassirer, der ihm die Gelder zur Fortsetzung seiner verschwenderischen Lebensart herbei schaffen mußte. Was dies für ein Ende nahm, ist leicht zu erachten. Der Kredit seines Vaters war in-

deß so fest gegründet, daß mehrere Jahre hingingen, ehe er vernichtet werden konnte. Den ersten Stoß bekam er, als Franz aus Mangel an baarem Gelde in der Kasse sich genöthigt sah, das silberne Pflaster im Speisesaal in aller Stille wegnehmen und ein steinernes an dessen Stelle legen zu lassen. Es konnte nicht fehlen, daß die wachsamen Gläubiger bald Nachricht hiervon erhielten, und Maßregeln zu ihrer Sicherheit nahmen. Kurz darauf brach der völlige Bankerut aus; Franz mußte sein väterliches Haus und Erbe mit dem Rücken ansehen, und konnte kaum noch etwas Weniges aus der ganzen Verlassenschaft retten, das aber nicht hinreichend war, ihn länger als ein halbes Jahr gegen die äußerste Dürftigkeit zu schützen.

Nun erst gingen ihm die Augen auf. Er stellte sehr ernsthafte Betrachtungen über sein voriges Leben und über seine gegenwärtige Lage an; aber leider! kam die Reue zu spät. Seine guten Freunde, die lustigen Gesellen, waren wie verschwunden, und die wahre echte Freundschaft redlicher Männer hatte er vernachlässiget. Er blieb also ganz allein sich selbst überlassen, und mußte auf Rath und Hülfe in diesem traurigen Schicksale denken. Es war seiner Ehrliebe unerträglich, als ein liederlicher Verschwender und Taugenichts vor den Augen derer herum zu gehen, die ihn auf der höchsten Stufe des Glücks und Wohlstandes gesehen hatten. Er beschloß daher, seine Vaterstadt zu verlassen, um in der Fremde Ehre und Vermögen wieder zu finden. Indem er damit umging, und noch nicht wußte, welchen Plan er eigentlich entwerfen sollte, fielen ihm die Handlungsbücher seines Vaters in die Hände. Vorher hatte er sich

nie sonderlich darum bekümmert, und es war ihm immer zuwider gewesen, sie mit Aufmerksamkeit zu studiren; jetzt aber wurden sie ihm wichtig. Er blätterte darin, und fand beträchtliche Rückstände böser Schuldner, die sein Vater mit der Note „vorsetzliche Bankerutirer" bezeichnet hatte. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Er wollte fort, um diese Schuldner aufzusuchen, und hoffte, durch eine rührende Schilderung seines eigenen Elendes sie zu bewegen, daß sie ihm wenigstens einen Theil der schuldigen Summe auszahlten, womit er dann wieder einen kleinen Handel anfangen könnte. Diese frohe Aussicht belebte seinen Muth; er rüstete sich von Stund an zur Reise, kaufte einen Reitklepper, versah seinen Mantelsack mit reiner Wäsche und andern Nothwendigkeiten, und so ging es rasch zum Thore hinaus.

Die angesehensten jener Schuldner waren Handelsleute in Antwerpen, einer Stadt in Brabant. Dahin richtete er also seinen Weg. Schon war er glücklich bis tief in Westphalen gekommen, als ihn hier, mitten in einer wüsten Gegend, am Abend eines schwülen Tages ein heftiges Gewitter mit einem Platzregen überfiel, der ihn bis auf die Haut durchweichte. Weit und breit sah er kein schützendes Dach; die Nacht brach ein, und der bewölkte Himmel machte es vollends so finster um ihn her, daß er zwei Schritte vor sich keinen Gegenstand erkennen konnte. Endlich erblickte er in der Ferne ein Licht, das ihm nun zum Leitstern diente, indem er gerade darauf zu ritt. So gelangte er an ein armseliges Hüttchen. Er klopfte an, und begehrte eingelassen zu werden. Allein der Bewohner war ein sehr unfreundlicher Mann, der, ohne die Thür zu öffnen, von innen

heraus rief: hier ist keine Herberge; ich habe kaum für mich selbst Platz genug, geschweige für einen Fremden. Franz bat sehr flehentlich, und stellte ihm vor, daß es so übles Wetter wäre, und daß er nichts als ein sichres Nachtquartier verlange, wofür er gern bezahlen wolle. Aber der Grobian antwortete kein Wort mehr, blies das Licht aus, und legte sich auf seine Streu. Dennoch hörte Franz nicht auf, vor dem Fenster zu klagen und zu bitten, da er nicht wußte, wo er die Nacht bleiben sollte. Weil der Mann vor diesen Klagen nicht einschlafen konnte, so suchte er unsern Franz mit guter Manier los zu werden, und sagte: hört, Landsmann, wenn Ihr ein gutes Quartier haben wollt, so reitet nur noch eine Viertelstunde weiter, linker Hand durch das Büschchen. Da findet Ihr das Schloß des wackern Ritters Bronkhorst, der beherbergt jeden Reisenden gern, hat aber zuweilen die närrische Laune, daß er den Gast beim Abschiede tüchtig durchbläuet. Sonst wird es Euch bei ihm gefallen, das versichre ich Euch.

Franz bedachte sich ein wenig; denn der Abschied gefiel ihm nicht. Doch was war zu thun? Er mußte entweder die regnichte, stürmische Nacht unter freiem Himmel zubringen, oder eine Tracht Prügel einmal nicht achten. Das Letztere schien ihm besser, weil es doch immer noch ungewiß war, ob der Ritter auch diesmal üble Laune haben würde; er sprengte also fort, und befand sich bald vor dem großen Thore des Schloßhofes. Als er anklopfte, rief der Thorwächter mit einer tiefen, starken Stimme: wer da? „Ein verirreter Reisender, der hier gegen das Ungemach des Wetters ein Obdach zu finden wünschet." — Wenn Ihr Euch nach

der Sitte des Hauses bequemen wollt, so soll Euch aufgethan werden. Franz versprach das; und sogleich wurde das Thor geöffnet. Es eilten Bediente herbei, halfen ihm aus dem Sattel, nahmen sein Gepäck ab, zogen das Pferd in den Stall, und führten ihn selbst in ein hell erleuchtetes Zimmer zu dem Ritter. Dies war ein großer, starker Herr, der in seinen jüngern Jahren als Kriegsmann tapfre Thaten gethan und sich nachher in seine Burg begeben hatte, um von den vielen Strapazen auszuruhen. Sein biederer gerader Sinn und seine Gastfreiheit machten ihn ehrwürdig; aber das trotzige kriegerische Ansehen, der rauhe Ton der Stimme, die wilde Hitze, worin er leicht gerieth, setzten Anfangs Jeden, der ihn noch nicht näher kannte, in Furcht. Auch Franz gerieth bei dem Willkommen, den der Ritter nicht anders als einen kräftigen Fluch ihm entgegen rief, in sichtbare Verwirrung. — Was ist Euch, junger Gesell? fragte der Ritter; Ihr zittert ja am ganzen Leibe, wie Espenlaub. — „Ich bin ganz durchnäßt und kalt," antwortete Franz. „Wenn ich nur Kleider zum Wechseln und eine warme Suppe hätte!" — Wohl! es soll gleich da seyn. Begehrt Ihr weiter etwas? Fordert dreist, als ob Ihr zu Hause wäret. — Franz dachte: es läuft nun doch auf Eins hinaus. Dem übeln Abschiede entgehst du hier wohl schwerlich; du willst dich also gut bedienen lassen.

Als die Bedienten die Kleider brachten, und ihn aus- und anziehen halfen, war ihm bald dies, bald das nicht recht, und er schor die Leute aufs äußerste. Der Herr ward darüber nicht unwillig; vielmehr schalt er die Diener, daß sie nicht einmal einen Fremden ordent-

lich zu bedienen wüßten, und trieb sie an, hurtig zu seyn. Hierauf wurde der Tisch gedeckt, und eine köstliche Mahlzeit aufgetragen. Franz mußte sich dem Herrn gegenüber setzen, welcher ein- für allemal erinnerte, daß es bei ihm nicht Sitte sey, Gäste zum Essen zu nöthigen. Dies merkte sich Franz, und langte fleißig zu, forderte auch ohne Scheu, was ihm gefiel. Nach einer kleinen Weile winkte der Ritter den Bedienten, daß sie die Flaschen und Gläser bringen, und einschenken sollten. Wie findet Ihr den Wein? fragte er Franzen, der eben das erste Glas an den Mund gesetzt hatte. — „Wenn er von Eurem schlechtesten ist, so ist er gut; soll er aber vom besten seyn, so ist er schlecht." — Wohl gesagt! erwiederte der Ritter, und befahl, eine andere Flasche zu bringen. „Dieser ist besser als der erste," sagte Franz; „doch habe ich ihn wohl stärker getrunken." Der Ritter ließ eine dritte Sorte bringen; und kaum hatte Franz davon gekostet, so rief er: „der ist echt; dabei wollen wir bleiben." — Ihr seid ein feiner Schmecker! erwiederte der Ritter. Nun fingen sie an, nach altdeutscher Art zu zechen, und der Wirth unterhielt den Gast mit Erzählung seiner Heldenthaten im Türkenkriege, wobei er so in Feuer gerieth, daß er mit dem großen Vorlegemesser um sich hieb, als ob er Türkenköpfe absäbeln wollte, und daß Franz öfters zurückfuhr, weil ihm für seine Nase bange ward. Gegen Mitternacht unterbrach endlich Franz den gesprächigen Wirth: „Verzeiht, Herr Ritter, ich habe noch eine weite Reise vor, und muß Morgen früh mit Tages-Anbruch fort; daher wünschte ich, jetzt noch ein Paar Stunden ruhen zu dürfen." — Wie es Euch

gefällt.

gefällt. Das Bett steht für Euch bereit. Aber nüchtern lass' ich Euch so früh nicht ziehen. Ihr frühstückt erst mit mir, und dann geleit' ich Euch, nach meines Hauses Gewohnheit. Franz verstand diese Worte ohne weitere Auslegung. Er versicherte zwar nochmals, daß er gern in aller Stille abreisen wollte, ohne Jemanden im Schlafe zu stören; allein da galt keine Widerrede. Ein Kriegesmann ist gewohnt, früh bei der Hand zu seyn, sagte der Ritter, und Ihr werdet sehen, daß ich eher wach bin, als Ihr. Hiermit wünschte er Franzen eine gute Nacht, und Jeder begab sich zur Ruhe.

Müde von der beschwerlichen Reise, und vom Wein ein wenig berauscht, schlief Franz in dem weichen Flaumenbette bis an den hellen Morgen, und erwachte erst von dem Aufruf des Ritters, der vor ihm stand, und ihn zum Frühstück einlud. Franz sprang schnell aus dem Bette, kleidete sich an, und ging, weil er mußte, in das Zimmer des Herrn, um mit ihm zu frühstücken. Hier fand er herrlichen Westphälischen Schinken, geräucherte Zungen, weißes Brot und Pumpernickel *), allerlei feine Liköre (abgezogene Branntweine) und alten Rheinwein. Ohne sich lange nöthigen zu lassen, griff er zu, und ließ es sich trefflich schmecken. Als er sich recht satt gegessen hatte, ließ er seinen Klepper satteln und vorführen, und erwartete nun alle Augenblicke den gedroheten Abschied. Um sich für die Prügel so gut als möglich bezahlt zu machen, fragte er: „erlaubt Ihr wohl, von den Ueberbleibseln des Frühstücks etwas zur Zehrung

*) Eine besondre Art groben, aber sehr kräftig schmeckenden Brots. Man backt in Westphalen Stücke von der Größe, daß eins an 60 Pfund wiegt.

auf den Weg mitzunehmen?" Sehr gern, antwortete der Ritter; und sogleich half er selbst ihm die Taschen voll stecken, so viel sie fassen konnten. Jetzt war Franz zur Abreise gerüstet; er dankte mit einem treuherzigen Händedruck für die gute Aufnahme und Bewirthung, und ging hinunter in den Hof. Der Ritter wünschte ihm eine glückliche Reise, und begleitete ihn; die Leute im Hause waren geschäftig, ihm noch die letzten kleinen Dienste zu leisten. Franz ritt gemach zum Schloßthore hinaus, und wunderte sich nicht wenig, daß man ihn diesmal nicht nach Gewohnheit verabschiedete. Der Ritter blieb mit seinen Leuten unter dem Thore stehen, sah Franzen nach, und machte Anmerkungen über den Klepper, denn er war Liebhaber und Kenner von Pferden. Noch immer bange, man möchte ihn zurückholen, und ihn die Zeche mit seinem Rücken bezahlen lassen, sah Franz mehrmals schüchtern rückwärts. Als er aber schon eine ziemliche Strecke vom Schlosse entfernt war, kehrte er wieder um (denn er konnte seine Neugier nicht länger unterdrücken), und sagte: „mit Gunst, Herr Ritter, erlaubt mir noch Eine Frage. Der Mann, der mich an Euch wies, und mir Eure Gastfreiheit rühmte, setzte hinzu: Ihr pflegtet Euren Gästen beim Abschiede den Rücken wacker auszubläuen; und doch habt Ihr mich in Frieden ziehen lassen. Hat mir nun der Mann etwas aufgebunden, so will ich hin, und ihn Lügen strafen. Oder macht Ihr mit mir eine Ausnahme, so bitte ich, sagt mir, warum." — Man hat Euch nicht belogen, erwiederte der Ritter. So wie ich Euch aufnahm und bewirthete, thue ich jedem Fremdling, der bei mir einkehrt. Aber da giebt es Narren, die mich mit ihrer ver-

meinten Höflichkeit und mit Komplimenten fast todt quälen; Zierpuppen, die sich stellen, als ob sie weder Hunger noch Durst hätten, wenn sie auch beides noch so sehr haben, und die zu jedem Bissen und zu jedem Trunk genöthigt seyn wollen. Solche Menschen machen mir am Ende den Kopf so warm, daß ich den Stock nehme, und sie zum Hause hinaus prügle. Ein gerader Deutscher Mann, wie Ihr, der Gottes Gaben genießt, wie er sie bei mir findet, darf das nicht befürchten. — „Eure Sitte ist nicht übel, Herr Ritter. Ich wünschte wohl, sie wäre überall eingeführt. Nun, nochmals Dank für das Genossene. Gehabt Euch wohl."

Franz gab seinem Klepper die Sporn, und verlor das Schloß bald aus den Augen. Die ganze übrige Reise machte er, ohne daß ihm etwas Besondres zustieß, und endlich langte er glücklich in Antwerpen an. In dem Gasthofe, wo er einkehrte, erkundigte er sich bei dem Wirthe nach den Kaufleuten, die seines Vaters Schuldner waren, und fragte, ob sie noch lebten, und in welchen Umständen sie wären. O! sagte der Wirth, das sind jetzt reiche Leute; sie gehören zu den angesehnsten in unserer Stadt. Diese Nachricht war Franzen sehr erfreulich, und er versprach sich den besten Erfolg von seiner Reise. Am folgenden Tage ging er aus, und suchte den Schuldmann auf, an welchen er die größte Forderung hatte. Er brachte sein Anliegen vor, erzählte seine Unfälle so beweglich, als er konnte, und fügte die Bitte hinzu: er möchte ihm wenigstens etwas von der rückständigen Schuld auf Abschlag geben. Bei diesen Worten zog der Mann seine Stirn in Falten, und erwiederte mit finsterer Miene: wie dürft Ihr noch von

Schuld sprechen, da schon längst mit Eurem Vater alles abgethan ist? Er war mit dem Vergleiche zufrieden, den ich vorschlug, und die Obrigkeit hat ihn bestätigt. Was für Recht habt Ihr nun zu einer neuen Forderung? Franz wollte dagegen bescheidene Vorstellungen thun; aber er konnte nicht zu Worte kommen: der Mann überhäufte ihn mit Grobheiten, und führte ihn zur Thür hinaus. Nicht besser ging es ihm bei dem zweiten und dritten Schuldmanne, die ihn ebenfalls ungestüm von sich wiesen, und von keiner Schuld wissen wollten. Traurig kehrte Franz in sein Quartier zurück, und überlegte, ob er noch zu den übrigen gehen sollte, oder was sonst für ihn zu thun wäre. Unterdessen traten die bösen Schuldner zusammen, und berathschlagten, wie sie den beschwerlichen Mahner los werden könnten. Sie setzten eine Klage gegen ihn auf, voll grundloser Beschuldigungen, und brachten die Richter durch Bestechung dahin, daß der arme Franz in Verhaft genommen wurde. Hier saß er, ohne Verhör, drei Monate lang. Alsdann bot man ihm seine Freiheit an, doch unter der Bedingung, daß er in vier und zwanzig Stunden die Stadt verlassen und bei schwerer Strafe sie nie wieder betreten sollte. Da er kein andres Mittel sah, los zu kommen, so versprach er, was man verlangte. Nun war er zwar frei; aber zur Bezahlung der Gerichtsgebühren hatte man sein Pferd verkauft, und die Rechnung so gemacht, daß er von dem Gelde dafür nur noch fünf Gulden heraus bekam. Damit mußte er denn zu Fuß zur Stadt hinauswandern. Hin waren jetzt alle die Hoffnungen, mit denen er vor drei Monaten in die Stadt einzog, hin die schönen Plane auf die Zukunft,

die ihn auf der Reise so angenehm unterhalten hatten. Unbekümmert, wo der Weg ihn hinführen würde, schlenderte er mit niedergesenktem Kopfe die Heerstraße fort, und erschrak nicht wenig, als er nach einigen Tagen bemerkte, daß er auf dem geraden Rückwege nach seiner Vaterstadt war. Unmöglich, sagte er zu sich selbst, kann ich mich in diesem elenden Aufzuge dort wieder sehen lassen. Ich will lieber auf gut Glück in die weite Welt gehen. Sogleich kehrte er um, und nahm seinen Weg nach Holland, wo er von Amsterdam aus, nach Ostindien oder Amerika reisen wollte.

Nicht weit von den Niederländischen Gränzen kam er Abends spät an einen Gasthof, der voller Fremden war. Er sprach den Wirth um ein Nachtquartier an; dieser aber, der gleich auf den ersten Blick sah, daß von ihm nicht viel zu gewinnen wäre, oder der ihn wohl gar für einen verdächtigen Menschen hielt, schlug es ihm rund ab, und sagte: meine Zimmer sind alle besetzt. Ich kann Euch nicht beherbergen; Ihr müßt Euren Stab weiter fortsetzen bis zum nächsten Dorfe. Franz, den dies verdroß, weil er wohl merkte, daß der Wirth ihn für einen Landstreicher und diebischen Gesellen hielt, drehete sich um, und stieß im Unwillen einige Schimpfwörter aus, von denen der Wirth etwas hörte. Dieser rief ihn wieder zurück, und sagte: hört! ein Logis will ich Euch wohl verschaffen. Dort oben im Schlosse sind Zimmer genug, und ich habe die Schlüssel dazu. Es wird nicht bewohnt, weil eine alte Sage geht, daß Geister darin hausen; aber ich glaube nicht, daß das Gerede wahr ist. Seitdem ich hier wohne, habe ich nie etwas davon gespürt. Marder und Katzen mögen vielleicht

manchmal des Nachts sich darin jagen und poltern; aber Geister — wer wollte heutiges Tages noch so abergläubisch seyn!

Franz, der herzlich müde war, und hier nicht anders unterkommen konnte, dachte, es möchte wohl wieder so ein Gerede seyn, wie das von dem biedern Ritter Bronkhorst, und nahm den Vorschlag ohne Argwohn an. Aber der Wirth war ein Schalk, der sich an dem Fremdlinge für die Schimpfreden rächen wollte.

Das Schloß lag auf einer Anhöhe, dem Gasthofe gerade gegenüber, ungefähr einen Steinwurf weit davon. Es diente dem Besitzer zu einem Jagdhause. Er schmausete mit seinen Freunden bei Tage öfters darin, und erhielt es daher immer noch in gutem Stande, hatte es auch mit Hausgeräthe und andern Bequemlichkeiten reichlich versehen; aber nie blieb er des Nachts darin.

Der Wirth bezeigte sich jetzt sehr freundlich gegen Franzen. Er füllte ein Körbchen mit Lebesmitteln, nahm eine Flasche Wein und zwei große Wachslichter, und gab Franzen eine Laterne in die Hand. So gingen sie mit einander nach dem Schlosse hin. Der Wirth schloß die Thür auf, und überreichte Franzen dann das Körbchen nebst dem Wein und den Lichtern, und sagte: Ihr könnt Euch nach Belieben ein Zimmer aussuchen. Wenn Euch ja in der Nacht etwas zustößt, so dürft Ihr nur aus dem Fenster um Hülfe rufen; in meinem Hause sind die ganze Nacht durch immer einige Leute wach. Franz stieg die Treppe hinauf, ging durch eine Reihe von Zimmern, und wählte sich zu seinem Logis eins, dessen Fenster dem Wirthshause am nächsten waren. Er zündete die Lichter an, packte sein Abend-

brot aus, und aß und trank mit Appetit. Hierauf verschloß und verriegelte er die Thür, trat an das Fenster, öffnete einen Flügel, und sah hinunter nach dem Gasthofe, wo man lustig und guter Dinge war. Allein nach zehn Uhr ward es nach und nach stille, und die Lichter wurden ausgelöscht, bis auf ein kleines Nachtlichtchen, welches in der Wirthsstube brannte. Jetzt konnte Franz sich eines Anfalls von Bangigkeit nicht erwehren. Doch wurde die Furcht bei ihm von der Müdigkeit besiegt; er legte sich unausgekleidet auf ein Ruhebett, und schlief ein. Um Mitternacht, gerade als die Glocke zwölf schlug, erwachte er, und es dünkte ihn, als ob in der Ferne Thüren knarrten und Schlüssel klimperten. Er horchte hoch auf, und fand zu seinem Schrecken, daß er sich nicht geirrt hatte. Das Getöse kam immer näher, und Franz zog vor Angst die Decke über den Kopf; er hörte aber ganz deutlich, daß Etwas einen Schlüssel nach dem andern probirte, um die Thür seines Schlafzimmers zu öffnen. Endlich traf es den rechten, und das Schloß ging auf. Doch der Riegel hielt die Thür inwendig noch. Da that es mit einemmale einen Schlag, als wenn ein Wetterstrahl zündet. Die Thür sprang auf, und es trat herein ein langer hagerer Mann, mit einem schwarzen Bart, in altväterischer Tracht, einen kleinen spitzen Hut auf dem Kopf und einen Scharlachmantel über die Schultern. Schweigend ging er einigemal auf und ab, blieb dann vor dem Tische stehen, putzte die Lichter, daß sie heller brennen sollten, legte den Mantel ab, schnürte einen Scheersack auf, den er darunter verborgen hatte, und holte ein Barbierzeug hervor. Das blanke Scheermesser strich er auf dem Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz, der unter der Decke hervor schielte, und alles mit ansah, schwitzte Todesschweiß; denn er wußte nicht, ob der Hals oder der Bart gemeint wäre. Er athmete aber wieder freier, als der Geist aus einer silbernen Flasche Wasser in ein silbernes Becken goß, und mit der knochendürren Hand Seife zu Schaum schlug. Nun rückte der Geist einen Stuhl zurecht, und winkte mit ernster Miene und gebieterisch, daß Franz unter seiner Decke hervor kommen sollte. Was konnte der arme Franz thun? Er faßte Herz, sprang auf den ersten Wink heraus, und setzte sich gelassen hin. Der Geist band ihm eine Serviette vor, nahm erst Kamm und Scheere, beschnitt ihm Haare und Bart, seifte ihn dann über und über ein, selbst die Augenbraunen, und schor alles Haar glatt weg, daß Franz so kahl war wie ein Todtenkopf. Hierauf wusch der Geist ihn mit reinem Wasser, trocknete ihn ab, machte, zum Zeichen daß er fertig wäre, eine Verbeugung, packte alles wieder ein, nahm den Mantel um, und wollte wieder gehen. Franz war herzlich froh, daß ihm nur nichts Schlimmeres begegnen sollte. An der Thür blieb aber der Geist stehen, sah sich nach ihm um, seufzte, und strich sich mit der Hand einigemale Gesicht und Bart. Diese Pantomime (Geberdensprache) glaubte Franz zu verstehen. Er sprang geschwind auf, und winkte dem Geiste, sich an seine Stelle zu setzen. Wirklich hatte er es getroffen. Der Geist kehrte freundlich wieder um, stellte sein Barbierzeug auf den Tisch, und setzte sich nieder. Franz machte es eben so, wie vorher der Geist mit ihm; nur fehlte es ihm an der gehörigen Geschicklichkeit, und der Geist verzog daher unter seiner ungeübten Hand das

Gesicht gar seltsam. Indessen kam Franz doch geschwind genug mit seiner Arbeit zu Stande; denn in einer kleinen Viertelstunde waren Haare, Bart und Augenbraunen rein weggeschoren.

Bisher hatten Beide keine Silbe gesprochen; jetzt aber fing der Geist an zu reden: „habe Dank, guter Freund, für den mir erwiesenen Dienst! Durch dich bin ich nun frei von dem Banne, der seit dreihundert Jahren mich in diesem Schlosse hielt. Vernimm: einst wohnte hier Graf Hartmann, ein Bösewicht, der Vergnügen daran fand, arme Fremdlinge und Wanderer mit verstellter Freundlichkeit zu sich einzuladen, und sie dann gemißhandelt und beschimpft wieder fortzuschicken. Ich war sein Schloßbarbier, und suchte mir seine Gunst dadurch zu erschmeicheln, daß ich seine tückischen Launen ausführen half. Besonders pflegte ich auf die Art, die du nun kennst, den Kopf der unglücklichen Personen, welche sich hierher locken ließen, zu schänden, und sie dann dem Hohngelächter der Gassenbuben preis zu geben. Eines Tages kam ein frommer Mann im Mönchsgewande, dem ich auch so mitspielte; und dieser sprach den Bannfluch über mich: Verruchter, wisse, daß du so lange in diesen Mauern tosen (spuken) sollst, bis ungefordert, ungeheißen, ein Wanderer das Vergeltungsrecht an dir ausüben wird.— Von Stund' an zehrte ich ab, und verging wie ein Schatten. Mein Geist verließ den abgezehrten Körper, blieb aber selbst hieher gebannt. Vergebens wartete ich auf Erlösung; denn ich sehne mich nach dem Orte der Ruhe. Mein Spuken machte bald das Haus öde und leer; nur selten wagte es Jemand, hier zu übernachten. Ob ich gleich Jedem that wie dir, so

wollte mich doch keiner verstehen und mir den Dienst leisten. Jetzt gehe ich zu meiner gewünschten Ruhe, und werde mich nie wieder in diesem Hause sehen lassen. Empfange nochmals meinen Dank! Wäre ich der Hüter verborgener Schätze, so sollten sie dein seyn. Doch höre einen guten Rath: bleib hier, bis dein Haar wieder gewachsen ist; dann kehre zurück in deine Vaterstadt, und erwarte auf der Weserbrücke zu der Zeit, wann Tag und Nacht gleich ist, einen Freund, der dir sagen wird, was du thun sollst, um dein Glück zu finden. Nun lebe wohl!" — Mit diesen Worten verschwand der Geist.

Franz stand ein Weilchen, und war geneigt zu glauben, er träume; aber sein kahler Kopf überzeugte ihn von der Wirklichkeit der wunderbaren Geschichte. Da er jetzt nichts mehr zu befürchten hatte, und noch sehr müde war, so riegelte er die Thür wieder zu, legte sich ruhig hin, und schlief bis gegen Mittag. Des Morgens hoffte der falsche Wirth von einer Stunde zur andern, daß der Kahlkopf kommen würde, den er dann brav auslachen wollte. Zuletzt ward ihm aber bange, weil er fürchtete, das Gespenst möchte den Fremden gar ermordet haben; und doch sollte der Spaß so weit nicht getrieben werden. Er rief also seine Leute zusammen, ging mit ihnen auf das Schloß, und klopfte heftig an das verriegelte Zimmer, worin Franz noch immer schlief. Dieser erwachte, stand auf, und öffnete die Thür. Als der Wirth den kahlen Kopf erblickte, trat er einige Schritte zurück, schlug die Hände zusammen, und rief mit heuchlerischer Verwunderung aus: so ist es denn doch kein Märchen, was man von dem Gespenste erzählt hat?

Sagt mir, ich bitte Euch, wie war es denn eigentlich? — „Je nun, der Geist kam, und schor mir den Kopf, wie Ihr seht; und beim Abschiede gab er mir den Rath: traue künftig keinem schelmischen Wirthe wieder! Der deinige wußte wohl, was dir begegnen würde. Befiehl ihm aber in meinem Namen, daß er dich kostenfrei so lange bei sich behalten soll, bis dir dein Haar gewachsen ist. Weigert er sich, so will ich ihn alle Nächte plagen, und durch meine Spuckereien sein Haus bald zu einer Einöde machen. In dies Schloß aber kehre ich nie wieder zurück." — Der Wirth erschrak über diese Drohung, gelobte alles an, führte Franzen in sein Haus, und bewirthete ihn täglich aufs beste. Als der Besitzer des Schlosses diese Begebenheit erfuhr, und zugleich hörte, daß der Geist es fernerhin nicht beunruhigen würde (welches sich auch durch die Erfahrung bestätigte); war er sehr froh, und befahl dem Wirthe, den Fremdling aufs beste zu verpflegen.

Gegen den Herbst war Franzens Haar wieder gewachsen, und er machte sich fertig, seine Rückreise anzutreten; denn er wünschte sehnlich, den Freund auf der Weserbrücke zu sprechen. Als er von dem Wirthe Abschied nahm, gab ihm dieser im Namen des Edelmannes, dessen Schloß er von der Spukerei befreiet hatte, ein schönes Reitpferd mit Sattel und Zeug uud einen guten Zehrpfennig auf den Weg. Hiermit machte Franz eine ziemlich bequeme Reise, und kam, kurz vor der Zeit der Tag- und Nachtgleiche, glücklich in seiner Vaterstadt an. Als endlich diese längst gewünschte Zeit erschien, stand er auf, ehe der Morgen grauete, und eilte nach der Weserbrücke hin, wo noch kein Mensch sich hö-

ren oder sehen ließ. Er spazirte auf und ab, und war voller Erwartung, wer der Freund seyn würde, der ihm den Weg zu seinem Glücke zeigen sollte. Nach und nach ward es auf der Brücke lebhaft. Es kamen viele Bettler, Lahme und Blinde, um die Mildthätigkeit der Vorübergehenden anzusprechen. Unter ihnen befand sich auch ein alter abgedankter Soldat, mit einem hölzernen Beine, der Franzen zuerst um eine Gabe bat. Dieser gab ihm in der Freude seines Herzens, weil er an dem Tage ein großes Glück erwartete, ein Viergroschenstück. Der alte Soldat, dem lange niemand so viel auf einmal gegeben hatte, dankte ihm sehr herzlich. Je höher die Sonne heraufkam, desto stärker ward auf der Brücke das Gewühl von Kutschen, Frachtwagen, Reitern und Fußgängern. Franz faßte, so viel er konnte, jeden scharf ins Auge, und hoffte, daß vielleicht einer oder der andere ihm etwas sagen würde; aber niemand bekümmerte sich um ihn, oder höchstens wurde ihm ein kalter Gruß zugenickt. Der Mittag kam heran, und das Gedränge verminderte sich wieder. Die Bettler zogen ihr Brot aus den Taschen, und aßen. Dabei plauderten sie mit einander, und machten besonders ihre Anmerkungen über den seltsamen Spazirgänger, der nun vom frühen Morgen an auf der Brücke hin und her gewandelt war, und den sie deshalb spottweise „den Brückenvoigt" nannten. Franz wollte keinen Augenblick die Brücke verlassen; er kaufte also etwas Obst, und verzehrte es zum Mittagsessen. Allmählig fing er aber schon an, mißmuthig und tiefsinnig zu werden. Er schob den Hut ins Gesicht, und ging mit verschränkten Armen langsam von einem Ende der Brücke zum andern. Der schlaue alte Sol-

dat mit dem hölzernen Beine machte sich diesen Umstand zu Nutze, um noch einmal eine Gabe zu erhaschen, und es gelang ihm. Er hinkte Franzen nach, und redete ihn an. Dieser sah sich nicht einmal um, sondern warf ihm in der Zerstreuung ein Sechsgroschenstück in den Hut.

Nachmittags ward es auf der Brücke wieder lebhafter, und Franzens Hoffnung lebte damit von neuem auf; aber kein Freund redete ihn an, so sehr er sich auch bemühete, von Allen, die hier gingen und kamen, bemerkt zu werden. Gegen Abend ward es immer einsamer und stiller, und die Bettler verloren sich nach und nach von der Brücke. Jetzt versank der arme Franz in die äußerste Schwermuth. Er hatte sein ganzes Vertrauen auf den Freund gesetzt, der ihm einen Rath geben sollte, und nun kam Niemand. Was konnte er anders denken, als der Geist hätte ihn nur zum Besten haben wollen? Schon wollte er aus Verzweiflung von der Brücke in den Fluß springen, und sich ersäufen, als der alte Soldat sich ihm näherte, und ihn anredete. Diesem war Franzens sonderbares Betragen vorzüglich aufgefallen; auch hatte er wegen der zwei reichlichen Almosen eine gewisse Zuneigung zu ihm, und nahm an seinem Schicksale mehr Theil, als die übrigen Bettler. Er blieb daher bis zuletzt auf der Brücke, beobachtete den jungen Mann genau, und grübelte darüber, was derselbe wohl für eine Absicht haben möchte. Die Neugier trieb ihn endlich, ihn anzureden: nehmt es nicht übel, lieber Herr, daß ich Euch in Euren Gedanken störe. — Franz antwortete mürrisch: „nun, was wollt Ihr?" — Wir Beide sind heute die ersten hier gewesen, und sind nun auch die letzten. Mich und meines Gleichen führt der

Beruf hierher; aber was sucht Ihr? — „Ei! Ihr könnt mir doch nicht helfen!“ — Ich meine es wenigstens gut mit Euch, und wünsche, Euch helfen zu können; denn Ihr habt mir heute zweimal ein reichliches Almosen gegeben, wofür Euch Gott belohnen möge! Ihr seht aber nicht mehr so vergnügt aus, wie am Morgen, und das geht mir nahe. — Diese Theilnahme rührte Franzen. Er ward gesprächig, und sagte: „ich habe hier einen Freund erwartet, von dem ich eine wichtige Nachricht erhalten sollte.“ — Euer Freund, erwiederte der Alte, ist ein Schurke, daß er Euch so lange warten läßt, und ich an Eurer Stelle würde — „Ja,“ sagte Franz, „es träumte mir nur so.“ (Er hatte nämlich nicht Lust, die ganze Geschichte von dem Geiste zu erzählen.) — O, Träume! Wer wird sich auch darauf verlassen! Ich habe ihrer genug gehabt, und nie an einen geglaubt. — „Aber mein Traum war so lebhaft, so lebhaft, als hätte ich alles wachend mit meinen Sinnen empfunden.“ — Auch ich habe zuweilen sehr lebhaft geträumt. Zum Exempel, vor einem Jahre träumte mir, ich sollte in einem gewissen Garten vor dem Thore einen großen Schatz heben. Da schwebte mir alles so deutlich vor Augen, daß ich noch heute den Fleck finden wollte. (Hier beschrieb der alte Soldat zu Franzens nicht geringem Erstaunen den ehemaligen Garten seines Vaters, der bei dem Bankerut mit verkauft worden war. Er bezeichnete die Stelle, wo der Schatz liegen sollte, ganz genau, und Franz erinnerte sich ihrer sehr wohl.) — „Und gingt Ihr denn nicht hin, und grubet nach?“ fragte Franz, der sich Mühe gab, recht gleichgültig auszusehen. — Behüte! es war ja nur ein Traum. Und

die Nacht ist keines Menschen Freund. Mit Geistern und mit Schatzgraben hab' ich nicht gern etwas zu thun. — „Wohl wahr, Alter!" sagte Franz, gab ihm noch ein Almosen, und beschied ihn öfter auf die Brücke, wo er jedesmal eine Gabe von ihm bekommen sollte. Nun wünschten Beide einander gute Nacht, und gingen nach Hause.

Franz konnte vor Freude über die unverhoffte Entdeckung kein Auge zuthun. Er dachte der wunderbaren Entwicklung seines Schicksals nach, und fand jetzt das ganze Räthsel gelöst. Der Vater hatte für unvorhergesehene Fälle einen Theil seines Vermögens in dem Garten, wo er sich besonders die letzte Zeit häufig aufhielt, vergraben, und war vermuthlich Willens gewesen, auf dem Sterbebette seinem Sohne von dem verborgenen Schatze Nachricht zu geben. Allein der Tod überraschte ihn plötzlich, und so nahm er das Geheimniß mit sich ins Grab. Dennoch kam der Schatz auf jene sonderbare Art noch an den rechten Mann. —

Am folgenden Tage setzte Franz alles in Bereitschaft, um sein Vorhaben auszuführen. Er versah sich mit Hacke, Spaten und einigen Beuteln, und überlegte, wie er unbemerkt in den Garten kommen und den Schatz in Sicherheit bringen könnte. Da ihm alle Wege und Stege in und außer der Stadt bekannt waren, so schien ihm das nicht schwer zu seyn. Gegen Mitternacht machte er sich auf, schlich durch enge und wenig bewohnte Gassen fort, und kam glücklich an den Garten, der dicht hinter der Stadtmauer lag. Mit pochendem Herzen stieg er über die Wand, und eilte nach dem bezeichneten Rosenstrauche hin, unter welchem der Schatz verborgen seyn

sollte. Die mondhelle Nacht begünstigte sein Unternehmen. Er fing an zu graben, und es währte nicht lange, so zeigten sich zwei große eiserne Töpfe, mit lauter Goldstücken angefüllt. Es war zu viel, als daß er alles auf einmal hätte fortbringen können; daher trug er den größten Theil in einen hohlen Baum, der außerhalb des Gartens in einem unbesuchten Winkel stand, und den er sich schon am vorigen Tage dazu ausgesucht hatte. Als dies geschehen war, nahm er das Uebrige, so viel er gerade tragen konnte, mit sich nach Hause. Den hohlen Baum besuchte er dann noch einige Nächte hinter einander, bis er alles in Verwahrung gebracht hatte.

Unterdessen vergaß er den alten Soldaten nicht, sondern schickte ihm alle Tage durch einen treuen Diener ein reiches Almosen nach der Brücke hin. In der Folge ließ er dem Alten ein Häuschen bauen, und versorgte ihn Zeitlebens, so, daß er nicht mehr betteln durfte. Er selbst war nun durch Erfahrung klug geworden, und machte einen bessern Gebrauch von seinem Vermögen, als vorher, nahm keine Schmeichler und Schmarotzer mehr auf, lebte sparsam, ohne zu geitzen, und trieb seine Handelsgeschäfte mit eben so vielem Eifer, als Redlichkeit. Dadurch löschte er bei seinen Mitbürgern endlich die Schande wieder aus, die ihm sein Leichtsinn und seine Verschwendung in den ersten Jahren zugezogen hatte.

10.

Das Ende des Feenreichs.

In jenen Zeiten, als die Feen sich noch um die Menschen bekümmerten, herrschte einmal im Feenreiche eine Königin, die wegen ihrer Wohlthätigkeit Evergete, d. i. die Wohlthätige hieß. Sie trug ihren Untergebenen auf, die Menschen öfters zu besuchen, und auf alle mögliche Weise ihre Leiden zu mindern und ihre Freuden zu mehren. Sie thaten es; sie gaben dem Einen Reichthum, halfen einem Andern zu glänzenden Ehrenstellen, erbaueten einem dritten prächtige Palläste — kurz, sie suchten alle Wünsche der Menschen zu erfüllen, und wann sie von ihren Reisen zurück kamen, mußten sie Evergeten erzählen, wie viel Gutes sie gethan hatten. Sie freuete sich immer sehr darüber, wenn recht viel geschehen war; aber doch bemerkte sie dabei, daß die Wünsche der Meisten oft sehr thöricht gewesen waren, und wohl gar sich selbst unter einander widersprachen. Es entstand nun der Zweifel bei ihr, ob es auch wohl gut sey, den Sterblichen ihre Wünsche immer zu gewähren, oder ob man nicht lieber die Natur ihren Gang müsse gehen lassen. Um darüber gewiß zu werden, entschloß sie sich, selbst zu den Menschen zu reisen, und mit eignen Augen zu sehen, welchen Gebrauch diese von den Geschenken der Feen machten. Die Anstalten zur Reise dauerten nicht lange. Sie nahm nichts weiter mit sich, als ihren Stab, der sie hinbrachte, wohin sie wollte; und der zugleich Geldund Kleider und alles, was sie wünschte, ihr gab, wenn sie ihn nur schüttelte.

Eines Abends kam sie in ein kleines Dörfchen, das aus niedern, armseligen Hütten bestand. Gleich vor dem ersten Hause saß ein junger Mann, der zwar kraftvoll und munter aussah, aber doch so arm zu seyn schien, daß er kaum seine Blöße bedecken konnte. Evergete redete ihn an. Ist nicht, fragte sie, hier im Dorfe eine Herberge für Reisende zu finden? — Das nicht, antwortete der Bauer, doch aber wird Euch jeder gern aufnehmen, wenn Euch mit einem schlechten Lager gedient ist; und da Ihr es im ganzen Dorfe eben so schlecht wie bei mir findet: so gönnt mir den Vorzug, Ihr sollt mir willkommen seyn. Sie folgte seiner Einladung, und kam in eine Stube, die ein sehr deutlicher Beweis von der Armuth ihrer Bewohner und kaum fest genug war, sie vor Wind und Regen zu schützen. Dafür aber nahmen ihre Wirthsleute, ein Paar, so arm und so zufrieden, wie Philemon und Baucis gewesen seyn sollen *), sie so herzlich auf, und holten mit so vieler Gutmüthigkeit alles hervor, um sie nach ihrem Vermögen zu bewirthen, daß sie sich in der elenden Hütte recht wohl befand. — Wovon lebt Ihr? fragte Evergete. — Von dem Tagelohn, das wir im nächsten Walde verdienen. — Ist es hinreichend zu Euren Bedürfnissen? — Wir müssen uns freilich einschränken, indessen sind wir dabei zufrieden, vergnügt und gesund, lieben uns, und brauchen nichts weiter. — Wird es Euch aber nicht schwer, daß Ihr Manches entbehren müßt? — Nicht sonderlich; wir sind einmal an dies Leben gewöhnt, und kennen die Dinge größtentheils nicht, die uns fehlen. —

*) S. Musenalmanach auf das Jahr 1786, herausgegeben von Voß und Göcking, Seite 44. rc.

Aber habt Ihr nie etwas mehr gewünscht? — O ja; doch nicht sowohl für uns, als vielmehr, um dem Unglücklichen in der Noth beistehen zu können. Denn das ist das größte Glück, welches wir uns vorstellen, so wie es uns sehr wehe thut, wenn wir Andere leiden sehen, ohne ihnen helfen zu können. Was wir haben, theilen wir zwar gern mit denen, die noch ärmer sind, als wir; gewöhnlich aber haben wir für Leidende nichts anders, als — gute Wünsche. — Wenn irgend Wohlthaten gut angewendet sind, dachte Evergete, so sind sie es hier, und schüttelte ihren Stab. Sogleich fielen so viel Goldstücke, Perlen und Diamanten heraus, daß der ganze Boden damit bedeckt war. Der Bauer und seine Frau warfen sich nieder, um ihr zu danken, aber — sie war verschwunden.

Nicht lange nach dieser Begebenheit kam sie eines Morgens auf ihrer Reise in ein angenehmes Wäldchen, wo mehrere schöne Anlagen, sowohl den guten Geschmack, als auch den Reichthum des Besitzers bewiesen. Sie spazirte in demselben umher, und bewunderte die glückliche Vereinigung der Natur und Kunst. Auf einmal erblickte sie ein Mädchen, welches mit einem Buche in der Hand im Schatten einer alten Eiche saß. Ihr Anzug war prächtig, ihr Gesicht aber auch so häßlich, daß Evergete sich entsetzte, und das Schicksal beinahe einer Härte beschuldigt hätte. Doch wollte sie erst sehen, ob nicht die Vorzüge ihrer Seele die Mängel ihres Körpers ersetzten; sie beschloß daher, sich ihr zu nähern, um sie anzureden. Zwischen ihr und dem Mädchen floß ein kleines Wasser, worüber ein schmaler Weg führte. Sie ging hinauf, that, als ob ihr der Fuß ausglitschte,

fiel, so lang sie war, hinein, und rief ängstlich um Hülfe. Laidronette — so hieß das Mädchen — warf gleich ihr Buch weg, sprang hinein und half ihr glücklich heraus. Kaum war sie mit Evergeten auf dem Lande; so fragte sie mit herzlicher Theilnahme nach ihrem Befinden, rief ihren Leuten, die mit dem Wagen in der Nähe hielten, ließ sie mit sich nach ihrem Landhause fahren, und daselbst aufs Beste verpflegen. Ich habe mich nicht geirrt, dachte Evergete, und suchte, als sie sich etwas wieder erholt hatte, ein Gespräch anzuknüpfen. Darf ich fragen, schönes Mädchen, sagte sie, in welchem Buche Sie dort im Busche lasen? Laidronette lächelte, als sie sich schönes Mädchen nennen hörte. Entweder, gute Frau, sagte sie, spottet Ihr meiner, oder Ihr habt ein blödes Gesicht. Allerdings, antwortete die Fee, fangen meine Augen an schwach zu werden: aber, wenn auch Ihr Gesicht nicht schön seyn sollte, so ist es doch Ihr Herz, und es gereuet mich nicht, Sie schön genannt zu haben. Zwar halten es junge Frauenzimmer gewöhnlich für ein Unglück, nicht schön zu seyn, und wenn das auch bei Ihnen der Fall wäre, so würde es mir leid thun, Sie dadurch an Ihren — vielleicht nur eingebildeten — Mangel erinnert zu haben. Nichts weniger, sagte das Mädchen, meine Bekannten und Freundinnen haben sich an mein Gesicht gewöhnt, und vermuthlich habe ich es gerade diesem Gesichte zu danken, daß mich die achtungswürdigsten Menschen in jeder Gesellschaft gern sehen. Die Stunden, welche die meisten schönen Mädchen vor dem Spiegel zubringen, um ihren Körper zu schmücken, wende ich auf die Bildung meines Geistes und Herzens; und da

mich mein Gesicht nicht empfiehlt, so muß ich mich durch mein Betragen zu empfehlen suchen. Bei dem allen leugne ich nicht, daß es mir sehr lieb seyn würde, wenn ich schön wäre; aber ich verzweifle doch nicht, weil ich es nicht bin. — Auch das soll Ihnen nicht fehlen, sagte Evergete, sehen Sie in den Spiegel! — Mit diesen Worten verschwand sie, und freuete sich, den stillen Wunsch einer Person erfüllt zu haben, die es so sehr verdiente.

Sie setzte ihren Stab weiter fort, und kam an ein Landgut, dessen Neben- und Hintergebäude rings herum eine schöne Lindenallee umgab, die nur vor dem eigentlichen Wohnhause unterbrochen war. Gerade vor der Hausthüre stand ein großer, aber verdorreter Birnbaum, an dessen Stamm sich eine Rasenbank lehnte. Der Besitzer saß mit über einander geschlagenen Armen, ganz in Traurigkeit versenkt, vor der Thüre. Evergete grüßte ihn, und bat, daß er ihr ein Glas Wasser möchte geben lassen. Sehr gern, erwiederte er; geht nur hinein, und esset mit meiner Familie. Mich hungert nicht, antwortete die Alte; aber darf ich wohl fragen, was Ihnen fehlt? Eine Kleinigkeit, versetzte er, bald schäme ich mich, daß ich mir sie so zu Gemüthe ziehe. Dieser verdorrete Baum — Es ist vermuthlich, sagte Evergete, eine vorzügliche Sorte? — Allerdings, indessen wäre sie wohl wieder zu bekommen. Er geht mir aus einem ganz andern Grunde so nahe. An meinem zehnten Geburtstage schenkte mir mein verstorbner Vater diesen Baum. Ich pflanzte ihn unter seiner Aufsicht, wartete ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt, und er wuchs ungewöhnlich. Als er das erstemal blühete,

brachte mich mein Vater in jene Stadt, deren Thürme Ihr dort links vom Hügel bemerken könnt. Seine ersten Früchte wurden mir nachgeschickt. Wenn ich in den Schulferien nach Hause reiste, erstieg ich allemal jenen Hügel, um ihn sobald als möglich zu sehen, und freuete mich meines Baums. Wenn mich nachher, als mein Vater todt war, und ich das Gut angenommen hatte, meine Jugendfreunde besuchten, so saßen wir oft halbe Tage lang auf dieser Rasenbank, und freueten uns im Frühling seiner Blüthen, kühleten uns im Sommer in seinem Schatten, und aßen im Herbst von seinen Früchten. Noch kommen jährlich an meinem Geburtstage, der auch der Todestag meines Vaters war, alle meine Geschwister zu mir, und diesen ganzen Tag brachten wir bisher unter diesem Baume zu, und erinnerten uns unserer Kindheit und unserer Eltern. Sein Laub lispelte dann immer so lieblich im Winde, als ob uns ihr Geist umschwebte. Alles ist nun dahin! Was werden meine Geschwister sagen, wann sie wieder zu mir kommen? Die Hälfte meines Vermögens gäb' ich darum, wenn ich sein Leben wieder erkaufen könnte! — Bei dieser Erzählung wischte er sich etliche mal die Thränen vom Gesichte. Getrost, sagte die Fee, Sie sollen noch in diesem Sommer von seinen Früchten essen. Sie berührte ihn, und er fing sogleich wieder an zu grünen und zu blühen, denn es war Frühling. — Wie wenig braucht es doch, sagte die Fee, indem sie fortging, die Zufriedenheit eines Menschen zu unterbrechen; und wie leicht kann man ihm öfters seine Ruhe wiedergeben, wenn man nur ein theilnehmendes Herz hat, und die kleine Mühe nicht scheuet, seinen Kummer zu erfragen.

Evergete, die sich bis jetzt nur um die Bewohner des Landes bekümmert hatte, begab sich in die Stadt, deren Thürme ihr der Gutsbesitzer gezeigt hatte, um zu sehen, ob da auch so viele Hülfsbedürftige wären. Ein junges Mädchen zog zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Anzug ließ auf Armuth schließen, ob er gleich sehr reinlich war; sie ging eilfertig, und hatte eine gewisse kummervolle Miene, die ihr nicht natürlich, sondern eine Folge mancher Leiden zu seyn schien. — Evergete bat, sie möchte ihr doch eine Herberge zeigen, wo sie die Nacht zubringen könnte. Sehr gern, antwortete das Mädchen, in einem gefälligen freundlichen Tone, wenn Ihr mir nur in unsere Wohnung folgen wollt. Wir wohnen bei einer sehr guten Frau, die noch eine Stube zu vermiethen hat, und Euch gewiß recht gut aufnehmen wird. So bin ich dir, sagte die Fee, schon im voraus Dank schuldig, denn ich kenne hier noch keinen Menschen, da ich heute zum erstenmal hier her komme; vielleicht würde ich noch lange gesucht und es doch nicht so gut gefunden haben. Das hätte leicht kommen können, erwiederte das Mädchen, besonders da es so viele ungefällige Leute in der Stadt giebt. Doch, setzte sie hinzu, muß ich Euch bitten, etwas schnell zu gehen. Faßt Euch lieber an meinen Arm. Ich würde nicht so eilen; aber ich habe Jemanden einen Rock anprobirt, der morgen fertig seyn muß, sonst würde ich meiner armen kranken Mutter keine Suppe kochen können. — Ich will dich gar nicht aufhalten, antwortete die Fee, da ich überdies bei meinem Alter noch ganz gut zu Fuße bin. Unterweges erkundigte sie sich nach den Umständen des Mädchens. Ich bin, sagte diese,

eines Goldschmieds Tochter. Mein Vater war ein geschickter und fleißiger Mann, der sehr viel zu thun hatte. Aber Viele, die bei ihm arbeiten ließen, bezahlten nicht. Sie vertrösteten ihn immer von einer Zeit zur andern, und dabei blieb es. Mein Vater verarmte darüber, starb endlich vor Gram, und hinterließ mich und meine Mutter in der traurigsten Lage. Zum Glück nähe ich ganz gut: aber alles ist so theuer, daß ich sie kaum ernähren konnte, da sie noch gesund war; nun ist sie gar krank, und ich weiß fast nicht mehr, wie ich ihr die nothwendigsten Bequemlichkeiten verschaffen soll, besonders, da ich ihr beständig zur Hand gehen und bei meinem Nähen so viel versäumen muß. Du dauerst mich herzlich, sagte die Fee, doch kann ich vielleicht die Gesundheit deiner Mutter wieder herstellen; ich habe sehr gute Mittel bei mir. O, wenn Ihr das könntet, versetzte das Mädchen, wie glücklich würde ich seyn! So arm meine Mutter ist, so gut ist sie doch. Gern wollte ich mit meinem Leben das ihrige erkaufen, wenn es nur möglich wäre. Voller Freuden, als ob die Heilung schon geschehen wäre, führte sie die Alte zu ihrer Mutter, die in der That durch den Gebrauch eines einzigen Mittels wieder gesund ward. Das Entzücken der Mutter und Tochter läßt sich nicht beschreiben. Die letztere holte eilig einige Groschen — ihre letzte Baarschaft — aus einem Wandschränkchen, um die wohlthätige Fremde durch etwas Speise zu erquicken. Sie nahm das Anerbieten an, und unterhielt sich unterdessen mit der Mutter. Ich fürchte, sagte diese, die Freude, mich so unerwartet, und so plötzlich gesund zu sehen, ist für meine Tochter zu groß, wenigstens zu überraschend gewesen: denn sie liebt

mich mit einer seltnen Zärtlichkeit. Der Gedanke, für mich zu arbeiten, erleichtert ihr jedes Geschäft. Oft sitzt sie noch in den Stunden der Mitternacht, wann alles um uns herum schläft, und nähet mit einer Munterkeit, als ob sie eben erst das Bette verlassen hätte. Linderung meines Elends scheint der einzige Zweck aller ihrer Thätigkeit zu seyn. — Indem brachte die Tochter das Essen herein, und Evergete ging zu einer großen Lade, die in der Stube stand, berührte sie mit ihrem Stabe, und sprach: „genießet den Lohn, den eine solche kindliche Liebe verdient, und lebt lange und glücklich zusammen." — Sie verschwand, und die Lade fand sich bis an den Deckel mit Gold angefüllt.

Evergete hielt sich noch einige Tage in der Stadt auf, und sah sich nach andern Unglücklichen um. Einst kam sie an ein Haus, in welchem sie ein großes Getöse hörte, das von lauten Klagen unterbrochen wurde. Sie ging hinein, und fand alles in der größten Unordnung; die Leute liefen hin und her, und schienen so bestürzt zu seyn, daß sie, ohne bemerkt oder aufgehalten zu werden, bis ins innere Zimmer kam. Hier hatte sie einen schauderhaften Anblick. Eine junge schöne Frau lag mit zerrauftem Haar auf einem Sofa, sah bald mit gespannter Erwartung nach einem Nebenzimmer, bald weinte sie überlaut, und rang sich im wildesten Schmerz die Hände wund. Neben ihr saß ein Mann schweigend, ohne aufzublicken, noch in seiner stummen Betäubung den Jammer der jungen Dame zu bemerken. Viele Leute standen am Bette eines Kindes von vier Jahren, und brachen in ein lautes Geschrei aus. Evergete ging zu dem Manne, und fragte ihn, was denn dem

Kinde fehle? Ich habe, sagte sie, sehr gute Arzeneien; vielleicht gelingt es mir, ihm zu helfen. Er stand langsam auf, betrachtete sie wehmüthig lächelnd einige Augenblicke, und sagte endlich: liebe Frau, wenn ihr Wunder thun könnt, dann ist Hoffnung; aber ohne Wunder ist hier nichts mehr zu thun. Er war eben im Begriff, sich von ihr wegzuwenden, als die Dame aufsprang, ihre Thränen abtrocknete, der Fee mit Ungestüm um den Hals fiel, und sie beschwur, ihr mit dem Leben dieses Kindes auch das ihrige wieder zu geben. Ohne ihr Zeit zur Antwort zu lassen, zog sie dieselbe ans Bette hin, wo sie von neuem in Klagen ausbrach, da das Kind eben seinen Geist aufzugeben schien. Die Fee, die, wie alle Feen, eine nicht gemeine Kenntniß von der Natur besaß, bemerkte bald die Ursach der Krankheit. Das Kind hatte nehmlich Konvulsionen, welche von Würmern in den Eingeweiden erregt wurden. Sie gab dem Kinde etwas ein, das die Würmer tödtete und abführte. Kaum war das geschehen, so ward das Kind ruhig, sahe sich munter um, fing an zu sprechen, forderte etwas zu essen, und die Fee versicherte, daß es nun aus aller Gefahr sey. Bei diesen Worten wagte es der Vater zuerst wieder, sich dem Bette zu nähern; erstaunt betrachtete er das Kind und Evergeten, warf sich vor ihr zur Erde nieder, und benetzte ihre Hand mit Thränen der Freude und der Dankbarkeit. Als der erste Ungestüm der Freude vorüber war, führte er sie in ein Nebenzimmer, dankte ihr noch einmal mit der größten Innigkeit, und bat sie, einen Theil seines Vermögens (das sehr groß war) anzunehmen. Die Mutter, die ihnen gefolgt war, vereinigte ihre Bitten mit den seinigen. Evergete aber

schlug alles aus, indem sie sagte: Mein Glück ist Wohlthun, und so bin ich schon genug belohnt. Er wollte weiter reden, aber sie war verschwunden.

Die letzte Begebenheit, die ihr in dieser Stadt begegnete, war auch die sonderbarste. Sie kam nehmlich eines Tages vor einem Gasthofe vorbei, wo eben eine Landkutsche angespannt wurde. Auf ihre Frage, ob noch ein Platz für sie übrig sey, erfuhr sie, daß außer ihr nur Ein Mann mitreisen würde. Sie setzten sich auf. Der Fremde ging sehr gut gekleidet, und war mit allen Bequemlichkeiten zur Reise reichlich versehen. Sie suchte mit ihm in ein Gespräch zu kommen, was sonst bei einer solchen Art zu reisen, wo man so bald Vertraute findet, und sie eben so bald wieder vergißt, nicht sehr schwer hält. Dieser Fremde aber machte es ihr in der That etwas schwer. Er saß in sich zurückgezogen da; sah keinen Wanderer an, der ihnen begegnete; bemerkte nichts von der schönen Gegend, durch welche sie fuhren; seufzte oft und tief, und gab auf die Fragen seiner Reisegefährtin immer nur einsilbige, oft ganz unpassende Antworten. Sie schwieg wieder eine Zeit lang, endlich aber fragte sie ihn ohne Umschweife, was ihm denn fehle? Vielleicht, fügte sie hinzu, bin ich im Stande, Ihnen zu helfen. Im Grunde, antwortete er, fehlt mir nichts, und eben deswegen würde es Ihnen desto schwerer werden, mir meine verlorne Ruhe wieder zu geben. Wodurch haben Sie sie denn verlohren? fragte die Fee. Durch einen Umstand, erwiederte er, den ich lieber nicht sagen möchte, aus Besorgniß, mich selbst lächerlich zu machen. Ich bin Kaufmann, und in einer, gewiß von Vielen, beneideten Lage. Mein Handel ist im blühendsten Zustande, und außerdem

habe ich noch ein ansehnliches Vermögen, bin gesund und wohl; habe eine vortreffliche Frau und drei vielversprechende Kinder, die mich so sehr lieben, als ich sie liebe. Dennoch bin ich nichts weniger, als glücklich, und die einzige Ursach ist die, daß mich die Furcht vor der Zukunft das Gegenwärtige nicht genießen läßt. So lächerlich diese Ursach auch scheinen mag; so ist sie doch immer nicht ganz ungegründet. Bald sehe ich, daß Jemand durch Unglücksfälle um sein Vermögen kommt; bald, daß ein Anderer durch Krankheiten seine Frau, seine Kinder, seine Gesundheit, sein Leben verliert, und was Andern begegnet kann mir doch auch begegnen. Diese Möglichkeit schwebt mir beständig vor, und quält mich mit tausend ängstlichen Sorgen, daß ich nie ruhig und glücklich werde. Auch im Besitz eines Königreichs würde ich es nicht seyn: im Gegentheil, je mehr Güter ich erlange, desto mehr steigt meine Furcht, sie verlieren zu können. In der That, versetzte die Fee, Ihr Zustand ist eben so bedauernswürdig, als ungewöhnlich, da die meisten Menschen nur des Glücks wegen, welches sie sich von der Zukunft versprechen, sie zu enthüllen wünschen; und da die Hoffnung, künftig glücklicher zu werden, ihre gegenwärtigen Leiden mildert. Das mag seyn, sagte der Fremde, ich halte nun einmal diese Ungewißheit, worin wir in Ansehung des Künftigen sind, für das größte Elend. Wir tappen immer im Finstern; wir wissen wohl, daß uns tausend Abgründe umgeben; aber nicht, wie wir sie vermeiden können, und müssen befürchten, desto sicherer hinein zu stürzen, je ängstlicher wir uns bemühen, ihnen auszuweichen. Wüßte der Mensch, was er künftig zu hoffen oder zu fürchten hat: so wäre er

auch im Stande, gehörige Maaßregeln zu nehmen, um künftige Unglücksfälle entweder ganz zu vermeiden, oder sie doch weniger schädlich zu machen. So scheint es uns allerdings, sagte Evergete: indessen wollen wir es einmal versuchen. Verlassen Sie sich darauf, mit dem Anfange jedes Jahres sollen Sie das Schicksal, das Ihnen in demselben bevorsteht, auf einmal ganz übersehen. Ich wünsche nur — wiewohl ich daran zweifle — daß Ihnen diese Kenntniß Ihre verlorne Ruhe wiedergeben möge. Der Fremde glaubte in allem Ernst, seine Gefährtin habe den Verstand verloren, und sahe sich bedenklich nach ihr um; aber sie war weg, und er befand sich allein in dem Wagen.

Evergete begab sich in eine andere Stadt, wo sie noch vielen Leuten Wohlthaten erzeigte; aber wir wollen dies übergehen, und zur Erzählung ihrer letzten Begebenheit eilen. An einem Sonntage wollte sie eine Kirche besehen, deren Schönheit sehr gerühmt wurde. Vor der Thüre derselben stand ein Bettler mit zwei Krücken; elende Lumpen waren seine Kleidung, und der matte Blick seiner Augen und die Blässe seines Gesichts bewiesen ohne Worte, wie krank er war. Bei dem allen hatte er eine sehr zufriedene, heitere Miene, worüber sich die Fee wunderte. Sie wünschte ihm einen guten Tag, und reichte ihm eine Gabe. Er nahm sie an, dankte ihr in einem bescheidenen Tone, und versicherte, noch nie einen bösen Tag gehabt zu haben. Diese Antwort setzte Evergeten in die größte Verwunderung, besonders fiel ihr der Kaufmann in der Landkutsche dabei ein, den die bloße Möglichkeit, in einen elenden Zustand zu gerathen, im Besitze fast aller Güter dieser

Erde, nicht glücklich werden ließ. Ich erstaune, sagte sie zum Bettler; weit wahrscheinlicher wäre mir die Versicherung gewesen, daß Ihr unter Euren Umständen nie einen guten Tag gehabt hättet! — O, versetzte der Arme, wenn Sie vollends meine Umstände ganz wüßte! Die Leiden, die Sie mich dulden siehet, sind nichts gegen die, die Sie noch nicht kennt. Ich leide noch weit mehr, wenn ich an das Elend denke, unter welchem meine Frau und meine Kinder seufzen, die ich herzlich liebe, und denen ich doch nicht helfen kann. Gleichwohl habe ich nie böse Tage gehabt, weil ich meine Leiden nicht nach meinen gegenwärtigen Empfindungen, sondern nach ihrem Zweck beurtheile, und sie als Mittel ansehe, deren sich die Vorsehung bedient, mich zum wahren Glücke zu führen. Evergete bewunderte die Denkungsart dieses Mannes, der so viel Achtung verdiente, aber vielleicht in seinen Lumpen von Keinem geachtet wurde; sie bat ihn, daß er sie mit sich zu seiner Familie nehmen möchte, um sich da noch länger mit ihm unterhalten zu können. Sehr gern, antwortete er, aber ich fürchte, Sie wird Ihre Neugierde bereuen. In meiner Wohnung hat Sie nichts weiter zu erwarten, als Auftritte des größten Elendes. Mit diesen Worten führte er sie ein enges finsteres Gäßchen, und ließ sie auf zwei sehr gefährliche Treppen in eine Kammer unter dem Gipfel des Daches steigen. Hier sahe sie zwei Kinder, ganz mit Wunden bedeckt; eine arme, vom Gram und Kummer abgezehrte Frau verband sie, und netzte ihre Wunden — nicht mit heilendem Balsam — sondern mit Thränen. Sie und die Kinder waren eben so armselig bekleidet, wie der Mann, und in der ganzen Stube stand

kein Bette; etwas Stroh war ihr Lager. Die Fee verstummte bei dem Anblick; endlich fragte sie: seid Ihr schon lange in dem traurigen Zustande? Seit zwei Jahren, war seine Antwort. Vorher waren wir zwar auch nicht reich, setzte er hinzu, aber Sparsamkeit und Fleiß bei meinem Handwerke — ich bin eigentlich ein Schuhmacher — verschafften uns doch so viel, daß wir nicht mit drückenden Nahrungssorgen zu kämpfen hatten, und daß wir überhaupt nach unsrer Art recht vergnügt lebten. Eine einzige unglückliche Stunde brachte uns um unser ganzes Glück. Es kam in der Nacht Feuer aus, und verzehrte alles, was wir hatten. Vom Schreck, und vermuthlich auch von der Erhitzung beim Räumen und Löschen, ward ich noch dazu an beiden Füßen kontrakt, und meine beiden Kinder bekamen den Ausschlag. Vielleicht wären wir alle schon wieder gesund, wenn es meine Einkünfte erlaubten, einen Arzt zu gebrauchen, und uns unsern Umständen gemäß zu verhalten. — Wovon lebt Ihr denn nun? fragte Evergete. Blos von dem, sagte der Arme, was uns gute Menschen mittheilen. Aber, fuhr sie fort, wie ist es möglich, in einem solchen Zustande so zufrieden zu seyn? — Sehr wohl, antwortete er; unsere Schicksale lenkt ein unendlich guter, weiser und allmächtiger Vater, der, wie ich gewiß weiß, mich liebt, und mich glücklich machen kann und will. Ich überlasse mich seiner Führung mit vollem Vertrauen, und bin fest überzeugt, daß sowohl meine Armuth und meine Leiden, als auch die Leiden meiner Kinder, jetzt weit besser für uns sind, als Gesundheit und Reichthum seyn würde; und zwar aus eben dem Grunde, weil dieser gütige Gott sie uns aufgelegt hat. —

Fehlte Euch denn noch nie das Nothwendige? fragte sie weiter. Noch nie, erwiederte er; es ist heute, glaube ich, das erstemal, wo alle vor mir vorüber gingen, ohne mir etwas zu geben, und sonderbar, gerade zu einer Zeit, wo wir keinen Bissen Brod im Hause haben. Aber, sagte die Fee, wird nicht in solchen Stunden Euer Vertrauen zur Vorsehung bisweilen wankend. Auch dann nicht; selbst heute noch, da meine Noth in der That höher, als je gestiegen ist, beruhigte mich der Gedanke an den, welcher die Lilien im Felde, die nicht säen und nicht spinnen, herrlicher schmückt, als Salomo in seiner Pracht geschmückt war, und in demselben Augenblicke linderte er mein Leid durch die Wohlthat, die er durch Sie mir gab. Evergete war tief gerührt von den frommen Gesinnungen dieses Mannes, und wenn Feen weinen könnten, sie hätte Thränen des Mitleids und der Bewunderung geweint. Aber das hatte sie unterdeß fest bei sich beschlossen, ihm ein recht glänzendes Glück zu Theil werden zu lassen. — Ich bin eine Fee, hub sie jetzt an, und kann als solche, wie Ihr wohl wissen werdet, alles für Euch thun, was ich will. Zugleich traue ich Euch Verstand und Herzensgüte genug zu, daß Ihr nichts Thörichtes oder Böses wünschen werdet. Wählt also mit Bedacht, was ich Euch gewähren soll. Das thue ich nicht, sagte der Arme mit fester Entschlossenheit, ich weiß viel zu wenig von der Zukunft, als daß ich klug genug wählen könnte. Die Vorsehung, die besser weiß, was mir gut und heilsam ist, wird schon für mich sorgen. Wollen Sie ihre Mittelsperson seyn: nun, so stehen Sie mir bisweilen mit einer Kleinigkeit bei. Ich wünsche mir weiter nichts, als Muth, mich allem

zu unterwerfen, was sie über uns beschlossen hat. Aber, versetzte die Fee, heißt das nicht Gott versuchen, wenn ihr die Mittel nicht annehmen wollet, Eure und Eurer Kinder Gesundheit wieder zu erlangen? Soll er Wunder thun, und Euch durch ausserordentliche Mittel wieder helfen? — Nichts weniger, antwortete er, gerade deswegen danke ich Ihnen für Ihre Hülfe. Nur zwei Wünsche will ich mir allenfalls erlauben. Schicken Sie mir einen Arzt, ich werde mich seinen Vorschriften unterwerfen, und Gott wird seine Mittel segnen, wenn er es gut für uns findet; und setzen Sie mich wieder in den Stand, mein Brod zu verdienen, ich will Tag und Nacht arbeiten, und es dann seiner Weisheit überlassen, ob er zu meiner Arbeit sein Gedeihen geben will. — Das werde ich sehr gern thun, fiel die Fee ein, und zugleich will ich von Euch lernen, daß es sich eingeschränkte Wesen nie sollten einfallen lassen, die Einrichtungen des Allweisen verbessern zu wollen. Ich werde künftig nur natürliche Mittel anwenden, um den Unglücklichen ihr Schicksal zu erleichtern, aber nie sie mit Geschenken überhäufen, die ihnen die Vorsehung versagt hat, weil sie ihnen vielleicht schädlich werden könnten. Wer weiß, ob ich mit allen meinen Wohlthaten nicht mehr Böses, als Gutes, gestiftet habe. — Mit diesen Worten verschwand sie, und ließ einen Beutel mit hundert Goldstücken zurück. Hievon bezahlte er einen Arzt, der ihm und seinen Kindern wieder zur Gesundheit verhalf, und das Uebrige wendete er an, sich die Materialien zur Fortsetzung seines Handwerks anzuschaffen.

Acht Jahre ließ Evergete vorbeigehen, ehe sie ihre zweite Reise zu den Menschen antrat, um zu untersuchen, welchen Gebrauch sie von ihren Wohlthaten gemacht hatten. Zuerst begab sie sich wieder in das Dörfchen, wo sie den jungen Bauer, der sie vormals mit so vieler gastfreundlicher Herzlichkeit aufnahm, bereichert hatte. Kaum kannte sie das Dörfchen noch, so verändert fand sie alles. Als sie das erstemal da war, erweckten armselige Hütten ihr Mitleid; jetzt fesselte ein großer Pallast, hinter dem sie größtentheils versteckt lagen, ihre Aufmerksamkeit. Die Nebengebäude desselben erstreckten sich bis an den Wald, von dem sich ein großer Theil in einen prächtigen Garten verwandelt hatte. Vor der Thür standen eine Menge Bedienten, deren Anzug von Gold und Silber strotzte, so wie auch das Geschirr der Pferde, die mit einem sehr schönen Wagen vor dem Schlosse hielten. — Wer wohnt in diesem Schlosse? fragte Evergete in der Gestalt eines jungen, aber armen Mädchens? — Ihr antwortete ein ehrwürdiger Greis: vor mehreren Jahren war der Mann, der es bewohnt, nicht besser als wir; aber auf einmal ward er reich, wir wissen selbst nicht, wie. Ehemals, als er noch arm war, und mit uns in den Wald zur Arbeit ging, liebten wir ihn alle; er schien ein sanftmüthiger, verträglicher und nach seinen damaligen Umständen sehr wohlthätiger Mann zu seyn. Aber da er das Geld bekam, ward alles ganz anders. Er bauete dieses Schloß, ließ sich Baron nennen, und nimmt es fast übel, wenn ihn unser Einer nur einmal ansieht. Er hält, wie ihr selbst sehet, eine Menge Bediente, Pferde und Hunde, die ihm sehr viel kosten; dennoch könnten wir alle vor seiner Thüre ver-

hungern, ehe er sich unser erbarmte. Seine Frau, die eben so gesinnt ist, thut wie eine Prinzessin. Das Holz da, worin er sonst mit uns arbeitete, und sich selbst seine Feuerung, wie wir, suchte, hat er gekauft; nun dürfen wir es uns nicht unterstehen, nur einen dürren Zacken aufzunehmen; er muß liegen bleiben, und lieber im Walde verfaulen. Vor einigen Tagen hat er noch ein spanisches Rohr an einem meiner Enkel zerschlagen, weil er ein Rüthchen sollte abgerissen haben. Klagen dürfen wir nicht, denn er ist Herr des Kirchspiels; es würde auch ohnehin nichts helfen, da alle, die uns schützen könnten, täglich an seiner Tafel schmausen, und Ihr wißt wohl, wie es dann geht.

Indem sie noch sprachen, kam der Herr Baron mit seinem Gefolge heraus. Die Bauern traten etwas zurück und nahmen ihre Hüte ab. Er schien es gar nicht zu bemerken. E v e r g e t e näherte sich ihm auf einige Schritte, und bat ihn in den rührendsten Ausdrücken um Erbarmen. „Was will das Mensch?" schrie er, indem er sie verächtlich anblickte. „Mein Haus ist kein Lazareth. Packe dich fort, und wo du dich hier wieder sehen lässest, so rechne auf eine tüchtige Tracht Prügel." — In dem Augenblick nahm die Fee ihre wahre Gestalt an. Er erschrak, und warf sich ihr zu Füßen. — Undankbarer! sagte sie — doch nicht dir, sondern mir selbst mache ich deiner Schlechtigkeit wegen Vorwürfe. Die Vorsehung sahe den Mißbrauch voraus, den du von dem Reichthum machen würdest, und ließ dich arm geboren werden. Ich hielt mich für weiser als sie, zog dich aus deiner Armuth, und du wurdest ein Bösewicht. Meine thörichte Eitel-

keit ist bestraft, auch deine Niederträchtigkeit soll es werden. Kehre in deine Armuth zurück, und möchtest du da die Tugenden wieder erlangen, die du durch meine Unvorsichtigkeit verloren hast! — Sie verschwand, und mit ihr das Schloß und aller darin enthaltene Reichthum. Die Schuldner des Barons bemächtigten sich seiner übrigen Güter, und er behielt nichts als seine ehemalige Hütte, in welcher Freistatt er nun Zeit und Veranlassung genug fand, seine vorige Härte zu bereuen.

Mit so großen Erwartungen Evergete ihre letzte Reise angetreten hatte, so kleinmüthig setzte sie dieselbe fort. Bange betrat sie das Lustwäldchen, wo sie dem jungen Mädchen Schönheit verliehen hatte. Laidronette saß wieder an demselben Orte, wo Evergete sie zuerst fand; aber nicht mit einem Buche, sondern mit einem Spiegel in der Hand. Sie betrachtete darin unter tausend Thränen die Verwüstungen, welche die Blattern auf ihrem Gesichte angerichtet hatten. Die Fee nahm unterdessen die Gestalt einer Bäuerin an, die Obst zu verkaufen trägt, und bot sie dem Fräulein so gefällig an, daß sie dadurch ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Warum weinen Sie denn, mein Fräulein? fragte sie mitleidig. — Sehet mich nur an, versetzte sie, und mein von den Blattern entstelltes Gesicht wird es euch sagen, warum ich weine. Sie haben ja so viele andere Vorzüge, sagte die Bauerfrau, wie können Sie dieses geringen Verlustes wegen so betrübt seyn? Ihr habt Recht, erwiederte sie, es war auch eine Zeit, wo ich so vergängliche Dinge, die noch dazu nicht einmal eignes Verdienst sind, mit eben der Gleichgültigkeit betrachten konnte. Jene glückliche Zeit ist verschwunden; ich kann mich jetzt nicht

ohne Abscheu ansehen. Und warum, sagte die Fee, die ihre vorige Gestalt wieder annahm, warum konnten Sie es nicht? Sollte jetzt Häßlichkeit ein größeres Unglück für Sie, oder sollte Ihr Verstand geringer geworden seyn, als er vor acht Jahren war? Ja, beides, sagte das erstaunte Fräulein, als sie sich wieder etwas gefaßt hatte; ach Sie haben mir ein trauriges Geschenk gemacht! Entweder geben Sie mir meine äußerliche Schönheit, oder meinen innern Werth zurück, den ich durch jene verloren habe. Sie wollten mir beides geben, und haben mich um beides gebracht. — Wie wäre das möglich? fragte die Fee. Das will ich Ihnen sagen, fiel das Mädchen ein. Ich bin in einer Familie geboren, die fast durchgängig schön ist, und die eben darum auch einen sehr hohen Werth darauf setzt. Ich selbst hatte noch zwei ältere Schwestern von außerordentlicher Schönheit, wodurch denn meine Häßlichkeit natürlicher Weise noch auffallender ward. Als ich über mich selbst etwas nachdenken lernte, war es mir allerdings nicht gleichgültig, daß ich häßlicher als meine Schwestern aussah; aber ich lernte mich darin finden. Nur erst dann hielt ich mich für das unglücklichste Geschöpf auf Erden, als man anfing mir meine Häßlichkeit vorzuwerfen. Zum Glück hatte ich eine vortreffliche Hofmeisterin, die sich meiner desto herzlicher annahm, je mehr ich von der ganzen Familie zurückgesetzt wurde, zumal, da meine Schwestern, denen alle Welt schmeichelte, lange nicht so fleißig waren, als ich. „Mein Kind,“ sagte sie bisweilen, „sey nicht betrübt darüber, daß du nicht schön bist. Deine Häßlichkeit ist eben sowohl ein eingebildetes Unglück, als die Schönheit deiner Schwestern ein eingebildetes Glück

ist. Man braucht nicht nothwendig schön zu seyn, um sich Liebe und Achtung zu erwerben. Ja, du wirst beides in einem noch höhern Grade erlangen, als deine Schwestern, wenn du dir eine Art des Verdienstes erwerben willst, das nicht, wie die Schönheit, durch Alter und Krankheit zerstöhrt werden kann." — Diese Erinnerung, die täglich wiederholt wurde, erregte den Wunsch in mir, das Verdienst kennen zu lernen, das die Schönheit ersetzen und gar übertreffen sollte. Ich folgte daher ihrer Leitung, und erwarb mir durch ihre weise Lehren so viel Kenntniß und Tugend, so viel Sanftmuth und Leutseligkeit, daß man bald meine Häßlichkeit darüber vergaß. Die Gecken in allen Gesellschaften drängten sich zwar zu meinen Schwestern; aber die achtungswürdigen Leute suchten mich auf. Ich schlug Partieen aus, die sie gern angenommen hätten. Wenn sie beim Eintritt in Gesellschaften Aller Augen auf sich zogen, so hatte ich mir am Ende die Achtung Aller erworben. All dies Glück habe ich durch Ihre unselige Güte verloren. Kaum hatte mich der Spiegel meine Schönheit kennen gelehrt, so fühlte ich auch keinen Wunsch weiter, als den, bewundert zu werden. Die eine Hälfte des Tages brachte ich am Putztische mit dem elenden Geschäfte zu, die Reitze, die Sie mir gegeben hatten, zu erhöhen; die andere opferte ich dem noch elendern, sie der Welt zu zeigen und schmeichelhafte Lobsprüche einzuärnten. Darüber verlor ich alle Zeit zu ernsthaften Geschäften und am Ende auch allen Geschmack daran; ich las nicht mehr; ich suchte nicht einmal meine schon erlernten Kenntnisse zu erhalten; ja, ich wich absichtlich jeder ernsthaften Unterhaltung aus. Auf einmal raubte mir die

fatale Krankheit alle meine Reitze. Nun hab ich gar nichts mehr, wodurch ich mir den Beifall Anderer, der mir durch die lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden ist, erwerben könnte. Ich sehne mich mit desto grösserem Verlangen nach Zerstreuungen, nach Gesellschaften, nach Spieltischen und Schauspielen, um den Verlust meiner Schönheit desto leichter zu vergessen; aber überall, wo ich vor Kurzem noch glänzte, darf ich mich jetzt nicht mehr sehen lassen. Alle, die ich sonst durch Stolz und durch mein verändertes Betragen beleidigte, machen mich zum Gelächter, oder suchen sich, was ihnen auch sehr oft gelingt, bei andern Mädchen ein Verdienst dadurch zu erwerben, wenn sie mir es zu verstehen geben, daß die Einsamkeit die beste Parthie für mich sey. Ich bin selbst davon überzeugt, und möchte mich auch gern wieder in ihren Schooß zurück ziehen; aber womit soll ich mich in der Einsamkeit beschäftigen? Mein Verstand ist mit Kleinigkeiten angefüllt, und durch sie gleichsam eingeschrumpft; ich habe allen Geschmack am Schönen und Guten, meinen ganzen Sinn für alles Wahre und Große verloren. Kurz, ich bin das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne.

Thränen unterbrachen ihre Erzählung. Sie besah sich wieder im Spiegel, und warf ihn mit Unwillen von sich. Evergete machte sich Vorwürfe darüber, daß sie durch ihre unzeitige Wohlthätigkeit dieses Mädchen, das vorher mit seinem Zustande zufrieden war, so unglücklich gemacht hatte, und nahm sich vor, ihren Fehler wieder zu verbessern, wenn es möglich wäre. Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen, sagte sie, und wünsche nichts sehnlicher, als Ihnen Ihre ehemaligen Vorzüge, Ihre

Vernunft und Ihre Schönheit, zurückgeben zu können. Aber Eins von beiden ist mir nur möglich, wählen Sie selbst unter diesen.— Das Mädchen verfiel in ein tiefes Nachdenken, und man sahe es ihr an, wie schwer ihr die Wahl ward. Auf einmal antwortete sie entschlossen: ich bedenke mich keinen Augenblick länger; die Erfahrung hat mich gelehrt, wie vergänglich die Schönheit ist, und wie gefährlich sie für uns werden kann. Ich wünsche sie mir nicht zurück, wenn ich nur meine erste Gemüthsverfassung wieder erhalten könnte. Geben Sie mir meine Vernunft und meine Tugend wieder, und ich bin zufrieden. Diese Wahl, versetzte Evergete, ist ein Beweis Ihrer wiederkehrenden Vernunft; ich habe also nicht nöthig, sie Ihnen erst zu geben; Sie werden sie auch nicht wieder verlieren. Ihre Eitelkeit wird Sie nicht mehr in so viel Zerstreuungen stürzen, und dadurch von der Natur entfernen, oder Ihre Bemühungen, sich selbst zu bilden, unterbrechen. Sie werden bald Ihre vorigen Kenntnisse wieder erlangen, sie noch durch neue vermehren, und dadurch sanfter und edler werden. Damit Sie aber auch demüthiger werden, so lesen Sie öfters in dem großen Buche, das Sie auf Ihrem Tische finden. Es enthält ein Verzeichniß sehr wissenswürdiger Dinge, die Ihnen aber alle noch unbekannt sind.

Ach, sagte Evergete, nachdem sie das Mädchen verlassen hatte, so habe ich denn überall durch meine Geschenke so viel Unheil gestiftet, daß meine ganze Macht kaum hinreichend ist, es wieder gut zu machen. O Weisheit eingeschränkter Wesen, du bist nichts weiter als Blindheit, und wehe dem, der sich auf dich verläßt, und deiner Führung folgt! Er ist bei jedem Schritte in Gefahr, zu irren, oder in Abgründe zu stürzen.

Sie ging nun nach dem Vorwerke, wo sie den verdorrten Baum wieder belebt hatte. Es war eben Herbst, und in der Ferne schon bewunderte sie die schönen Birnen, die ihr entgegen lachten. Hier, dachte sie bei sich selbst, hier habe ich mir doch gewiß nichts vorzuwerfen. Wenn der Besitzer noch lebt, so wird er sich der schönen Früchte seines Baumes freuen, wird oft sich meiner erinnern, und herzlich werden die Seinigen mein Andenken segnen, daß ich ihnen dieses Plätzchen zu ihren Familienfesten erhalten habe. — Indem sie sich mit diesen Gedanken schmeichelte, kam sie dem Hause so nahe, daß sie die Worte des Alten verstehen konnte, der eben zur Thür heraus trat: wer hieß es der alten Hexe, schrie er, sich in meine Angelegenheiten zu mischen? Der liebe Gott wußte recht gut, was er that, als er den unglücklichen Baum verdorren ließ. — Die Fee fragte betroffen, worüber er sich beklagte, und es fehlte nicht viel, daß er ihr seinen Zorn nicht thätig bewies. Ha! rief er, willst du mich vielleicht noch einmal behexen? Es war wohl der Mühe werth, den alten verdorrten Baum durch Zauberei zu erwecken. Gestern ist meinem Enkel ein Ast, welchen der Sturm herunter riß, auf den Kopf gefallen, und hat ihm eine solche Wunde geschlagen, daß er gewiß daran sterben wird. Das ist die Folge, wenn man alles besser machen will, als der liebe Gott. — Hier fing er von neuem an zu wehklagen. Sie ließ sich den Knaben zeigen, und versprach, den Schaden zu heilen, den sie unschuldiger Weise verursacht hätte. Sie legte einen Balsam auf die Wunde, und den andern Morgen war der Knabe außer Gefahr. Ich danke Euch zwar, gute Mutter, sagte der Alte; indessen rathe ich doch, Euch

nicht wieder darein zu mengen, wenn der liebe Gott auch alle Bäume verdorren ließe, und wenn alle Menschen darüber wehklagten. Er hat gewiß seine guten Ursachen zu allem, was er thut. Mein Vater, Gott habe ihn selig, sagte immer, die Menschen sollten sich nur darum bekümmern, recht zu thun, und den lieben Gott nicht hofmeistern wollen. Dabei erzählte er gewöhnlich von einem Bauer, der es getadelt hätte, daß die Eichen keine Kirbisse trügen; da ihm aber einmal im Schlafe unter einer Eiche eine Eichel auf die Nase fiel, so sagte er: der liebe Gott hat doch Recht. Wäre das ein Kürbis gewesen, wie würde es mit meinem Gesichte und vielleicht mit meinem ganzen Kopfe stehen? — Merkt Euch das! —

Immer mißmuthiger wanderte die Fee weiter zu dem Mädchen, deren kindliche Liebe sie so reichlich belohnt hatte, und in deren Betragen sie Entschädigung für ihre bisherigen bittern Erfahrungen zu finden hoffte. Diese, glaubte sie, würde denn doch gewiß ihre Schätze recht pflichtmäßig angewendet haben, um ihrer Mutter den Abend des Lebens zu verschönern. Sie kam an einen herrlichen Pallast, und ihre Hoffnung fing schon an bei dem Anblick seiner Pracht etwas zu sinken. — Kann ich, fragte sie einen mürrischen Thürwärter, die Mutter der Madam nicht sprechen? Die Mutter der Madam? versetzte er in einem langsamen, fragenden Tone: Ihr seyd unrecht berichtet. Madam hat keine Mutter mehr. Ich bin nun beinahe neun Jahre hier, und habe sie noch nie nennen hören. Sie mag wohl schon todt seyn. Evergete sah in ihrem Buche nach, welches die Namen ihrer Bekannten enthielt, die allemal mit ihrem

Tode verschwanden; fand sie aber noch deutlich darin. Sie that noch verschiedne Fragen, als sie die alte Frau, von welcher die Rede war, langsam, gebückt am Stabe, und mit kummervoller Miene dem Pallast zuschleichen sah. Die Fee machte sich unsichtbar, und dachte bei sich selbst: wohl hat der Thürwärter Recht, Madam hat keine Mutter und kein kindliches Herz mehr. — Kann ich nicht Madam sprechen? fragte die Alte. Sie hat sich gestern spät niedergelegt, antwortete er, da ich indessen Befehl habe, Euch niemals abzuweisen, so setzt Euch, ich ich will Euch anmelden. Die arme Frau seufzte tief, da sie sich unbemerkt glaubte, und Thränen benetzten ihre eingefallenen Wangen. Nur die Ankunft des Thürwärters vermogte sie, dieses Zeichen ihres Kummers zu unterdrücken. Madam, sagte er, liegt zwar noch im Bette, indessen soll ich Euch durch die geheime Treppe in ihr Schlafzimmer führen. Evergete ging unsichtbar mit, und kam in ein prächtiges Zimmer. Sie erkannte bald in der jungen Frau, die ihre Mutter herzlich bewillkommte, als sie mit ihr allein war, das Mädchen wieder, von dem sie sich so viel versprochen hatte. Es thut mir sehr wehe, sagte Madam, daß ich Euch so lange nicht gesehen habe; allein ich habe keinen Augenblick dazu finden können — indem wurde der Herr vom Hause durch eine Kammerfrau angemeldet; er ließ fragen, ob Madam nicht zu sprechen wäre? Als er herein trat, und die alte Frau sah, die sogleich aufstand, und sich mit nassen Augen und blutendem Herzen in einen Winkel des Zimmers zurückzog, sagte er zu seiner Frau: ist das nicht Ihre alte Amme? — Wie gehts noch, Mutter? — Ohne ihre Antwort abzuwarten, wen-

dete er sich zu seiner Gemahlin, erzählte einiges von der Gesellschaft, die er am vorigen Abend besucht hatte, sagte ihr verschiedene Schmeicheleien über ihren geschmackvollen Nachthabit, drückte der Alten beim Abschiede einen Thaler in die Hand, und ging fort. Als er hinaus war, konnte sie sich nicht mehr enthalten, ihrer Tochter mit Thränen zu sagen: so weit hast du mich also gebracht; nur selten findest du einen Augenblick, mit deiner Mutter zu sprechen; ich muß vor dem Manne meiner Tochter mich demüthigen, beinahe die Rolle einer Bettlerin spielen, und in seinem eigenen Hause Allmosen von ihm annehmen. Heißt das mütterliche Zärtlichkeit vergelten? Doch, meine Vorwürfe treffen mich selbst: ich hätte deinem albernen Stolze nicht so viel nachgeben sollen. — Und worüber klagt Ihr denn? fragte die junge Frau. Habe ich weniger Zärtlichkeit für Euch, oder es Euch an irgend etwas fehlen lassen? — Dein Ueberfluß, erwiederte die gute Frau, macht mich nicht glücklich; ich war glücklicher in unserer Armuth. Im Besitz einer guten Tochter, die sich meiner nicht schämte, und kindlich für mich sorgte, schmeckte mir auch mein trocknes Brod gut; aber jetzt werden deine ausgesuchtesten Speisen von meinen Thränen bitter. O! mir fehlt viel; dem zerrissenen Mutterherzen fehlt die Tochter! Ich habe sie verloren, sie ist eine große Dame geworden, und glaubt, durch eine Mutter, wie ich bin, entehrt zu seyn. Doch ich fühle es, der Kummer nagt an meinem Leben, und ich fühle es ohne Betrübniß. Was soll in der Welt eine alte abgelebte Frau, die ein Herz voll mütterlicher Liebe und keine Kinder hat. — Wollen wir uns denn nie sehen, versetzte die Tochter, ohne uns Vorwürfe zu ma-

chen? Soll ich mich schlechterdings der Gefahr aussetzen, die Hochachtung meines Mannes zu verlieren, und ihn selbst der Verachtung aller Leute von der großen Welt blos zu stellen? Würde man seiner nicht spotten, wenn man vernähme, daß er ein Mädchen von so geringem Stande, als ich bin, geheirathet hätte? Und geheim halten kann man es doch nicht, wenn ich Euch als meine Mutter darstelle. Denn ich muß es gestehen, die Lebensart habt Ihr offenbar nicht, die Leute von hohem Stande unter sich gewohnt sind, und Ihr könnt sie nun auch nicht mehr lernen. Ich muß meinem Herzen Gewalt anthun, so schwer es mir auch wird. — Evergete vergaß im Eifer, daß sie unsichtbar war, und rief mit Heftigkeit aus: also auch dieses Herz habe ich verdorben! — Die beiden Frauen erschraken, und wollten um Hülfe rufen, da sie Niemand im Zimmer sahen; aber plötzlich zeigte sich ihnen die Fee. Die junge Frau erkannte sie sogleich, und war äusserst beschämt. Evergete bemerkte es, daß sie sich ihres Stolzes wegen selbst schon Vorwürfe machte, und wollte ihren Schmerz nicht noch vermehren, sie sagte also in einem sanften, doch ernstlichen Tone zu ihr: es ist mir lieb, daß es scheint, als ob dein natürliches gutes Gefühl über deinen Stolz siegen wollte, und als ob du deinen Irrthum erkennen würdest. Wisse: nicht die Geburt bestimmt den Werth des Menschen, sondern sein Betragen. Eine niedrige Herkunft beschimpft nicht, wohl aber das Bemühen, sie zu verläugnen und Andere zu hintergehen. Schäme dich deiner armen Mutter nicht, aber schäme dich, daß du sie verläugnen konntest. Das einzige Mittel, deinen Fehler wieder gut zu machen,

ist, daß du sie nicht blos vor deinem Manne, sondern öffentlich vor dem Angesichte der ganzen Welt als deine Mutter anerkennest. Dieser Sieg über dich selbst wird dir wahre Ehre machen. Wer Vorurtheilen gehorcht, beschimpft seine Würde als vernünftiger Mensch; wer aber auch in den peinlichsten Verlegenheiten der Tugend getreu bleibt, der ist groß.

Bei dieser ernstlichen Anrede kämpften Stolz und kindliche Liebe im Herzen der jungen Frau; die letztere siegte am Ende. Sie rief ihrer Kammerfrau, und befahl, ihren Gemahl zu ihr zu bitten. Als er hereintrat, empfing sie ihn mit den Worten: ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen bis auf den jetzigen Augenblick etwas verhehlt habe, was Sie allerdings früher hätten erfahren sollen. Sie glauben (durch mich hintergangen) ich stamme von einer vornehmen Familie ab; allein dies ist nicht wahr; ich bin von geringer Herkunft, und habe mit meinen Händen mich und meine Mutter ernähren müssen. Wahrscheinlich lebte ich noch in unbekannter Armuth, wenn mich diese Person, die Sie hier in der Gestalt einer alten Frau sehen, und der ich einen kleinen Dienst erwies, nicht in den Besitz unermeßlicher Reichthümer gesetzt hätte, welche mir erst Ihre Bekanntschaft und dann auch Ihre Hand erwarben. Aber ich verdiente sie nicht, da ich thöricht genug war, mich meiner Mutter zu schämen, und sie zu verläugnen. Erlauben Sie nun, daß ich mein Vergehen zu verbessern, und durch Offenheit Ihre Achtung wieder zu erlangen suche. Vergeben Sie mir dieses Mißtrauen, das ich gegen Sie hierin gezeigt habe. — Mit diesen Worten führte sie ihm ihre Mutter zu. So

betreten er auch anfangs dabei schien, so wußte er sich doch zu benehmen. Er umarmte seine Schwiegermutter, und sagte ihr sehr viel Verbindliches, konnte aber seine Augen nicht von der Fee wegwenden, die ihre natürliche Gestalt annahm, und ihm Bewunderung und Ehrfurcht einflößte. — Ich war besorgt, sagte Evergete zu dem Manne, Ihr Stolz würde mit dieser Entdeckung nicht zufrieden seyn, und dann wäre ich gezwungen gewesen, Ihrer Frau und Ihnen meine Wohlthaten zu entziehen; ich freue mich, sie Ihnen lassen zu können. Doch hoffe ich auch, Madam, Sie werden es einsehen, daß ohne diese Entwickelung meine Wohlthaten keinen großen Werth für Sie gehabt hätten; Sie hätten sie mit dem Adel Ihres Herzens theuer genug erkauft. Es ist in der That gefährlich, die Menschen dem Stande zu entreißen, den ihnen die Vorsehung angewiesen hat. Sie verlieren gewöhnlich die Vorzüge, die sie in Ihrem vorigen Stande hatten, und nehmen zu den Fehlern desselben noch die Fehler des neuen an. Betragen Sie sich künftig so, daß ich mir nicht wegen des Verlusts Ihrer guten Eigenschaften Vorwürfe machen muß.

Von hier begab sich die Fee in das Haus, wo sie jenen trostlosen Eltern ihren einzigen Sohn, der schon mit dem Tode rang, wieder gegeben hatte. Hier hoffte sie eine frohe Aufnahme zu finden; aber nichts weniger. Sie fand beide Eltern eben so, wie das erstemal, in Thränen, nur schien jetzt der Gram noch mehr in ihren Herzen gewühlt, und an ihrer Gesundheit genagt zu haben. Ach! sagten sie, bei dem Eintritt der Fee, Sie haben uns ein trauriges Geschenk gemacht. Wir wären

glücklich, wenn das Kind, das Sie uns erhielten, den gegenwärtigen Tag nicht erlebt hätte. Dieser Sohn, den wir über alles liebten, bei dessen kleinster Gefahr wir zitterten, dessen Leben wir mit heißen Thränen von Ihrer Hand erfleheten — dieser Sohn ist ein Mörder geworden, und jetzt in Gefahr, unter Henkers Hände zu sterben. — Doch, setzte der betrübte Vater hinzu, ein Schimmer von Hoffnung bleibt uns noch, da Sie eben bei uns sind. Wir haben Ihre Macht kennen gelernt. O, machen Sie Ihre Wohlthat vollkommen, und schenken Sie uns diesen Sohn zum zweitenmale. Haben Sie Mitleid mit einem tief gebeugten Vater und mit einer trostlosen Mutter, die beide die Schande nicht überleben werden, die ihrer wartet. Entziehen Sie unsern Sohn den Händen der Gerechtigkeit, und versetzen Sie ihn, wenn es seyn muß, in das entfernteste Land. — Tief schmerzt es mich, sagte Evergete, eine Bitte, die ich selbst so gern erfüllen möchte, abschlagen zu müssen. Gern möchte ich das Unglück abwenden, das ich verursachte; aber Euer Sohn ist gar zu früh zum Bösewicht gereift. Wenn ich ihm das Leben verlängerte, so würde er im Bösen fortfahren, und ich dadurch Theil an seinen Verbrechen nehmen. Es wäre gut gewesen, wenn wir uns, als ich das erstemal bei Euch war, der Vorsehung überlassen hätten. Machet daraus den Schluß, daß es Euch auch jetzt gut seyn wird, und suchet durch Unterwerfung ihr Mitleid zu verdienen. — Die Worte der Fee linderten den Schmerz des traurigen Paares nicht; sie verdoppelten vielmehr ihren Kummer. Evergete hätte beinahe, durch ihre Thränen erweicht, den Vorsatz vergessen, keine übernatürlichen Mittel mehr zur

Erfüllung menschlicher Wünsche anzuwenden, als man den Eltern meldete, ihr Sohn liege in den letzten Zügen. Die Mutter vergaß sogleich wieder die ihr bevorstehende Schande, und wie viel Ursach sie habe, seinen Tod für ein Glück zu halten, und beschwur Evergeten, alle ihre Kunst zu seiner Rettung anzuwenden. Diese aber, da sie sahe, wie wenig hier mit vernünftigen Gründen auszurichten sey, zog sich aus der Verlegenheit, und verschwand.

Nun hatte sie nur noch eine Untersuchung anzustellen, nämlich, ob dem Mann, der sich über nichts zu beklagen hatte, als über die Uebel, die ihn etwa treffen könnten, die Gabe, seine künftigen Schicksale vorherzusehen, heilsam gewesen wäre, oder nicht. Sie reisete zu ihm, und fand ihn in einem kleinen Hause, wo alles die Armuth des Besitzers verrieth. Kummer und Gram hatten ihn so entstellt, daß sie ihn kaum wieder kannte; er hingegen erkannte sie augenblicklich. Bei ihrem Anblick erwachte sein Unwille über alles das Elend, welches ihm das unselige Geschenk der Fee zugezogen hatte. Er überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen, und hörte nicht auf, bis er ganz erschöpft war. Deine Vorwürfe, sagte sie, beleidigen mich nicht, da ich sie zum Theil verdient habe; aber vergiß es auch nicht, daß deine Unzufriedenheit mit deinem glücklichen Zustande — wenn er sich durch mein Geschenk verschlimmert hat — die einzige Ursache war, warum ich es dir gab. Unterdessen möchte ich doch gern wissen, was die Folgen desselben gewesen sind? Vielleicht bin ich im Stande, die schlimmen aufzuheben, und dadurch dem Uebel abzuhelfen, das ich ohne Vorsatz gestiftet habe. —

Wie blind, versetzte er, ist der Mensch, wenn er die Dunkelheit durchdringen will, womit eine liebende Weisheit die Zukunft verhüllt hat! Wie thöricht, wenn er sich einbildet, alle Uebel vermeiden zu können, die er voraus sieht! Oft ist dies sogar ein Mittel, ihre Ankunft zu beschleunigen, und sie noch drückender zu machen. Meine Geschichte ist die beste Bestätigung dieser Wahrheit. — Als wir uns getrennt hatten, erwartete ich ungeduldig, zwischen Furcht und Hoffnung, den ersten Tag des kommenden Jahres. Er kam, und stelle dir meinen Schreck vor, als ich vernahm, das ich beide Beine brechen, und mein Vermögen mit dem Bischen Verstand, das ich habe, noch vor dem Ende des Jahres verlieren sollte! Das erste Unglück sollte schon im ersten Monat des Jahrs erfolgen. Ich suchte ihm natürlicher Weise vorzubeugen, und dazu konnte ich mit allem Nachdenken kein besseres Mittel entdecken, als daß ich mir vornahm, in diesem ganzen Monat das Bette nicht zu verlassen. Der Vorsatz wurde ausgeführt; alle meine Geschäfte blieben liegen, und nichts war im Stande mich aus dem Bette zu bringen. Am siebenten Tage waren meine Frau und Diener im Laden beschäftigt, und ich lag allein, und las in einem Buche. Plötzlich stürzte die Decke des Zimmers ein; ein Balken schlug mir beide Füße entzwei, und mein ganzer Körper litt so viel, daß ich mir kaum noch ähnlich sah, und mehr todt als lebendig war, als man mich aus dem Schutte hervorzog. Das schlimmste war, daß der Schreck mir zugleich meinen Verstand raubte. Nach Jahre langen Bemühungen stellten mich geschickte Aerzte wieder her; aber der unvermeidliche Stillstand

meiner Geschäfte, die Kosten der Kur und die Ausgaben, welche die Erhaltung meiner Familie erforderte, haben mein Vermögen verzehrt. Ein kleiner Theil desselben und diese Hütte sind das einzige, was ich noch habe, und mein einziges Geschäft ist, deine Gabe zu verwünschen. — Von dieser Seite, sagte die Fee, hast du nichts mehr zu befürchten: künftig sollst du deine Schicksale nicht weiter vorhersehen können. Aber vergiß es nicht, daß die Unwissenheit, in welcher Gott die Menschen in Ansehung der Zukunft gelassen hat, eine seiner größten, unschätzbarsten Wohlthaten ist. Sich vorher über künftige Leiden grämen, ehe sie kommen, ist Thorheit. Ueberlaß von jetzt an deine Schicksale der Vorsehung, die besser für uns sorgt, als wir es bei unserer Kurzsichtigkeit können. Deine Familie, die ihr Vertrauen auf sie setzte, hat sie vor allem Unglück bewahrt; nur du bist unglücklich geworden, weil du ihre Leitung verwarfest, und dich selbst schützen wolltest. — Doch, da ich in gewissem Betracht dir den Schaden verursacht habe, so will ich ihn wieder gut machen, und dich in den Stand setzen, in welchem du warest, ehe wir uns kennen lernten. Auf deinem Tische wirst du die Vergütung deines Verlustes finden. Lege das Geld an, wie du es vorher zu thun gewohnt gewesen bist, und statt künftige Uebel vorhersehen zu wollen, genieß des gegenwärtigen Guten, und überlaß die Zukunft dem, der weiser ist, als du.

Evergete wurde durch diese Erfahrungen überzeugt, daß es gar kein Geschäft für endliche Wesen sey, die Fügungen des Unendlichen umändern, oder meistern zu wollen. Sie kehrte in ihr Reich zurück, und verbot auf immer ihren Unterthanen die Ausübung der Feenkunst.

Sonderbare Begebenheiten eines Kaufmanns während seiner Verbannung in Sibirien.

Im Anfange dieses Jahrhunderts zog ein reicher Kaufmann aus England, Namens Johnson, nach Petersburg, der neu erbaueten Hauptstadt von Rußland, um daselbst seine Handelsgeschäfte mit noch größerem Vortheile, als in seinem Vaterlande, zu betreiben. Er war in seinen Unternehmungen glücklich, beging aber die Thorheit, mit Rußlands Feinden einen strafbaren Briefwechsel zu führen. Dies wurde bald entdeckt, und der damals regierende Kaiser, Peter I., verurtheilte ihn und seine Mitschuldigen, daß sie ihr ganzes Vermögen verlieren und Zeitlebens nach Sibirien verbannt seyn sollten.

In Rußland, lieben Kinder, ist es schon beträchtlich kälter, als in den meisten Gegenden von Deutschland; aber in den Wüsteneien von Sibirien, wohin manche Verbrecher zur Strafe verwiesen werden, herrscht den größten Theil des Jahres hindurch eine so grimmige Kälte, daß die Erde beständig mit Eis und Schnee bedeckt ist, und man sich kaum in den Wohnungen vor den Erfrieren schützen kann. Die Eingebornen sind dagegen von Jugend auf abgehärtet, und empfinden also die Beschwerden eines so rauhen Himmels weniger, als die Ausländer. Allein nicht bloß die strenge Kälte macht

einem Fremden den Aufenthalt in diesem Lande höchst beschwerlich und unangenehm, sondern auch die Armseligkeit der Bewohner, und der Mangel an allen Bequemlichkeiten des Lebens. Die Häuser der vornehmsten Russischen Staatsbedienten, denen die Regierung des Landes übertragen ist, sind noch so ziemlich; die übrigen hingegen sehen mehr den Höhlen wilder Thiere, als Wohnungen für Menschen ähnlich. Die Einwohner selbst leben auch nicht viel besser, als Thiere. Sie haben wenig Bedürfnisse; und selbst um diese zu befriedigen, müssen sie es sich herzlich sauer werden lassen, weil das Land fast nichts als Wild hervorbringt. Wer Geld hat, kann noch ziemlich erträglich leben, da man aus entfernten Städten, was verlangt wird, herbeischafft. Aber gerade das fehlte dem unglücklichen Johnson, dem man alles genommen hatte.

Die Reise von Petersburg nach Pelim, dem Orte der Verbannung, dauerte über drei Wochen, ob sie gleich auf Schlitten, und nach Gewohnheit des Landes sehr schnell, gemacht wurde. Die Verbannten hatten schon unterweges großes Ungemach auszustehen, und noch wußten sie nicht, was für ein Schicksal auf sie wartete; denn es giebt dort unter den Strafen der Verbrecher verschiedene Stufen: Einige werden auf öffentliche Kosten unterhalten und als Staatsgefangene bewacht; Andere bekommen die Erlaubniß, in einem angewiesenen Bezirke frei herumgehen und sich ihren Unterhalt selbst erwerben zu dürfen; noch Andere verurtheilt man zu allerlei harten Arbeiten, und diese haben natürlich das schlimmste Schicksal unter allen, besonders wenn sie das Wild in den Wäldern jagen und fangen müssen.

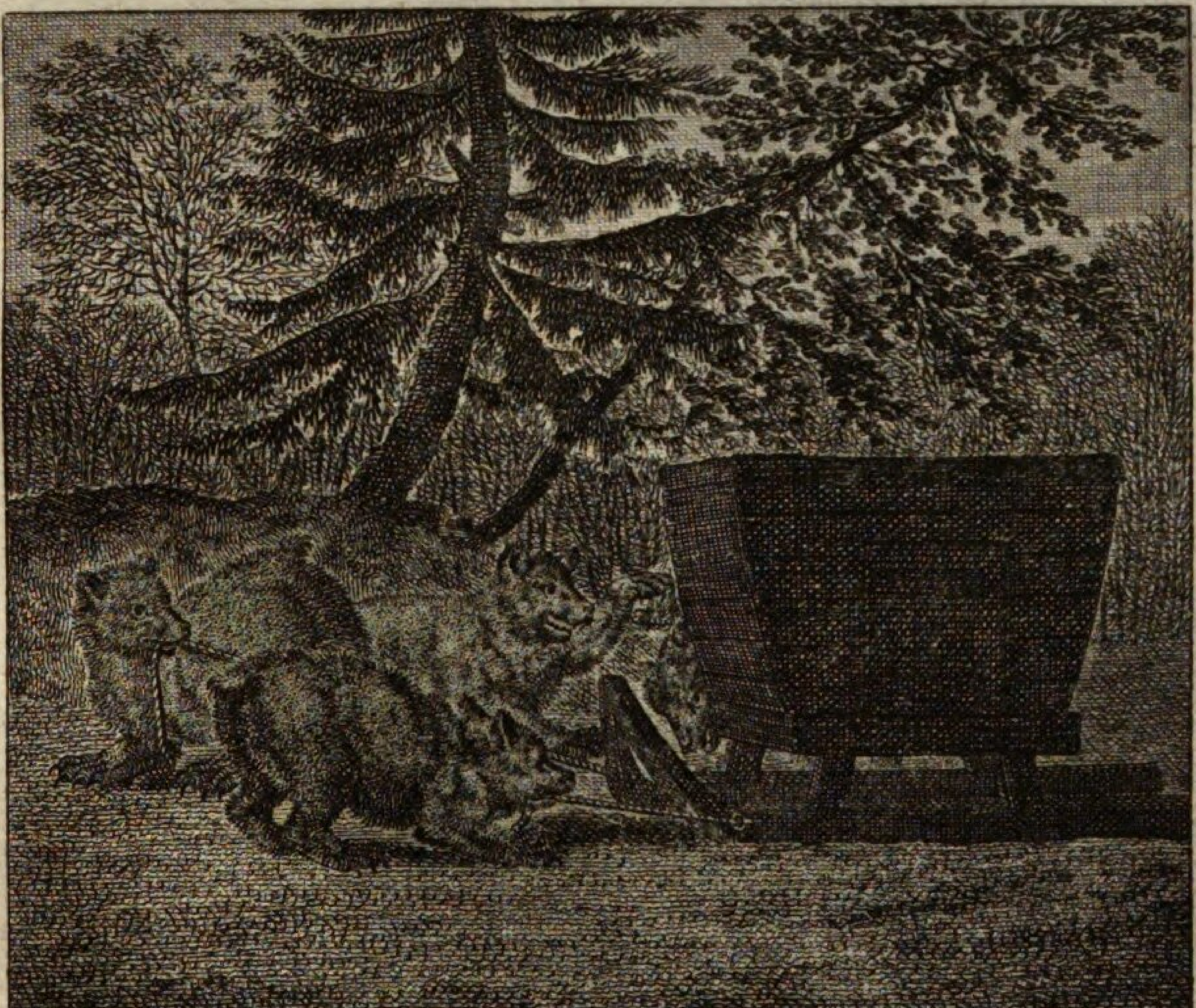
Als die Gefangenen in Pelim angekommen waren, führte die Wache sie zu dem Statthalter, und übergab diesem die schriftlichen Befehle des Kaisers. Während der Statthalter diese las, schwebten die Gefangenen zwischen Furcht und Hoffnung, und waren ungewiß, ob ihnen eine mildere oder eine härtere Strafe bestimmt seyn würde. Sie sanken fast in Ohnmacht, als sie das Urtheil hörten, daß sie ihr Leben in den Wäldern zuzubringen sollten. Johnson, der nicht nur von Kindheit an zärtlich erzogen und bisher an Ueberfluß gewöhnt war, sondern auch einen schwächlichern Körper hatte, als seine Unglücksgefährten, fiel dem Statthalter zu Füßen, und bat um gnädige Milderung des Urtheils. Dieser, ein menschenfreundlicher Mann, zuckte anfangs die Achseln, und sagte, der Befehl des Kaisers sey scharf und unabänderlich; doch ließ er sich endlich erweichen, und behielt ihn bei sich in seinem eignen Hause, wo er freilich die mühsamsten und schwersten Dienste verrichten mußte. Seine Mitschuldigen aber wurden weiter fortgeschafft, und nahmen von Johnson auf ewig Abschied, da sie niemals Begnadigung zu hoffen hatten.

Johnson befand sich in dem Hause des Statthalters ganz wohl; er verrichtete alles, was ihm aufgetragen wurde, pünktlich, und gewann dadurch das Vertrauen und die Gnade seines Herrn immer mehr. In der That konnte er sich auch in Vergleichung mit seinen Gefährten glücklich schätzen, da diese in elenden Hütten wohnen und ihren Unterhalt mit der Jagd in wüsten Wäldern erwerben mußten. Aber leider! dauerte sein Glück nicht lange. Zwei Russische Priester (Popen),

S. 198.

W. Jury. del. et sc. 1797

S. 203.



W. Jury. del. et sc: 1797

welche von dem Statthalter öfters zu Gaste geladen wurden, verlangten von ihm, daß er seiner Religion entsagen und die ihrige annehmen sollte. Da er sich weigerte, so sagten sie zu ihm: nun, so werden wir dich zu deinen Kameraden in die Wälder schicken. Diese Drohung fand Johnson lächerlich, indem er sich auf die Macht und Gunst des Statthalters verließ. Die Popen gingen zornig von ihm weg, und wendeten sich mit allerlei Klagen über den armen Johnson an den Statthalter. Dieser wußte schon aus Erfahrung, wie gefährlich es ist, solche Priester zu Feinden zu haben; er redete daher Johnson'en sehr beweglich zu, daß er doch thun möchte, was die Popen haben wollten: denn, setzte er hinzu, sonst kann ich dich nicht schützen, und dich nicht in meinem Hause behalten. Die Popen wissen, daß du nach dem Urtheile des Kaisers gleiches Schicksal mit deinen Kameraden haben sollst; sie werden also dem Hofe mein gelindes Verfahren mit dir melden, und der Kaiser, ein strenger Mann, wird alsdann gewiß seinen Zorn gegen mich ausbrechen lassen.

Diese Vorstellung änderte nichts in Johnson's Entschlusse, den beiden Priestern durchaus das Vergnügen nicht zu machen, daß sie sich rühmen könnten, ihn in Furcht gesetzt zu haben. Er sagte also zu seinem Herrn mit großer Freimüthigkeit: ich will mich lieber zu meinen Kameraden bringen lassen, als etwas thun, das ich für unrecht halte.

Der Statthalter erstaunte über diesen Heldenmuth, noch mehr aber seine Gemahlin, eine vortreffliche Dame, von Geburt eine Deutsche. Diese dachte von Stund' an darauf, wie sie das Schicksal des unglückli-

chen Johnson's erleichtern und unter der Hand seine Befreiung aus der Gefangenschaft bewirken könnte. Da Furcht vor dem Kaiser den Statthalter zwang, wider seinen Willen den Befehl an Johnson jetzt mit aller Strenge zu vollziehen, so entwarf seine Gemahlin in der Stille einen Plan zum Besten des Gefangenen, den sie auch mit Hülfe einiger treuen Bedienten glücklich ausführte. —

Man hat dort eine eigne Art von Schlitten, wie sie bei der Beschaffenheit des Landes nöthig sind. Sie sehen unsern Kutschkasten ähnlich, und sind aus starken Brettern sehr fest gebauet, mit Bärenfellen überzogen, dabei aber doch so leicht, daß ein Mann einen ledigen Schlitten ohne sonderliche Mühe fortzieht. Man bedient sich ihrer nicht nur zu Reisen, sondern die Jäger übernachten auch darin, weil sie oft mehrere Tage hinter einander in den ungeheuren Wäldern zubringen, um desto mehr Beute auf einmal mit nach Hause nehmen zu können. In einem solchen Schlitten sollte nun Johnson fortgebracht und tiefer in das öde Land geführt werden. Die edle Dame gab aber der Wache Geld, und befahl ihr heimlich, daß sie einige Meilen weit von Pelim mitten im Walde den Schlitten stehen lassen sollte. Den Gefangenen versah sie mit tüchtigen Pelzen, Decken von Bärenfellen, und einem ansehnlichen Vorrathe von Lebensmitteln; zugleich versprach sie, ihn öfters entweder selbst zu besuchen, und ihm frischen Vorrath zu bringen, oder ihn doch durch ihre treuen Bedienten versorgen zu lassen. Mit der Zeit hoffte sie dann eine günstige Gelegenheit zu seiner gänzlichen Befreiung zu finden.

Wie es dem armen Johnson hier im Walde, wo er gar keinen Menschen in seiner Nähe hatte, erging, soll er uns mit seinen eigenen Worten erzählen.

„Es war ungefähr 3 Uhr Nachmittags, als der Schlitten still hielt, und meine Wache mir sagte, daß dies der Ort wäre, wo sie Befehl hätte, mich zu verlassen. Ich öffnete das Thürchen des Schlittens, welches nur eben so groß war, daß ein Mann durchkriechen konnte, stieg aus, und sah mich um. Welch ein Anblick! Tausendjährige Bäume, woran glänzende Eiszacken hingen, und Fuß hoher Schnee, welcher die Erde bedeckte! Weit und breit keine Spur eines lebendigen Wesens! Doch ich mußte mich in mein trauriges Schicksal finden, und hatte es auch nicht anders erwartet. Die Wache, die mich nun verlassen wollte, bat ich, der Statthalterin heimlich ein Billet von mir zuzustellen, worin ich mich ihrer ferneren Gnade empfahl. Als diese Leute mir völlig aus dem Gesichte waren, begab ich mich wieder in den Schlitten, riegelte die Thür inwendig zu, hüllete mich dicht in meine Pelze, und fing zum Zeitvertreib an, von meiner kalten Küche eine Abendmahlzeit zu halten. An Wein und Likör fehlte es mir nicht, so daß ich von dieser Seite gar keine Noth litt. Oben in der Decke des Schlittenkastens war ein Loch, durch das ich etwas Licht und frische Luft bekam; ich konnte es aber nach Belieben verschließen, und dies that ich, sobald die Dämmerung anbrach. Jetzt bereitete ich mich zum Schlaf. Mein Lager war so unbequem nicht, daß ich nicht bald hätte einschlafen sollen; ich schlief einige Stunden so sanft, wie in dem weichsten und wärmsten Bette. Allein auf einmal wurde meine Ruhe durch

eine gewaltsame Bewegung des Schlittens unterbrochen. Ich wachte mit Schrecken auf. Da ich an keine andre Ursache dieses Zufalles denken konnte, als an die Bewegungen, die man bisweilen im Schlafe selbst macht, so hatte ich nicht den geringsten Argwohn von der Gefahr, welche mir drohete. Aber nachdem es einige Augenblicke still gewesen war, fühlte ich aufs neue eine Erschütterung meines Häuschens, und die Stöße wurden bald mit solcher Stärke wiederholt, daß der Schlitten umfiel. Ich hörte keinen andren Lärm, als ein beständiges Kratzen an die Bretter meines Käfigs. Meine Verlegenheit war unaussprechlich. Die Furcht nöthigte mich, meine Hände beständig gegen die Thür zu stemmen, damit sie nicht aufginge. Dies, nebst der unbequemen Lage, worin ich mich befand, da der Schlitten umgeworfen war, machte, daß ich den größten Theil der Nacht in nicht geringer Angst zubrachte. Endlich hörte doch das Kratzen und die Bewegung auf; ich hatte aber nicht den Muth, mein Gefängniß zu verlassen, selbst als ich schon den anbrechenden Tag wahrnahm. Ich setzte mich, so gut es der umgestürzte Schlitten erlaubte, wieder zurecht, und wollte so den Besuch der Dame oder ihrer Bedienten erwarten.

Nachmittags hörte ich das Geräusch einiger Schlitten in der Ferne, und nun verließ mich alle Furcht. Ich öffnete die Thür, kroch heraus, und ging dem Geräusch entgegen. Zu meiner großen Freude erblickte ich auch bald die Equipage der Statthalterin. Als sie herangekommen war, erzählte ich ihr mein nächtliches Abentheuer und meine Angst. Sie lächelte, und sagte: „das sind Bären und andre Raubthiere gewesen, die Euch

angegriffen haben. Ihr könnt aber unbesorgt seyn, wenn Ihr nur nach Sonnenuntergang nicht aus dem Schlitten heraussteigt, und die Thür fest zumacht. Die Bären ziehen in den Sibirischen Wäldern in großen Haufen herum. Sie sind verwegen und grausam, wann der Hunger sie plagt; und im Winter dringen sie zuweilen sogar in bewohnte Oerter, um Beute zu holen. Im Sommer ist zwar ihre Verwegenheit so groß nicht, weil sie alsdann in den Wäldern mehr Nahrung finden; doch sind sie Reisenden immer noch gefährlich genug. Indeß habt Ihr, wie gesagt, in Eurem Schlitten nichts zu befürchten; denn man weiß kein Beispiel, daß den Jägern, die doch auf dieselbe Art in den Wäldern übernachten, jemals das geringste Leid zugefügt worden wäre." — Die Dame ließ hierauf meinen Schlitten von ihren Bedienten in Ordnung bringen, versah mich noch mit einigen Lebensmitteln, versprach mir ihre fernere Hülfe, und fuhr dann wieder nach Hause.

Vollkommen beruhigt stieg ich in meinen Käfig, und erwartete die folgende Nacht ohne Furcht, ob ich gleich vermuthen konnte, daß die Bären mir einen neuen Besuch machen würden. Dies geschah auch, doch, wie es mir schien, später, als in der vorigen Nacht. Das Kratzen, Rütteln und Stoßen brachte mich nicht aus meiner Fassung; aber wie erschrak ich, als ich bemerkte, daß der Schlitten auf einmal mit der größten Geschwindigkeit fortgezogen wurde! Die Seile, woran die Pferde gespannt werden, waren von dem Schlitten nicht losgebunden worden, und diese hatten die listigen Bären, wie ich nicht anders denken konnte, mit den Zähnen gefaßt, um mich tiefer in den Wald zu ziehen. Ich

war wie betäubt, und wußte in dieser dringenden Gefahr nichts zu thun, als mich dem Schutze des Himmels zu empfehlen. Die Thiere rissen den Schlitten mit solcher Gewalt und Schnelligkeit fort, daß ich alle Augenblicke fürchtete, er würde in Stücke zerbrechen, und ich würde dann ihren grimmigen Klauen preis gegeben seyn. Diese Vorstellung preßte mir endlich ein unwillkührliches Angstgeschrei aus, oder vielmehr ein Blöken und Heulen, welches selbst den Bären so schrecklich war, daß sie davon liefen und den Schlitten stehen ließen. Schon dankte ich dem Himmel für meine Befreiung, und glaubte, außer Gefahr zu seyn; aber es währte nicht lange, so waren sie wieder da. Diesmal zogen sie indessen den Schlitten nicht weiter, sondern fingen nur aufs neue an zu kratzen und zu stoßen. Ich erhob wieder ein Geschrei, um sie zu verscheuchen; das half aber jetzt nichts mehr: sie wurden dessen gewohnt, und fuhren ungestört in ihren Bemühungen fort, mein Häuschen zu zertrümmern. Gegen Morgen ward es endlich ruhig, und ich schloß daraus, daß meine Feinde sich zurückgezogen hätten. Allein ich wagte es kaum, das Luftloch über mir zu öffnen, und noch viel weniger, die Thür aufzumachen und auszusteigen. Ich blieb den ganzen Tag still liegen, und konnte vor Angst über die Zukunft kaum einen Bissen genießen. Am meisten beunruhigte mich der Gedanke, daß ich so weit von meinem vorigen Standort entfernt war (denn die Bären hatten mich wohl eine halbe Stunde lang fortgezogen), und daß also meine treuen Versorger mich nicht wieder finden würden. Glücklicher Weise fiel mir noch vor Abends ein, daß die Bären in der nächsten Nacht mich vielleicht noch weiter

schleppen möchten, wenn ich die Stricke an dem Schlitken ließe; ich sprang also geschwind hinaus, schnitt die Stricke ab, und nahm sie zu mir.

In dieser traurigen Lage brachte ich fünf Tage zu, ohne irgend einen Menschen zu hören und zu sehen. Des Nachts waren aber die Bären meine gewöhnlichen Gesellschafter. Ich ging mit meinem Vorrath zwar sparsam um; doch ward ich mit Schrecken gewahr, daß er kaum noch auf zwei Tage zureichen würde. Jetzt fing ich fast an zu verzweifeln; ich sah den grausamen Hungerstod vor Augen, da ich bisher nur mit genauer Noth dem Rachen der Raubthiere entgangen war. Nun überlegte ich, was wohl zu thun seyn möchte. Ich hielt es für das Rathsamste, zuerst die Gegend, worin ich mich befand, auszukundschaften und zu sehen, ob ich nicht etwa meinen Schlitten selbst wieder an den ersten Ort hinbringen könnte. Am hellen Mittage, da die Sonne ziemlich warm schien, und der Schnee auf den Bäumen schmolz, stieg ich aus, kletterte auf einen der höchsten Bäume bis in den Gipfel, und sah mich nach allen Seiten um. Ich erblickte die Thurmspitze von Pelim, und merkte nun, daß die Bären mich nicht tiefer in den Wald hinein, sondern seitwärts gezogen hatten. Diese Entdeckung machte mir große Freude. Eben war ich im Begriff, hinunter zu steigen, und die Spur meines Schlittens aufzusuchen, als ich unter mir auf einmal ein fürchterliches Geheul und Brummen hörte. Zu meinem Entsetzen ward ich vier große und zwei junge Bären unter dem Baume gewahr. Jetzt hielt ich meinen Tod für gewiß; denn diese Thiere können sehr geschickt klettern, und sie machten schon Anstalt, einen Versuch zu

wagen. Ich war zwar entschlossen, mich auf die äußersten Zweige zu retten, wohin sie mir schwerlich folgen konnten; aber wie sollte ich die ganze Nacht in der grimmigsten Kälte hier zubringen, ohne zu erfrieren? — Doch bei mir traf das Sprichwort ein: wann die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. Ich mochte ungefähr eine gute Viertelstunde in Todesangst auf dem Baume gesessen haben, als ich einige Flintenschüsse hörte. In meinem Leben hatte mir der Knall einer Flinte nicht so angenehm geklungen, wie jetzt; er freuete mich mehr, als die lieblichste Musik. Sogleich fing ich an, aus allen Kräften zu schreien und zu rufen; und mir wurde wieder mit Flintenschüssen gleichsam geantwortet. Der Knall verjagte die wüthenden Bären in einem Augenblicke. Nun stieg ich geschwind von dem Baume hinunter, und lief nach der Gegend hin, woher die Schüsse zu kommen schienen. Da sah ich denn einen langen Zug von Schlitten und einige Jäger zu Pferde auf mich zu eilen. Meine Freude war unbeschreiblich, besonders, als aus dem hintersten Schlitten meine Mitverbannten heraus sprangen, und mir mit großer Freude entgegen riefen: wir sind frei! Stumm vor Erstaunen stand ich da, und wußte nicht, ob ich das wirklich hörte und sähe, oder ob es nur ein Traum wäre. Aber bald rief die Statthalterin selbst mich an ihren Schlitten, und kündigte mir meine Freiheit an. Von ihr erfuhr ich denn auch den ganzen Verlauf der Sache. Schon den zweiten Tag nach meinem Aufenthalte in dem Walde war die Nachricht von dem Tode des Kaisers an den Statthalter gekommen, und zugleich ein Verzeichniß derjenigen Verwiesenen, welche die neue Kaise-

rin, Katharina I., bei ihrer Thronbesteigung, nach hergebrachter Gewohnheit, begnadigt hatte. Unter diesen befanden wir uns auch. Die Statthalterin wußte, daß ich mit Lebensmitteln ziemlich auf acht Tage versorgt war; sie ließ also, ohne mir vorher etwas davon zu wissen zu thun, erst meine Gefährten aus ihrem Verbannungsorte holen, um mich desto angenehmer zu überraschen. Diesen Zweck hatte sie vollkommen erreicht, zumal, da ich während der Zeit noch in so große Gefahren gerathen war. — Wir fuhren nun freudig nach Pelim zurück, und machten alle Anstalten zu einer baldigen Abreise, wobei der menschenfreundliche Statthalter und seine edle Gemahlin uns mit vielem Eifer unterstützten."

Beschreibung einer höchst beschwerlichen Reise von Kamtschatka durch einen Theil von Sibirien.

Aus der vorhergehenden Erzählung könnt ihr, lieben Kinder, sehen, was für ein trauriger Aufenthalt Sibirien für einen Ausländer ist. Es sind freilich nicht alle Gegenden in diesem großen Lande so kalt, öde und unfreundlich, sondern nur die nördlichen. Auch ist der Aufenthalt darin weniger beschwerlich, als eine Reise, deren Mühseligkeiten und Gefahren ihr euch lebhaft werdet vorstellen können, wenn ihr folgende Beschreibung leset.

Der Mann, welcher diese Reise machte, wurde mit

allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten, die in jenem Lande nur irgend zu haben sind, versehen; es fehlte ihm nicht an Gelde, und in allen bewohnten Oertern, durch die er kam, mußte man ihm den verlangten Beistand leisten, weil er Empfehlungen von den vornehmsten Russischen Befehlshabern bei sich hatte. Aber dennoch stand er unsägliches Elend aus, und kam mehr als einmal in Lebensgefahr.

Im Jahre 1787 landeten zwei Französische Schiffe an der Halbinsel Kamtschatka, dem äußersten Ende von Sibirien. Diese Schiffe hatte man ausgeschickt, um Entdeckungen zur See zu machen; und Herr Lesseps, welcher sich auf einem derselben befand, bekam Befehl, Nachrichten (Depeschen) von der bisher gemachten Fahrt zu Lande von Kamtschatka nach Frankreich zu bringen. Dies war eine Reise von viertausend Französischen Meilen. Da die Schiffe im Herbste bei Kamtschatka angekommen waren, und man nur im Winter, wo Schnee und Frost die Wege zur Schlittenfahrt bequem machen, weite Reisen durch Sibirien unternehmen kann: so mußte Herr Lesseps bis gegen das Ende des Januar 1788 in Kamtschatka verweilen. Er benutzte diese Zeit, um sich mit der Beschaffenheit des Landes, und mit den Sitten und der Lebensart der Einwohner bekannt zu machen. Der Russische Oberst Kasloff erleichterte ihm dies auf alle Weise, und erwies ihm überhaupt große Freundschaft und Gefälligkeiten.

Auf der Reise von dem Hafen, worin die Schiffe gelandet hatten, bis nach Bolscherezk, einer Stadt, wo Herr Kasloff Kommandant war, hatte Herr Lesseps

S. 208.

W. Jury del. et fe. 1797

S. 212.

W. Jury fe. 1797

seps Gelegenheit, einen Zobel *) lebendig fangen zu sehen. Man ward ihn gewahr, als eine Menge Raben um den Baum herum flatterten, auf welchem der Zobel saß; denn diese Vögel verfolgen solche kleine Thiere, und lassen nicht eher ab, bis sie ihre Beute erhascht haben. Herrn Lesseps Gefährten waren der Oberste Kasloff, einige Officier und Russische Soldaten, und ein Kamtschadale (geborner Einwohner von Kamtschatka.) Der letztere erbot sich, das Thier lebendig zu fangen; und dies that er auf folgende Art: er nahm ein Zopfband, und machte darin einen Schlingenknoten. Während der Zeit umgaben einige zu dieser Jagd abgerichtete Hunde den Baum. Das Thier sahe sie unverrückt an, und wich — entweder aus Furcht oder aus Dummheit — gar nicht von der Stelle. Als der Kamtschadale ihm die Schlinge hinhielt, machte es einen langen Hals. Auf diese Weise fing es sich selbst zweimal, aber eben so oft lösete sich der Knoten. Endlich warf der Zobel sich zur Erde, und hier wollten die Hunde gleich über ihn her fallen. Aber er wußte sich bald von ihnen zu befreien; er hängte sich mit den Klauen und Zähnen an die Schnauze des einen Hundes, der an dieser Liebkosung keine sonderliche Freude zu haben schien. Als man die andern Hunde entfernte, ließ er seinen Feind sogleich los, und lief außerordentlich schnell wieder an dem Baum in die Höhe. Nach einem abermals verunglückten Versuche wurde er doch endlich mit der Schlinge gefangen. Herr Kasloff machte Herrn Lesseps ein Geschenk mit dem Zobel, und dieser wunderte sich, bei

*) Ein unserm Marder sehr ähnliches, aber viel kleineres Thierchen, dessen Fell sehr geschätzt wird.

näherer Betrachtung desselben, daß ein Thier, welches so verschlagen aussieht, so einfältig seyn kann, den Kopf selbst in die Schlinge zu stecken, die man ihm vorhält. Daß man es so leicht fängt, ist aber ein großes Glück für die Kamtschadalen, welche ihren Tribut an Rußland in Zobelfellen erlegen müssen.

Die Stadt Bolscherezk besteht nur aus ungefähr 70 elenden Wohnungen, welche sich kaum mit unsern schlechtesten Bauerhäusern vergleichen lassen. Drei geräumige hölzerne Gebäude sind die einzigen, welche man Häuser nennen kann. Das eine dient zum Gerichts- und Schulhause, zum Gefängniß und zur Hauptwache; das andre ist die Kirche; und in dem dritten wohnte der Kommandant, der Oberst Kasloff, welcher Herrn Lesseps bei sich aufnahm. Die ganze Anzahl der Einwohner (Weiber und Kinder mitgerechnet) beläuft sich etwa auf dreihundert. Sie nähren sich, so wie alle Kamtschadalen, hauptsächtlich von Fischen, die sie zum Theil roh verzehren. Sobald sie einen Fisch gefangen haben, reißen sie ihm die Kiefern ab, und saugen sie mit dem größten Vergnügen aus. Dann zerstücken sie ihn, essen, wenn sie hungrig sind, einige Stükke noch ganz blutend auf der Stelle, und die übrigen trocknen sie für den Winter. Außerdem sammeln sie auch verschiedne Arten von Kräutern und Wurzeln, die sie genießen. Die Jagd der Bären, Rennthiere, Füchse, Fischottern, Biber und Zobel verschafft ihnen nicht nur Fleisch zur Nahrung, sondern auch Pelzwerk zur Kleidung. Aber den größten Theil der Felle verkaufen oder vertauschen sie gegen fremde Waaren, oder sie entrichten damit ihren Tribut an die Russen, ihre Oberher-

ren. *) Die fremden Waaren werden ihnen vornehmlich aus den großen Handelsstädten Sibiriens zugeführt und durch Unterhändler (meistens Russen, welche sich in Kamtschatka aufhalten) zu ungeheuren Preisen verkauft. Dergleichen Waaren sind: Schießgewehre, Pulver und Blei, allerlei Europäische Kleidungsstücke und Lebensmittel. Der gefährlichste Handelsartikel für die armen Kamtschadalen ist der Branntwein. Seitdem sie ihn haben kennen lernen, ist der Hang dazu bei ihnen unüberwindlich geworden. Die listigen und spitzbübischen Verkäufer wissen dies; sie bieten ihnen daher erst einige Gläser zum Kosten an, machen sie betrunken, und schwatzen ihnen dann oft ihren ganzen Vorrath der kostbarsten Felle für ein einziges Maaß dieses Tollwassers ab. — Uebrigens sind die Kamtschadalen gutmüthige, gastfreie, ehrliche Leute, aber im höchsten Grade faul. Nächst dem Trinken setzen sie ihre größte Glückseligkeit in Nichtsthun und in Müßiggang.

Als der Winter sich völlig eingestellt hatte, und gute Schlittenbahn geworden war, machte Herr Lesseps Anstalten zur Abreise. Er versorgte sich und seine Reisegefährten aufs beste mit Branntwein, Rindfleisch, Mehl und Hafergrütze. Es wurde auch eine große Menge Brot gebacken, wovon sie einen Theil für die ersten Tage der Reise aufbewahrten, das übrige aber in kleine Stücke schnitten, und wie Zwieback im Ofen trockneten.

Herr Lesseps hatte sich schon vorher geübt, mit den dort gebräuchlichen Schlitten zu fahren, vor die man Hunde zum Ziehen spannt. Die Russische Regie-

*) Von ganz Kamtschatka sollen jährlich gegen viertausend Zobelfelle geliefert werden.

tung hält zwar einige wenige Pferde in Kamtschatka; man kann sich aber ihrer nur im Sommer bedienen. Die eigentlichen Hausthiere des Landes sind die Hunde, welche den Mangel alles übrigen Last- und Zugviehes ersetzen müssen *). Ihr Unterhalt ist gar nicht kostbar; denn sie begnügen sich mit verfaulten Fischen, oder den Ueberbleibseln von getrockneten, den Gräten, und was sonst ihre Herren ihnen zuwerfen. Doch selbst diese magre Kost bekommen sie von ihrem Herrn nur so lange, als er sie zur Arbeit braucht. Im Sommer, wo sie müßig sind, läßt man sie laufen, damit sie sich ihren eignen Unterhalt suchen. Dies verstehen sie auch recht gut; sie laufen im Felde umher, und graben Mäuse aus, oder sie schnuppern an den Ufern der Seen und Flüsse herum, und fangen Fische, wie die Bären. Diese Hunde sind nicht sehr groß; sie laufen aber schnell. Die meiste Aehnlichkeit haben sie mit unsern Schäferhunden. — Wann der Winter heranrückt, werden sie von ihren Herren zusammengeholt, in den Hütten angebunden, und auf die schon beschriebene Art sparsam gefüttert. Jedermann, die Russen sowohl, als die Kamtschadalen, hält sich wenigstens fünf solcher Hunde. Man bedient sich ihrer zum Reisen, Holz aus den Wäldern nach Hause zu bringen, und Lebensmittel und andre Sachen von einem Orte zum andern zu schaffen. Gewöhnlich spannt man vor einen leichten Schlitten zwei

*) Auch in verschiedenen andern Ländern gebraucht man Hunde zu solchen Arbeiten, z. B. in Grönland, wo die Hunde von ansehnlicher Größe, aber stumm sind, oder doch nur zuweilen einen dumpfen heulenden Ton hören lassen. Sie laufen mit einer ziemlichen Ladung auf dem Eise in einem Tage wohl funfzehn Deutsche Meilen weit.

Paar, und an der Spitze derselben einen einzelnen, der zum Wegweiser dient. Dies ist der klügste, oder am besten abgerichtete, welcher alle Winke und Worte versteht, und willig gehorcht. Die Anzahl der vorgespannten Hunde richtet sich nach der jedesmaligen Last des Schlittens. Ein Schlitten, worin sich nicht viel mehr als ein einzelner Mensch befindet, wird von vier bis fünf Hunden gezogen; aber zu einem Bagage-Schlitten gehören wohl noch einmal so viel. Das Geschirr ist von Leder; es geht um den Hals und über die Brust des Thieres, und wird vermittelst eines drei Fuß langen Riemens, nach Art unserer Schlittenstränge, befestigt. Ueberdies sind die zwei neben einander gespannten Hunde noch durch Halsbänder mit einander vereinigt, und diese überzieht man mehrentheils zur Zierde mit einem Streifen von Bärenfell.

Der Schlitten hat die Gestalt eines länglichen Korbes, dessen beide Enden bogenförmig in die Höhe steigen. Seine Länge beträgt etwa drei Fuß, und die Breite nicht mehr als Einen. Diese Art von Korb ist von sehr dünnem Holze gearbeitet, und den ziemlich breiten Rand zieren Streifen von buntfarbigem Leder. Auf der Stelle, wo man sitzt, liegt eine Bärenhaut. Dieser obere Theil des Schlittens ist etwa drei Fuß von der Erde erhöhet, und ruhet auf vier Stäben, die nach unten zu weiter aus einander stehen, und auf zwei breiten Stangen befestiget sind. Auf diesen Stangen, die nicht sehr dick, aber etwas länger als die Schlitten selbst sind, ruhet das Ganze. Bei Thauwetter belegt man sie unten mit drei bis vier Lagen von Wallfischknochen, und bindet diese mit ledernen Riemen fest

Die beiden vordern Enden der Stangen krümmen sich nach oben zu, und stoßen an jeder Seite mit den Querhölzern zusammen, welche sich von dem Schlitten etwas abwärts neigen, und einen Raum zum Aufbewahren des Gepäckes bilden. Vorn ist der Schlitten auch noch mit schlaffen Zügeln oder ledernen Riemen geziert, welche aber weiter keinen Nutzen haben; denn der Kutscher führt bloß einen krummen Stock in die Hand, den er zugleich als Zügel und als Peitsche braucht. An einem Ende dieses Stockes hangen einige eiserne Ringe, theils als Zierath, theils um die Hunde durch das Geklapper dieser Art von Schellen aufmerksam zu machen. Das andre Ende aber ist zuweilen mit einem spitzen Eisen beschlagen, um damit eine bessere Haltung im Schnee und Eise zu haben. Wohl abgerichtete Hunde werden von dem Führer bloß mit dem Stabe regiert, und er hat gar nicht nöthig ihnen zuzurufen. Die Kamtschadalen halten es für die größte Geschicklichkeit des Führers, wenn er im schnellsten Laufe des Schlittens den Stab von sich werfen und ihn gleich wieder aufheben kann.

Für einen Ungeübten ist das Fahren mit diesen Schlitten nicht ohne Gefahr; denn wenn die Hunde an dem Schwanken desselben merken, daß der darin sitzende Mensch das Gleichgewicht nicht zu halten versteht, so reißen sie wie im Koller aus, laufen querfeld ein, und zerschmettern den Schlitten oft an Bäumen. Herr Lesseps hatte sich aber während seines Aufenthaltes in Bolscherezk eine solche Geschicklichkeit im Schlittenfahren erworben, daß er dabei, wie der geübteste Kamtschadale, auf Einem Beine stehen konnte.

Am 27sten Januar, Abends um 7 Uhr, verließ Herr

Lesseps mit seinen Reisegefährten Bolscherezk. Sie hatten sechs und dreißig Schlitten, die mit dreihundert Hunden bespannt waren. Der Kommandant, Herr Kasloff, begleitete sie. Das helle Mondenlicht erhöhete die blendende Weiße des Schnees, und machte diese Fahrt zu einem herrlichen Schauspiel. Auf ein Zeichen, das ein Unterofficier im vordersten Schlitten gab, ging es in vollem Zuge fort. Bald aber wurde die schöne Ordnung unterbrochen, und die Linien durchkreuzten und verwirrten sich. Nun entstand ein Wetteifer unter den Führern; jeder bemühete sich vorzukommen und der erste zu seyn. Die Hunde selbst schienen eben den Ehrgeitz zu haben; sie drängten sich vor, bissen einander, und warfen hier und da einen Schlitten um. Das Geschrei der Gefallenen, das Bellen der Hunde, das Heulen derer, die gebissen wurden, und das Rufen der Führer, machten einen Lärm, daß keiner den andern verstehen konnte. Die Verwirrung rührte hauptsächlich von dem Zusammenflusse der Einwohner von Bolscherezk her, welche aus Achtung für Herrn Kasloff den Weg bis nach Apatschin, dem nächsten Dorfe, mit machten. Hier kam der Zug um Mitternacht an. Da gleich nachher sich ein fürchterlicher Sturm erhob, welcher die Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag dauerte, so sah man sich genöthigt, hier zu verweilen. Den nächsten Tag brach die Reisegesellschaft wieder auf, und die meisten Begleiter trennten sich von ihr. Da nun die Gesellschaft des Herrn Lesseps nicht mehr so zahlreich war, so ging die Reise auch ordentlicher und schneller. Die ersten Nächte brachte Herr Lesseps schlaflos zu, bis er sich an das immer-

währende höchst widerliche Geheul der Hunde gewöhnt hatte. Diese armen Thiere bekommen nur des Abends etwas zu fressen, und auch dann besteht die ganze Mahlzeit in einem getrockneten Lachs, den man jedem von ihnen zuwirft.

Nach einigen Tagereisen kam Herr Lesseps an den Fluß Kamtschatka. Die hier befindlichen Hütten der Einwohner haben keine Schornsteine, sondern eine schmale Oeffnung im Dache, die man noch dazu vermittelst einer Klappe so bald als möglich zu verschließen pflegt, um die Wärme nicht verfliegen zu lassen. Es ist daher in einer solchen Hütte vor Rauch fast nicht auszuhalten; wer nicht Gefahr laufen will, zu ersticken oder blind zu werden, der muß sich platt auf die Erde nieder legen. Die Wände der Hütten sind mit einer dicken Rinde von Ruß überzogen, und für das Auge eben so widrig, als für die Nase. Noch unerträglicher ist der Geruch, den eine trübe Lampe verbreitet. Diese besteht aus einem ausgehöhlten Stein; in dessen Mitte steckt ein in Gestalt eines Dochtes zusammengewickelter Lappen, um welchen eine Menge Thran gegossen wird. Sobald dieser Docht angezündet ist, wird man von einem stinkenden Dampf umgeben, welcher die Kehle zuschnürt und Uebelkeiten erregt. Hierzu kommen nun noch die ekelhaften Ausdünstungen der getrockneten und halb verfaulten Fische, von denen immer ein Vorrath aufbewahrt wird. Die Ueberbleibsel der am Tage verzehrten kehrt man des Abends aus allen Winkeln zusammen, und giebt sie den Hunden. Es ist unbegreiflich, wie die Leute in solchen unsaubern, verpesteten Wohnungen gesund bleiben können. Dennoch bemerkt

S. 217.

Kamtschadalen

S. 229.

Koryäken.

man nicht, daß ihnen dieser Zustand unbehaglich ist. Mit Fett und Schmutz bedeckt wälzen sie sich auf ihren Lumpen, oder strecken sich auf Bärenfellen aus, und plaudern ganz vergnügt mit einander.

Je weiter die Reisenden kamen, desto tiefer fanden sie den Schnee. Die Führer waren unaufhörlich beschäftigt, die Schlitten im Gleichgewichte zu erhalten, damit sie nicht umwerfen möchten. Ueberdies hatten sie ihre Noth mit den Hunden, welche, aller Aufmunterungen und aller Schläge ungeachtet, oft stehen blieben, weil sie sich aus dem Schnee nicht herausarbeiten konnten. Um ihnen dies zu erleichtern, mußte man den Schnee vor ihnen her ebnen; und dies war, wie sich leicht denken läßt, eine höchst mühsame Arbeit. Die Kälte ward jetzt so strenge, daß Herrn Lesseps die Backen erfroren, ob er gleich das ganze Gesicht mit einem Tuche bedeckt hatte. Um den übeln Folgen davon vorzubeugen, rieb er sich das Gesicht fleißig mit Schnee, welches zwar empfindliche Schmerzen verursachte, aber doch allen weitern Schaden verhütete. An den übrigen Theilen des Leibes spürte er von den Wirkungen der Kälte nichts, weil er doppelt und dreifach in Pelzwek eingehüllt war.

Eines Tages überfiel die Reisenden in offnem Felde ein schrecklicher Sturm, der so heftig wüthete, daß sie nicht aus der Stelle kommen konnten. Sie waren nicht im Stande, nur einen Schritt vor sich zu sehen, da der Wind den Schnee in Wirbeln empor trieb. — Selbst die Wegweiser, denen doch die Wege bekannt genug waren, fürchteten, daß sie sich verirren möchten; sie thaten daher den Vorschlag, seitwärts nach einem nahen

Walde zu fahren, wo man einigen Schutz haben würde. Dies geschah; und Nachmittags um zwei Uhr kamen sie glücklich dort an. Ehe die Kamtschadalen nun etwas Andres thaten, gruben sie ein Loch in den Schnee, der wenigstens sechs Fuß hoch lag. Alsdann holten sie Holz herbei, und zündeten ein großes Feuer an, welches, nebst einer leichten Mahlzeit und einigen Maaß Branntwein, sie wieder erwärmte und völlig herstellte. Als die Nacht herankam, bemühete sich ein jeder, sein Lager so bequem zu machen, als es unter solchen Umständen möglich war. Herr Lesseps hatte einen bedeckten Schlitten, worin er sicher und ausgestreckt liegen konnte; er war aber neugierig, zu sehen, wie die Kamtschadalen sich einrichten würden. Diese spannten zuerst die Hunde aus, und banden sie an die Bäume. Da gruben sich denn die Thiere bald in den Schnee ein, so daß nur ihre Schnauze hervorragte, damit sie frische Luft schöpfen könnten. Eben so machten es die Kamtschadalen. Jeder grub sich ein Loch in den Schnee, bedeckte es mit Zweigen, hüllete sich bis über den Kopf in seinen Pelz, und legte sich so ruhig hin, als ob er das weichste Lager gehabt hätte. Mit Anbruch des folgenden Tages hatte der Sturm aufgehört, und die Reise wurde weiter fortgesetzt.

Unter den mancherlei Uebeln, welche Herr Lesseps und seine Gefährten auf dieser Reise erdulden mußten, war Mangel an Lebensmitteln eins der größten. Besonders fehlte es ihnen oft an Fischen zum Futter für die Hunde, und diese armen Thiere mußten sich oft mit der Hälfte, ja mit dem vierten Theil ihrer Portion begnügen. Die Folge davon war, daß sie ihre Kräfte

verloren, die Schlitten nicht mehr ziehen konnten, und häufig hinstarben. Diesen Mangel verursachten nicht nur die weiten Wüsteneien, wo keine Spur von Menschenwohnung zu sehen war, sondern auch die feindlichen Gesinnungen einiger kleinen Völkerschaften, welche ihren Vorrath versteckten, und sich auf keine Weise bewegen ließen, etwas davon her zu geben. So kam es denn, daß Herr Lesseps einmal nur noch einen einzigen Fisch hatte, den er unter alle seine Hunde vertheilte, wovon aber jeder nur einen Bissen erhielt. Den andern Tag konnten die armen Hunde den Schlitten kaum noch fortschleppen; einige fielen unter den Schlägen des Führers um, andere blieben auf der Stelle todt liegen. Von sieben und dreißig Hunden, die Herr Lesseps bei der Abreise vor seinem großen Schlitten gehabt, hatte er jetzt nur noch drei und zwanzig, und diese waren noch dazu äußerst matt und schwach. Endlich sah er sich genöthigt, den Hunden etwas von seinen eignen Lebensmitteln zu geben, was aber auch nur sparsam geschehen mußte, weil er sonst selbst in Noth gekommen wäre. In dieser Verlegenheit beschlossen er und der Kommandant Kasloff, die besten Hunde auszusuchen, das Gepäck ihren Leuten zu überlassen, und so geschwind als möglich voran zu reisen, damit sie bald zu Menschen kämen, und Lebensmittel besorgen könnten. Aber auf dieser Reise stieg ihr Elend noch höher. Als sie unter tausendfachen Beschwerlichkeiten etwa zwanzig Meilen zurückgelegt hatten, wurden die Hunde so matt, daß mehrere umfielen und starben, und die übrigen nicht mehr von der Stelle konnten. Jetzt mußten die Führer sich mit vor den Schlitten spannen und ziehen hel-

sen. Auch Herr Kasloff und Herr Lesseps stiegen aus, gingen voran, und lockten die Hunde dadurch, daß sie ihnen von fern ein Schnupftuch zeigten, das in Gestalt eines Fisches zusammengedrehet war. Die heißhungrigen Thiere folgten dieser lockenden Täuschung, und schleppten sich mähsam fort, bis man ein kleines Dorf erreichte. Hier kamen ihnen die Weiber mit anscheinender Freude entgegen, und sagten: die Männer wären ausgegangen, um Fleisch von einem gestrandeten Wallfische zu holen. Diese Nachricht war zwar den Reisenden recht angenehm; aber sie brauchten sogleich Futter für ihre ausgehungerten Hunde, und fragten also nach den Fischvorräthen. Die Weiber versicherten, es wäre alles aufgezehrt; und wirklich war auch bei den genauesten Untersuchungen nichts zu finden. Aber man hatte nicht ungegründeten Verdacht, daß sie ihre Lebensmittel vorher möchten über die Seite geschafft haben. Unterdessen wurden die Hunde ausgespannt, und, wie gewöhnlich, an Pfähle gebunden. Kaum waren sie hier befestigt, als sie über die Stricke und Geschirre herfielen, und alles in einem Nu verzehrten. Vergebens suchte man sie zurückzuhalten; die meisten entsprangen ins Freie, wo sie hin und her irrten, und alles verschlangen, was ihre Zähne klein machen konnten. Fast alle Viertelstunden starben einige, über die sogleich die andern herfielen. Mit der größten Gierigkeit packten sie den todten Körper an, und rissen ihn in Stücken. Die Zahl derer, welche noch am Leben blieben, belief sich auf sieben und zwanzig; und das war der ganze Rest von den dreihunderten, welche man aus Bolscherezk mitgenommen hatte. Diese geringe Anzahl reichte

nun nicht mehr zu, Beide, Herrn Kasloff und Herrn Lesseps, mit ihren Leuten fortzubringen; deshalb beschlossen sie, sich zu trennen. Der letztere sollte seine Reise mit den Hunden fortsetzen, und der erstere wollte warten, bis er von andern Orten Beistand und Mittel zur weitern Reise erhielte. Kurz vor ihrer Trennung hatten sie noch die Freude, durch einen vorlängst abgeschickten Boten Wallfischfleisch und Fett in Ueberfluß zu bekommen, womit also ihrem dringendsten Bedürfniß abgeholfen war.

Herr Lesseps reisete gleich den folgenden Tag ab, auf einem offnen, mit sieben Hunden bespannten Schlitten, den er selbst lenkte. Zu seiner Begleitung war ihm ein Soldat mitgegeben, dessen Schlitten von acht Hunden gezogen wurde; und vor ihnen fuhr noch ein Wegweiser, welcher die Bagage und Lebensmittel auf einem mit zwölf Hunden bespannten Schlitten hatte. Gegen Abend erreichten sie ein Dorf, wenn man anders fünf elende Hütten so nennen kann, die noch dazu ganz verlassen waren. Doch fanden sie einen unterirdischen Vorrath getrockneter Fische, wovon sie sich aus Noth einen Theil zueigneten. Sie übernachteten hier, und brachen dann in aller Frühe wieder auf, hatten aber eine noch beschwerlichere Reise, als am vorigen Tage. Der Weg war so rauh und höckerig, daß Herr Lesseps befürchten mußte, sein Schlitten würde umgeworfen und zertrümmert werden; er stieg also aus, und ging lieber zu Fuße. Nach einigen Stunden war er herzlich müde, und wollte sich wieder aufsetzen; aber in dem Augenblicke warf ein heftiger Stoß den Schlitten auf die Seite, wodurch ihm alle Lust dazu benommen wurde. Er schleppte sich nun

weiter fort, so gut er konnte. Seine Beine wankten; er zerfloß in Schweiß, und empfand einen brennenden Durst, der seine Müdigkeit noch vermehrte. Da der Schnee den Durst nicht genug löschte, und er einen kleinen Bach bemerkte, so lief er gleich hin, zerschlug das Eis, und führete es zum Munde, ohne an die Folgen dieser Unbesonnenheit zu denken. Der Durst war nun freilich wohl gelöscht; aber auf die große Hitze folgte mit einemmale der entgegengesetzte Zustand, eine fieberhafte Kälte. Seine Schwäche nahm immer stärker zu; er konnte keinen Schritt weiter gehen, und bat seine Begleiter, in dieser wüsten Gegend stille zu halten. Sie thaten es, obgleich ungern, weil sie nicht wußten, wie sie Holz zusammen bringen sollten. Kaum konnte man auch nur genug herbeischaffen, um einen Kessel Wasser zu kochen; denn alles, was die Leute fanden, waren einige grüne Sträucher, die nicht recht brennen wollten. Doch waren sie noch so glücklich, Thee dabei kochen zu können. Herr Lesseps ließ sein Zelt aufschlagen, trank einige Tassen Thee, breitete seine Matratze auf dem eisigen Boden aus, hüllte sich in seine Pelze, und legte sich nieder. Er hoffte nun, daß die unterdrückte Ausdünstung wieder hergestellt werden würde; aber vergebens. Die ganze Nacht that er kein Auge zu; er empfand eine trockene brennende Hitze, und eine immerwährende Beängstigung. Als er am Morgen aufstand, konnte er nicht laut reden. Er litt unsägliche Schmerzen in der Brust und im Halse; und doch mußte er fort: denn längeres Verweilen an diesem Orte war nicht rathsam. Kaum war er aber ein Weilchen im Schlitten gefahren, so zwang ihm der schlechte

Weg, auszusteigen und nebenher zu laufen. Diese Bewegung, so sauer sie ihm auch ward, leistete ihm große Dienste: der Schweiß stellte sich wieder ein; er fing an, freier zu athmen, die Fieberanfälle verließen ihn ganz, und er behielt bloß noch einen starken Schnupfen. Glücklicher Weise war auch die Witterung sehr günstig, und beförderte seine Genesung.

Bald nach diesem unangenehmen Vorfalle hatte er die Freude, daß ihm eine Menge Schlitten, mit Lebensmitteln beladen und von 150 starken wohlgenährten Hunden gezogen, begegneten. Diese Schlitten waren für den zurückgelassenen Kommandanten Herrn Kasloff bestimmt, der vermuthlich mit Sehnsucht auf sie wartete. Ein Soldat, welcher diesen Zug anführte, brachte auch Herrn Lesseps die angenehme Nachricht, daß die Nation der Korjäken, durch deren Gebiet er jetzt reisen mußte, nicht mehr in Aufruhr sey, und daß er also eine friedliche und freundliche Aufnahme zu erwarten habe. Dessen ungeachtet sah Herr Lesseps sich doch nach einigen Tagen in einer nicht geringen Gefahr, aus der ihn nur sein Muth und seine Entschlossenheit befreiete. Er kam nehmlich um die Mittagszeit in ein ziemlich volkreiches Dorf, dessen Bewohner sich um ihn her versammelten, und ihn neugierig betrachteten. Ihr Oberhaupt, Nahmens Jultitka, trat alsdann zu ihm, und ersuchte ihn, die Nacht in seinem Dorfe zuzubringen. Herr Lesseps merkte schon an der Mine des Mannes, daß er nichts Gutes im Sinne hatte, und gab ihm zu verstehen, er wäre gar nicht Willens, sich hier aufzuhalten. Jener erwiederte, er könnte ihm unmöglich eher, als den andern Tag, Hunde und Lebens-

mittel zur Fortsetzung der Reise verschaffen; die Gründe aber, die er vorbrachte, zeigten ganz deutlich, daß er nur nicht wollte. Herr Lesseps antwortete, wenn er nichts bekommen könnte, so würde er sich schon ohnedies zu behelfen suchen, und nichts in der Welt sollte ihn bewegen, länger zu bleiben, da seine Reise eilig sey. Jultitka blickte ihn hämisch und mit einem bittern Lächeln an, als ob er ihm Trotz böte, abzureisen. Jetzt merkte Herr Lesseps wohl, daß es Zeit war, diesem tückischen Menschen Entschlossenheit zu zeigen; daher redete er die versammelte Menge kurz und nachdrücklich an. Er sagte: ich reise in wichtigen Angelegenheiten, und bin mit Befehlen von der Regierung versehen, die ich aber bisher noch nicht nöthig gehabt habe, vorzuzeigen, weil alle eure Landsleute bereit gewesen sind, mir beizustehen. Bei dem Worte „Befehle" sahen die Leute einander mit Bestürzung an. Nun ward Herr Lesseps noch dreister, und sprach desto kräftiger. Endlich zog er einen Paß hervor, und überreichte ihn Jultika'n mit einem ernsthaften Blicke, wobei er erklärte: er müsse höchstens in zwei Stunden abreisen. Jultitka kam durch diesen gebieterischen Ton aus aller Fassung; er sah, daß er sich nicht weigern durfte, ohne strafbar zu werden, weil der Befehl des Kommandanten sehr bestimmt und dringend war. Er befahl nun den Einwohnern, so viele Fische, als Herr Lesseps verlangen würde, zusammen zu bringen; doch bat er diesen, auf ihren geringen Vorrath Rücksicht zu nehmen, und nicht allzu viel zu fordern. Bis alles herbeigeschafft seyn würde, sagte er, möchte Herr Lesseps in seine Wohnung kommen. Mit dieser Einladung

dung wollte er vermuthlich seine vorige Grobheit wieder gut machen. Herr Lesseps hatte zwar keine sonderliche Lust, sie anzunehmen; aber er glaubte, man würde es ihm als eine Art von Furchtsamkeit auslegen, wenn er sie ablehnte: deswegen ging er mit in Jultitka's Wohnung. Zugleich erbot er sich, da es eben Zeit zum Mittagsessen war, seinen Wirth zu traktiren, damit dieser nicht etwa ihn nöthigen möchte, von seinen nach Landessitte sehr ekelhaft zubereiteten Speisen zu essen.

So herzhaft Herr Lesseps sich auch stellte, als er seinem Wirthe folgte, so war ihm doch wirklich etwas bange; denn er befand sich hier mit seinen wenigen Begleitern mitten unter einem Haufen Uebelgesinnter, die erst ein Jahr zuvor einen durchreisenden Russen geplündert und erschlagen hatten. Seine Unruhe nahm zu, als er, um in Jultitka's Wohnung zu gelangen, vierzig Stufen hinunter steigen mußte. Indessen war es nun zu spät, zurückzugehen, und er nahm sich vor, im Falle daß er angegriffen werden sollte, sein Leben theuer zu verkaufen. Als er endlich in der geräumigen Höhle angekommen war, wies Jultitka ihm den Ehrenplatz zum Sitzen an, nämlich eine Art von Alkoven, welcher dem Oberhaupte der Familie zukommt. Die Familie dieses Mannes bestand aus beinahe achtzig Personen, welche alle mit ihm in dieser Höhle wohnten; jetzt aber waren nur vier gegenwärtig, die sehr hämische Blicke auf Herrn Lesseps warfen. Ihre Figuren schienen recht dazu gemacht zu seyn, Schrecken einzujagen, besonders Jultitka selbst, ein dicker vierschrötiger Kerl, mit einem Gesicht voller Narben, mit schwarzen struppigen Haaren und buschichten Augenbraunen, unter denen

Ein tiefes hohles Auge hervorblickte (das andre hatte er nämlich durch einen Zufall verloren.) Sie thaten verschiedne abgeschmackte Fragen an Herrn Lesseps, welche er mit Ernst und Würde beantwortete. So mochte er ungefähr eine Stunde in ihrer nicht angenehmen Gesellschaft zugebracht haben, als er anfing unruhiger darüber zu werden, daß seine Begleiter noch nicht zu ihm kamen. Er stand auf, und wollte hinausgehen; aber sogleich traten die Kerl vor ihn hin, faßten ihn beim Arm, nöthigten ihn wieder zum Sitzen, und fragten, ob er davon laufen wolle. — Herr Lesseps verbarg seine Angst, und sagte: ich glaube nicht, euch fürchten zu dürfen. Jultitka suchte ihn zu beruhigen, und schwur ihm, er sey hier völlig sicher. Obgleich Herr Lesseps dieser Versicherung nicht sehr trauete, so ließ er sich doch nichts merken; er bestand aber darauf, daß er hinausgehen müsse, um seine Leute zu sprechen und Anstalt zum Essen machen zu lassen. Man hinderte ihn nun nicht weiter; er stieg, von Jultitka begleitet, aus der Höhle hinauf, und fand seine Leute beschäftigt, ihre ausgehungerten Hunde gegen Pelze und Rennthierfelle zu vertauschen. Er gab ihnen heimliche Winke von seiner Gefahr, und befahl dann, daß sie mitkommen und das Essen bereiten sollten. Dies war bald geschehen, und nun trat an die Stelle des gegenseitigen Mißtrauens und der Furcht Fröhlichkeit, wozu Branntwein das meiste beitrug. Die Leute äußerten ihr Vergnügen durch ein fast ununterbrochenes schallendes Gelächter, und Lesseps stimmte, ihnen zu gefallen, mit ein. Nach der Mahlzeit wurden frische Hunde angespannt, und die Lebensmittel aufgeladen. Sobald Alles in Bereitschaft

war, nahm Herr Lesseps Abschied, und eilte so schnell als möglich aus dem Dorfe.

Es war bei der Abreise schönes heiteres Wetter; aber gegen Abend bemerkte Herr Lesseps Vorboten eines heftigen Sturmes. Seine Begleiter, denen er diese Bemerkung mittheilte, lachten darüber, und meinten, sie wüßten aus langer Erfahrung sehr gut, wann ein Sturm bevorstände; diesmal sei gewiß nichts zu befürchten. Herr Lesseps schwieg, und fragte den Führer, in welcher Gegend die Stadt Ingiga, wohin sie wollten, läge. Der Führer zeigte ihm einen Berg in der Ferne, dessen Gipfel bis an die Wolken zu reichen schien, und sagte: sie liegt diesseits des Berges, nicht weit davon. Nun nahm Herr Lesseps seinen Kompaß *) aus der Tasche, stellte die nöthigen Beobachtungen an, und berechnete auch, da er die Entfernung der Stadt wußte, wie lange sie zubringen würden, ehe sie hinkämen. Dann sagte er seinen Begleitern: „Morgen, wenn Sturm und Schneegestöber euch hindert, den rechten Weg zu finden, will ich euer Führer seyn.“ Jetzt lachten sie laut auf, und fragten, wie er den Weg wissen könne, da er in seinem Leben diese Reise noch nicht gemacht habe. „Das werdet ihr schon sehen!“ erwiederte er. Am Morgen weckte ihn einer von seinen Leuten (denn er hatte die Nacht über im Schlitten geschlafen), und wies ihm den heitern Himmel, wobei er sich über Herrn Lesseps gestrige Prophezeiung einige Spöttereien erlaubte. Dieser schwieg. Kaum waren

*) Ein Kästchen, worin sich eine auf einem Stifte ruhende Magnetnadel befindet. Den Gebrauch desselben müssen Kinder sich mündlich erklären lassen.

zwei Stunden verflossen, als der Himmel anfing sich zu trüben und das verkündigte Unwetter hereinbrach. Die Leute wurden ganz still, und blickten Herrn Lesseps mit Ehrfurcht an; denn sie hielten ihn nun für einen Propheten. Da der Sturm zunahm, und einigemal die Schlitten umwarf, auch den Schnee in die Höhe trieb, und die Luft verfinsterte: so baten sie ihn, er möchte hier lieber auf freiem Felde Halt machen, weil sie in Gefahr wären, sich zu verirren. „Ich selbst will euch den Weg zeigen," sagte Herr Lesseps, und fuhr mit seinem Schlitten voran. Vermittelst des Kompasses, den er unter seinem Pelze befestigt, und immer vor Augen hatte, konnte er die Richtung des Weges nach dem Berge hin nicht verfehlen, ob er gleich nicht im Stande war, zwei Schritte weit vor sich zu sehen. Am Abend kamen sie an einen Wald, der ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt. Nun frohlockten die Reisegefährten, und erhoben Herrn Lesseps Geschicklichkeit bis in den Himmel. Sie hatten bisher noch immer gezweifelt, ob sie auch auf dem rechten Wege wären; jetzt aber, da sie sahen, daß ein Fremder sie so sicher geführt hatte, und zwar unter Umständen, wo sie selbst sich nicht getraueten, den Weg zu finden — jetzt hielten sie Herrn Lesseps nicht mehr für einen gewöhnlichen Menschen, sondern für einen Zauberer. Er bemühete sich, ihnen ihre alberne Meinung auszureden; er zeigte ihnen den Kompaß, und wollte ihnen erklären, wie man mit Hülfe dieses Werkzeuges sich in unbekannten Gegenden zurecht finden könne: allein sie achteten nicht darauf, und sagten, sie verständen keine Zauberei. So leicht ist es, unter unwissenden Menschen sich das Ansehen eines höheren Wesens zu verschaffen!

Die Stadt Ingiga, wo sie gegen Mitternacht ankamen, war die beträchtlichste und volkreichste, welche Herr Lesseps auf seiner ganzen Reise gesehen hatte. Die Zahl ihrer Einwohner beläuft sich auf fünfhundert, mehrentheils Handelsleute und Soldaten. Ihr Handel besteht hauptsächlich in Pelzwerk, besonders in Rennthierfellen, welche nicht nur roh verkauft, sondern auch mit bewundernswürdiger Kunst verarbeitet werden. Man verfertigt hier Handschuhe und Strümpfe, deren Nähte und Stickereien mit Rennthierhaaren, Gold und Seide unsern geschicktesten Künstlern in diesem Fache Ehre machen würden. Dies ist um so mehr zu verwundern, da den Arbeitern alle die Werkzeuge mangeln, welche der Europäische Kunstfleiß erfunden hat.

Der Kommandant der Stadt nahm Herrn Lesseps mit ausgezeichneter Höflichkeit und Freundschaft auf. Er gab ihm ein Logis in seiner eignen Wohnung, und traf alle Anstalten zur baldigen Fortsetzung der Reise, woran Herrn Lesseps am meisten gelegen war. Unterdessen hatte dieser doch in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes Gelegenheit, die Sitten der Korjäken, welche diese Gegend bewohnen, zu beobachten, und er fand sie, im Ganzen genommen, den Sitten der Kamtschadalen ähnlich. Sie lieben z. B. eben so sehr den Branntwein und andre berauschende Getränke, dergleichen sie aus einer Art Giftschwamm bereiten, und Mukamor nennen. Hat Jemand einen Vorrath davon, so ladet er seine Freunde und Verwandten zum Schmause ein, und dann hören sie nicht eher auf, als bis alles verzehrt ist. Ein solches Fest dauert wohl zwei bis drei Tage. Finden sie das Getränk nicht stark genug, so essen sie

rohe Giftschwämme dazu; und dann gerathen sie in den Zustand, den sie für den glücklichsten halten. Sie fallen nehmlich in eine Art von Ohnmacht; ein kalter Schweiß bedeckt den ganzen Körper; der Speichel fließt beständig von ihren Lippen, sie holen schwer Athem, und husten unaufhörlich. Zuletzt erfolgt eine völlige Sinnlosigkeit und Betäubung, welche mehrere Stunden lang dauert. Wann sie erwachen, befinden sie sich noch so übel, daß sie kaum aufstehen und gehen können. Dennoch versetzen sie sich in diesen Zustand, so oft sie nur Gelegenheit dazu haben. Unbegreiflich ist es, daß der Genuß dieses heftigen Giftes nicht noch traurigere Folgen bei ihnen verursacht.

Einen lächerlichen Gebrauch haben sie bei ihren Heirathen eingeführt. So bald ein junger Mann sich eine Geliebte gewählt hat, geht er zu ihren Verwandten, und erbietet sich, zu arbeiten (dies ist der übliche Ausdruck.) Dann bedeckt man das Mädchen mit einer ungeheuren Menge Kleider, die sie dermaßen verbergen, daß man nur mit Mühe das Gesicht erkennen kann. Von der Stunde an bleibt sie nie allein; ihre Mutter und einige alte Frauen folgen ihr auf allen Schritten, schlafen an ihrer Seite, und verlieren sie nie aus den Augen. Die Kunst des Liebhabers besteht nun darin, und alle seine Bemühuugen sind darauf gerichtet, seine Geliebte im Gesichte, oder auf dem Arme auf der bloßen Haut zu berühren; nur durch dieses Mittel kann er sie sich erwerben. Unterdessen erfüllt er mit Eifer und Geduld alle Pflichten, die ihm ihre Eltern auflegen. Er wird gewissenmaßen der Knecht der ganzen Familie, und muß alle häuslichen Arbeiten verrichten:

Holz hauen, Wasser holen, u. s. w. Die Liebe und die Gegenwart seiner Braut geben ihm Muth zu allem, und er sinnt Tag und Nacht darauf, die Dauer dieser Beschwerlichkeiten abzukürzen. Mit unverwandten Augen beobachtet er alle Bewegungen der Geliebten, folgt jedem ihrer Schritte, und wirft sich ihr überall in den Weg. Aber es ist schwer, die Wachsamkeit derer zu hintergehen, die sie umgeben. Wagt er es, in Gegenwart dieser Aufseherinnen seine Geliebte anzufassen und ihr die Kleider abzureißen; so fallen sie über ihn her, prügeln und stoßen ihn unbarmherzig, und rathen ihm, seine Zeit besser zu wählen. Wehrt er sich, so wird er gleich abgewiesen, und verliert auf immer das Recht zu dieser Verbindung, welches für eine große Beschimpfung gehalten wird. Er trägt daher lieber alle Leiden mit Gelassenheit, und läßt sich durch keinen verunglückten Versuch abschrecken. Zuweilen vergehen zwei bis drei Jahre, ehe er zum Ziele kommt. Hat er endlich alle Hindernisse besiegt, so eilt er, dies den Eltern und Verwandten der Geliebten bekannt zu machen. Nun werden Zeugen herbei gerufen, und das Mädchen selbst wird befragt, ob sie wirklich überrascht worden sei, und ob sie gesucht habe, sich zu vertheidigen. Nach ihrer Aussage, wenn sie zum Vortheile des Bräutigams ist, entscheidet man dann, daß er nun seine Geliebte bekommen solle.

Die Korjäken halten große Heerden von Rennthieren, welche ihren Reichthum ausmachen. Sie bedienen sich dieser Thiere auch, so wie die Kamtschadalen der Hunde, gewöhnlich zum Ziehen ihrer Schlitten, obgleich auch Hunde nicht ganz außer Gebrauch sind. Der Kommandant rieth daher Herrn Lesseps, seine Reise jetzt

lieber mit Rennthieren fortzusetzen; und das ließ dieser sich auch gefallen. Man lud zu dem Ende die Oberhäupter der benachbarten Korjäken-Horden (oder, wie sie auch wohl genannt werden, Korjäken-Fürsten) ein, um die nöthige Verabredung mit ihnen zu treffen. Auf diese Einladung kamen etwa ein Dutzend. Sie versammelten sich in dem Hause des Kommandanten, und wurden zuerst mit Branntwein traktirt. Alsdann trug ihnen der Kommandant kürzlich vor, warum man sie zusammen berufen habe: daß Herr Lesseps mit wichtigen Aufträgen versehen sey, und daß er nach dem Befehle der Regierung auf seiner Reise mit allem Nothwendigen unterstützt werden müsse. Hierüber erhob sich ein allgemeines Murren; sie beklagten sich, daß sie so oft mit solchen Diensten beschwert würden, Andre aber frei davon blieben, und dergleichen mehr. Diese Klagen waren nicht ganz ungegründet; auch fürchtete Herr Lesseps schon, daß die Sache für ihn eine schlimme Wendung nehmen möchte. Aber ein alter Fürst stand auf, und hielt folgende Rede: ist dies die rechte Zeit, uns zu beklagen? Wenn man auch unsern Eifer gemißbraucht hat, soll es dieser Fremde nun entgelten? Hat er deshalb geringere Ansprüche auf unsre Dienste? Ich wenigstens verspreche ihm die meinigen, und übernehme es, ihn so weit zu führen, als er selbst für gut erachten wird. Entschließt euch nur, ihn bis zu mir zu bringen. Sollte keiner unter euch seyn, der ihm diesen geringen Dienst leisten wollte?

Bei diesen Worten sah man Scham und Verwirrung auf den Gesichtern der übrigen. Nach einer kleinen Pause suchte Jeder sich der Klagen wegen zu

entschuldigen, und Alle boten Herrn Lesseps willig ihre Dienste an. Der Tag der Abreise wurde fest gesetzt, und Alle versprachen, sich zu rechter Zeit einzufinden und Herrn Lesseps Befehle zu erfüllen.

Für Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten hatte der Kommandant aufs beste gesorgt. Außer zwei Soldaten, die Herr Lesseps zu seiner Sicherheit und Bedienung bei sich hatte, nahm er auf Empfehlung auch noch einen jungen Russischen Kaufmann mit, der ihm ein angenehmer Gesellschafter ward. An dem bestimmten Tage kamen die Korjäken mit ihren Schlitten an. Herr Lesseps nahm nach vielen Danksagungen für die gütige Aufnahme von dem Kommandanten Abschied, und fuhr mit seinen Begleitern zur Stadt hinaus. Er hatte gewünscht, seinen Schlitten selbst fahren zu dürfen; allein man widerrieth es ihm ernstlich, weil sowohl das Fuhrwerk, als die Zugthiere von ganz anderer Art wären, als er bisher gehabt hätte, und weil er sich aus Mangel an Uebung leicht ein Unglück zuziehen könnte. Zu seiner Verwunderung war sein Führer kein geringerer, als ein Korjäcken-Fürst, der übrigens viele Freude bezeugte, daß er vor Andern das Glück habe, den fremden Herrn zu fahren. Gegen Abend erreichten sie einen Berg, wo Halt gemacht wurde. Man spannte die Rennthiere aus, welche sogleich anfingen, den Schnee aufzukratzen, und ihre Nahrung darunter hervor zu suchen. Alsdann wurde der Kessel zum Kochen aufgesetzt und eine kleine Abendmahlzeit bereitet, wozu Herr Lesseps auch seinen Führer einlud. Nach derselben schlief er ein Paar Stunden. Als man ihn wieder weckte, that ihm sein Führer den Vorschlag, er möchte sich lieber

selbst fahren, damit es desto schneller ginge, weil zwei Personen den Schlitten zu sehr beschwerten; er, der Führer, wolle sich in den ledigen Schlitten setzen, welchen man auf unvorhergesehene Fälle mit genommen hatte. Dies gefiel Herrn Lesseps; er ergriff die Zügel, und fing sein Geschäft an. Allein er merkte bald, daß es ungleich schwerer sey, einen Rennthier-Schlitten zu regieren, als einen Kamtschadalischen, der mit Hunden bespannt ist. Bei einem heftigen Stoße, der ihn auf die Seite warf, verwickelte sich sein Fuß in das Zugseil; und um sich wieder los zu machen, ließ er unvorsichtiger Weise die Zügel fahren. Sobald die Rennthiere dies fühlten, rissen sie aus, und schleiften ihn fort, wodurch er alle Kraft verlor, sich aufrecht zu erhalten. Sein Kopf schlug unaufhörlich an den Schlitten an; er litt unaussprechlich, und hatte schon keine Besinnung mehr, als er durch eine unwillkührliche Bewegung die Zügel wieder in die Hand bekam, und damit die Rennthiere zum Stehen brachte. Seine Leute waren unterdeß auch herbei gelaufen, und man untersuchte nun, ob er etwa Schaden genommen hätte; es fand sich aber nichts, als eine unbedeutende Quetschung am Kopfe, die ohne Folgen war. Die Korjäken sagten ihm, er könnte sich glücklich schätzen, daß es so abgegangen wäre; denn man wüßte Beispiele, daß die zügellosen Rennthiere in die Gebürge gelaufen wären, wo man sie einige Tage lang hätte verfolgen und aufsuchen müssen. Dieser Vorfall machte Herrn Lesseps zwar vorsichtiger, aber nicht muthlos; er bestieg den Schlitten aufs neue, und fuhr weiter.

Als sie in die Gegend kamen, wo der alte Fürst,

welcher in der Versammlung zu Ingiga sich so brav gezeigt hatte, mit seiner Horde umher zog, hielten sie an, und schickten Jemanden an ihn ab, der ihre Ankunft melden mußte. Es währte nicht lange, so kam der ehrwürdige Mann an der Spitze seiner ganzen Familie, und freuete sich so herzlich, als ob sein bester Freund angekommen wäre. Er bat Herrn Lesseps, nur zu sagen, was er verlange; sein ganzes Vermögen stände ihm zu Diensten. Hierauf griffen alle zu, um seine Schlitten und Sachen in Schutz zu bringen; und ihn selbst führte der alte Fürst in sein Zelt. Bei dem Eintritt in dasselbe war es Herrn Lesseps erste Sorge, das Postgeld an den Fürsten, der ihn bisher gefahren hatte, zu bezahlen. Er hatte zwölf Schlitten, jeden mit zwei Rennthieren bespannt, gehabt, und einen Weg von etwa dreißig Deutschen Meilen zurückgelegt. Dafür bezahlte er nach der Post-Taxe noch nicht volle acht Thaler. Dennoch brach der Fürst in laute Bewunderung über diese Freigebigkeit aus. Er hörte nicht auf, zu wiederholen, in seinem ganzen Leben habe er noch keinen so großmüthigen Mann gefunden, obgleich Herr Lesseps ihm sagte, daß er ihm nur gegeben habe, was ihm rechtmäßiger Weise zukomme. Wahrscheinlich mißbrauchen also wohl die reisenden Russen ihre Rechte, und geben diesen gutmüthigen Leuten nach Willkühr, so viel ihnen beliebt, ohne sich an die von der Regierung bestimmte Taxe zu kehren.

Nun wurde das Mittagsessen bereitet und verzehrt. — Herr Lesseps sparte dabei den Branntwein nicht; daher versicherten die Gäste, sie hätten in ihrem Leben noch nicht so festlich geschmauset. Der übrige Theil des

Tages verging unter angenehmen Gesprächen über die Lebensart dieses herumziehenden Volkes. Rennthiere sind dessen einziger Reichthum. Der Anführer einer Horde besitzt wenigstens einige Hundert; manche haben sogar drei- bis viertausend. Die Heerde des alten Mannes, bei welchem Herr Lesseps jetzt logirte, bestand aus neunhundert Stück. Diese alle weideten auf dem Rücken eines Berges, nahe an einem Flusse, und suchten ihr Lieblingsfutter, das Rennthier-Moos, unter dem Schnee hervor. Selten verlaufen sich einige, die dann auch bald wieder gefangen werden. Bei jeder Heerde befinden sich drei bis vier zur Jagd (d. i. zum Fangen der wilden) abgerichtete Rennthiere, deren Schlauigkeit in der That bewundernswürdig ist. Sobald sie ein wildes Rennthier erblicken, ahmen sie dasselbe im Fressen, im Gange, in allen Bewegungen nach, und nähern sich ihm ganz unbefangen. Dann spielen sie mit einander, schlingen die Geweihe zusammen, trennen sich wieder, und jagen und fliehen wechselsweise. Auf diese Art bringen die zahmen das wilde unvermerkt dem Schusse des Jägers nahe. Soll es aber lebendig gefangen werden, so befestigt man an dem Geweihe des zahmen eine Schlinge, welche dieses während ihrer Schäkereien jenem geschickt umzuwerfen weiß. Versucht das wilde alsdann sich los zu machen, so zieht es die Schlinge desto fester zu, und das andre strengt alle seine Kräfte an, es so lange zu halten, bis die Hirten herbei kommen können. —

Die Rennthiere werden leicht zahm, und gewöhnen sich an ihre Hirten, wozu besonders der Umstand mit beiträgt, daß sie den Urin der Menschen außerordentlich

gern saufen. Des Morgens tragen die Hirten ganze Kübel*) voll aus ihren Zelten, und stellen sie nach der Reihe hin. Dann kommt die Heerde in vollen Sprüngen gelaufen, drängt sich um die Gefäße her, und in einem Augenblick ist der ganze Vorrath verschwunden, so reichlich er auch immer gewesen seyn mag.

Zum Ziehen wählt man bloß die Männchen, und verschneidet sie, so wie die Hunde in Kamtschatka. Wenn man sie gebraucht, so treibt man die Heerde in ein Gehege, wirft jenen ein Schlingseil um, und läßt die andern wieder laufen. Dies Schauspiel hatte Herr Lesseps noch an dem Abend desselben Tages, da er angekommen war; man hob nämlich die nöthige Anzahl für ihn aus, und dies war in weniger als einer Viertelstunde geschehen. Auch ließ sein freundlicher Wirth ein junges Rennthier zum Vorrath auf die Reise für ihn schlachten, und fügte noch die Hälfte eines wilden Rennthiers hinzu, dessen Fleisch für saftiger und wohlschmeckender gehalten wird. Außerdem bekam Herr Lesseps vier sehr schöne Felle zum Geschenk; und dies war keine Kleinigkeit: denn von hundert jungen Rennthierhäuten taugen kaum zwei zu Pelzwerk.

Nachdem dies Geschäft abgethan und alles zur Reise in Bereitschaft gesetzt war, begab man sich zur Ruhe. Am folgenden Morgen um acht Uhr brach man wieder auf, und Herr Lesseps hatte abermals einen Fürsten, nämlich seinen alten biedern Wirth, zum Führer. Der Weg ging über einen hohen steilen Berg, den sie mit Lebensgefahr überstiegen. In der Ebne hinter demselben

*) Sie sind mehrentheils von Stroh so künstlich geflochten, daß keine Feuchtigkeit durchdringen kann.

lag der Schnee mehr als drei Fuß hoch, und war dabei so locker, daß die armen Rennthiere bis an den Hals hineinfielen. Einige weigerten sich schlechterdings, weiter zu ziehen, und man mußte sie unterweges liegen lassen. Dies ist eine große Unbequemlichkeit bei dem Gebrauche der Rennthiere, wenn man lange Reisen macht. Sie sind viel weniger ausdauernd, als die Hunde; man mag sie noch so sehr schonen, so bald sie einmal ermüden, muß man entweder anhalten, oder sie zurücklassen: denn es ist unmöglich, sie aus der Stelle zu bringen. — Zu dem schlechten Wege kam nachher noch ein heftiger Sturmwind, der die Reisenden nöthigte, zwei Tage in einem Dorfe still zu liegen. Da Herr Lesseps nicht länger verweilen konnte, sondern schlechterdings weiter reisen wollte; so sagte ihm der alte Fürst mit Betrübniß und unter vielen Entschuldigungen: er getraue sich nicht, ihn bei dem schlimmen Wetter mit den kraftlosen Rennthieren weiter zu bringen, und bitte ihn, er möchte sich lieber wieder der Hunde bedienen. Herr Lesseps dankte ihm für seine bisher erwiesenen Gefälligkeiten und guten Dienste, und konnte ihn kaum bewegen, ein kleines Geschenk über sein Postgeld anzunehmen. Der Abschied des alten Mannes war rührend.

Jetzt bat Herr Lesseps die Einwohner des Dorfes, sie möchten ihm alle Hunde überlassen, die sie aufbringen könnten. Unglücklicher Weise war die Anzahl sehr gering; und um so viele zu geben, als er brauchte, mußte man die jungen und trächtigen dazu nehmen, welche sonst nie ziehen dürfen. Nachmittags reisete er in fünf offnen Schlitten ab, von denen jeder mit acht bis zehn Hunden bespannt war. Herr Lesseps nahm auch noch

S. 243.

Tungusen

S. 255.

S. 239.

Ein Schaman

Ein Sibirischer Zobelfänger auf Schneeschuhen.

einen Menschen an, der ihm zum Kutscher dienen sollte; denn er selbst konnte dies mühsame Geschäft nicht länger mehr verrichten. Der Wind hatte sich zwar gelegt, aber der Himmel war noch immer mit schwarzen drohenden Wolken bezogen. Die Reisenden gelangten bald an das Ufer des Meeres, und lenkten die Schlitten auf das Eis hinunter, um sieben Berge zu vermeiden, welche die gewöhnliche Straße in dieser Gegend sehr beschwerlich machen. Kaum hatten sie einige Meilen zurückgelegt, so fing es wieder an zu schneien; dabei erhob sich ein solcher Sturm, daß die Schlitten hin und her geworfen wurden, und die Hunde fast nicht aus der Stelle konnten. Die Führer zeigten Herrn Lesseps die Gefahr an, und riethen ihm, seine Zuflucht in eine nicht weit vom Ufer gelegene unterirdische Wohnung (Jurte) zu nehmen, welche seit langer Zeit von den Besitzern verlassen war.

Ganz erstarrt und mit Schnee bedeckt, kamen sie hier an. Jeder wünschte der erste zu seyn, um hinunter zu gehen und sich gegen den Sturm zu schützen. Aber leider war der Eingang mit vier Fuß hohem Schnee verschüttet. Nachdem sie die Schlitten in eine Reihe gestellt hatten, mußten sie sich erst einen Weg bahnen, wozu sie sich ihrer Schneeschuhe *), anstatt der Schaufeln, bedienten. Diese Arbeit dauerte eine ganze Stunde. Nun fehlte es aber an einer Leiter, um hinunter zu steigen. Der Beherzte faßte den Entschluß, hinunter zu springen, und die Uebrigen folgten seinem Beispiele. Sie fanden unten ganze Haufen gefrorner

*) Die Abbildung eines Schneeschuhes siehe in der Vignette. Mit Hülfe derselben laufen die Nordländer über den tiefsten Schnee hinweg, ohne einzusinken.

Robben *), von denen einige halb verzehrt waren, vermuthlich von wilden Thieren, welche hier eine Zeitlang mochten gehauset haben. Ein von ledernen Riemen verfertigtes Netz, das in einem Winkel lag, war das Einzige, woran man sehen konnte, daß einmal Menschen hier gewohnt hatten. Die Gestalt der Höhle war viereckig, die Höhe fünf, die Breite zehn Fuß. Die Wände hingen voller Eiszapfen, und überhaupt glich die ganze Wohnung einer Eisgrube. Wahrscheinlich hatten die benachbarten Korjäken sie zu ihrem Vorrathshause gemacht.

Während daß Herr Lesseps und seine Leute die Robben auf die Seite schafften, um Raum zu Schlafstellen zu gewinnen, banden die Führer die Hunde an, und theilten ihnen ihre Portion gedörreter Fische aus. Diese armen Thiere wurden in kurzer Zeit von dem häufig fallenden Schnee beinahe begraben, was aber nichts Neues für sie war; sie lagerten sich haufenweise zusammen, und streckten die Schnauze in die Höhe, so daß durch die Wärme ihres Hauches beständig eine Oeffnung in dem Schnee zum freien Athemholen blieb. In der Höhle wurde Feuer angezündet, und Anstalt zum Essen gemacht. Nach der Mahlzeit schickte sich Jeder zum Schlafen an. Herr Lesseps streckte sich auf das lederne Netz aus, und nahm anstatt eines Kopfkissens einen gefrornen Robben. Seine Gefährten lagerten sich um ihn her; und ob sich gleich alle sehr enge behelfen mußten, so brach-

*) Ein zahlreiches Geschlecht von Säugethieren, deren gewöhnlicher Aufenthalt das Meer ist, die aber auch öfters ans Land kommen. Der Vordertheil ihres Leibes ähnelt dem Leibe gewisser Landthiere, z. B. der Hunde; nach hinten zu haben sie Aehnlichkeit mit den Fischen.

brachten sie doch die Nacht erträglich zu. Den Korjäken hatte man einen andern Winkel eingeräumt, wo sie so gedrängt waren, daß sie sich nicht ausstrecken konnten; doch entfiel ihnen keine Klage, noch ein unzufriednes Wort. Jeder huckte sich vielmehr ruhig hin, wie die Affen zu thun pflegen, steckte den Kopf in seine Pelz-Kapuze, stützte dann die Elbogen auf die Kniee, und schlief so sanft ein, als ob er in der bequemsten Lage gewesen wäre.

Am andern Tage hatte der Wind sich gedrehet, und war dadurch noch weit lästiger geworden, daß er den Rauch vom Feuer in die Höhle zurück trieb, wovon die Leute darin beinahe erstickten und blind wurden. Herr Lessevs hoffte, diesem Uebel durch einige Vorkehrungen von außen abzuhelfen; er wurde aber vom Sturme beinahe umgeworfen. Dem Soldaten, der ihm folgte, wurde seine Mütze weggerissen. Er versuchte, sie wieder zu bekommen; aber beinah wäre ihm ein noch größeres Unglück begegnet: denn als er sich etwa ein Dutzend Schritte von der Wohnung entfernt hatte, verlor er sie gänzlich aus dem Gesichte, und wußte nun nicht mehr, nach welcher Seite er sich wenden müsse, um sie wieder zu finden. Nur das Rufen der Gefährten konnte ihn wieder zurecht weisen. — Nach vieler Arbeit kam man endlich so weit, dem Sturm eine Schutzmauer entgegen zu stellen, die hoch genug war, um den Zug des Rauches frei zu lassen. Sie hatten nun Tag und Nacht Feuer, und dennoch waren sie von Kälte zuweilen ganz steif. Auch fing die Feuchtigkeit an, ihnen beinahe eben so beschwerlich zu werden, wie die Kälte; denn das beständige Feuer zerschmelzte allmählich die Eiszapfen: das Wasser

tröpfelte überall auf sie herunter, und machte den Boden zu einer Pfütze. Um ihr Leiden noch zu vergrößern, thaueten die Robben auf, und verbreiteten einen pestilenzialischen Geruch. Ohnedies wären die Ausdünstungen von zehn Menschen, unter denen sich sieben Korjäken *) befanden, schon hinlänglich gewesen, ihren Aufenthalt zu einer Mördergrube zu machen. Da es den Umständen nach unmöglich war, die Luft zu reinigen, so suchte man sich wenigstens der Robben zu entledigen, und warf sie den Hunden vor.

Den folgenden Tag schickte Herr Lesseps, der seine Reise gern fortsetzen wollte, einige Korjäken aus, um die Witterung zu beobachten. Diese kamen nach einigen Minuten ganz steif gefroren zurück. Sie waren über und über mit Schnee bedeckt, und die Kälte hatte sie so angegriffen, daß sie die Zähne nicht von einander bringen konnten. Also war kein weiterer Bericht über die Erfüllung ihres Auftrages nöthig. Bei Anbruch des nächsten Morgens schien es, als ob der Sturm sich legen und der Schnee aufhören wollte; daher befahl Herr Lesseps, sogleich Anstalt zur Abreise zu machen. Schon waren die Hunde angespannt, und die Reisenden wollten sich eben auf die Schlitten setzen, als ein fürchterlicher Windstoß ihren Plan vereitelte, und sie zwang, geschwind wieder umzukehren. Sie schätzten sich glücklich, daß sie noch nicht von der Höhle weg waren, in der sie doch ein sichres Obdach hatten. Bei der Rückkehr in die dumpfige Wohnung wurde Herr Lesseps ohnmächtig,

*) Die Nahrung und Lebensart der nördlichen Wilden verursacht, daß sie viel mehr natürliche Wärme haben, als wir, und auch weit stärker ausdünsten.

und blieb eine Viertelstunde ohne alle Besinnung. Seine Gefährten bespritzten ihm das Gesicht mit Wasser, und rieben ihn mit Schnee, wodurch er wieder zu sich selbst kam. Nun stellte er traurige Betrachtungen an über die lange Verzögerung seiner Reise, und über die Hindernisse, die ihm wahrscheinlich noch bevorständen. Allein er mußte sich zuletzt in sein Schicksal fügen, und warten, ob das Wetter am nächsten Tage ihm günstiger seyn würde. So war es wirklich; er machte sich daher sogleich auf, und kam nach einigen Tagen glücklich in ein ziemlich ansehnliches Dorf. Hier erhielt er frisches Fuhrwerk, und reisete dann in der Nacht mit neun Schlitten wieder ab.

Ein zwar mühsamer, aber doch nicht gefährlicher Weg führte ihn in das Gebiet der Tungusen. Dies Volk ist schon etwas gebildeter, als die Korjäken, und beträchtlich mehr, als die Kamtschadalen. Daher sind die Wohnungen der Tungusen bequemer und sogar schon ein wenig zierlich. Sie haben, so wie jene, Sommer- und Winter-Wohnungen, welche aber auf der Erde stehen. Die Sommerwohnungen sind länglich, und in ihrer Mitte läuft von einem Ende zum andern der Herd hin, auf dem den ganzen Sommer hindurch beständig Feuer unterhalten wird, um Fische und Robben zu dörren; (dies ist nämlich der Hauptzweck dieser Gebäude.) Ueber dem Heerde erstreckt sich längs dem ganzen Dache eine schmale Oeffnung, durch die der Rauch abgeleitet wird. Jede Familie schläft in kleinen abgesonderten Gemächern, an den Seiten des Hauptgebäudes. Das, worin Herr Lesseps sich aufhielt, bestand aus gar gemachten Fischhäuten, die man zusammen genähet und mit

verschiedenen Farben gefärbt hatte. Die Winter-Wohnungen sind rund, und sehen von außen fast den Backöfen ähnlich. In dem Dorfe, wo Herr Lesseps zuerst anhielt, war an dem Tage gerade ein Fest, und die Weiber erschienen in ihrem besten Schmucke. Verschiedene Kleidungsstücke hatten Stickereien von Glaskorallen, die in der That einigen Geschmack zeigten. Unter andern bemerkte Herr Lesseps eine sehr zierliche Stickerei auf den Stiefeln eines jungen Mädchens. — Die Einwohner bewiesen sich gegen unsren Reisenden sehr freundlich und gastfrei; nur fehlte es ihnen an Vermögen, ihn zur Fortsetzung seiner Reise hinlänglich zu unterstützen. Er mußte zufrieden seyn, daß sie einen Theil seiner abgemergelten Hunde gegen stärkere austauschten.

Als er und seine Gefährten das Dorf verließen, lenkten sie nach der See hin, und fuhren eine Weile auf dem Eise; doch das unaufhörliche Krachen desselben bewog sie, wieder an das Land zu fahren, wo sie über ein steiles Gebirge weg mußten. Dann zogen sie längs dem Ufer des Meeres hin; aber nach einer halben Stunde hielt der vorderste Führer auf einmal an, und rief, er sähe keinen Weg mehr vor sich. Herr Lesseps schickte seine Leute ab, daß sie die Umstände näher untersuchen sollten, und diese berichteten ihm bald einstimmig, es wäre unmöglich, weiter zu fahren. Anfangs schlug man vor, wieder umzukehren, und landeinwärts einen Weg zu suchen; dies wurde aber wegen der großen Beschwerlichkeit und langen Verzögerung verworfen. Nun wußte selbst der erfahrenste Wegweiser keinen andern Rath, als die Schlitten in Stich zu lassen, das Kostbarste, was darin sey, mitzunehmen, und dann über den Meerbusen

zu gehen, so, daß man von einer Eisscholle zur andern spränge. (Das Eis war nämlich schon aufgegangen, und die ganze See mit Schollen bedeckt.) Die Landeseinwohner sind oft genöthigt, auf diese Art zu reisen. Herr Lesseps aber fand es doch allzu gewagt, und fast tollkühn; daher entschloß er sich lieber, selbst längs dem Ufer hin zu gehen, um zu beobachten, ob er nicht irgend einen Pfad aufspüren könnte.

Das Ufer bestand hier aus einer Reihe von steilen Felsen, an welche das Meer einen Rand von Eis angehängt hatte. Dieser Rand war aber höchstens zwei Fuß breit und einen Fuß dick. Acht Fuß darunter sah man die Wogen des Meeres sich brechen, und aus dem Grunde desselben erhoben sich unzählige Klippen. Dennoch wagte es Herr Lesseps, auf diese gefahrvolle Leiste zu springen. Ihre Festigkeit machte ihm Muth; er schlich von der Seite behutsam vorwärts, und drängte sich mit dem Bauche gegen den Felsen, an dem er sich aber schlechterdings nicht halten konnte. An einigen Stellen hatte das Eis sich schon abgelöst, so daß er über Lücken wegschreiten mußte, die zwei bis drei Fuß breit waren. Die geringste Unachtsamkeit, der kleinste falsche Schritt würde ihn in den Abgrund gestürzt haben; denn seine Gefährten konnten ihn weder sehen, noch ihm zu Hülfe kommen. Nach drei Viertelstunden hatte er diesen gefährlichen Weg zurückgelegt, aber bloß zur Probe; denn er kehrte nun geschwind wieder um zu seinen Leuten, die sich sehr wunderten, als sie ihn sahen, weil sie ihn schon für todt gehalten hatten. Er überredete sie, ihm zu folgen, und schaffte sogar, freilich mit großer Mühe und Gefahr, Schlitten und Hunde nach einander auf eben dem schma-

len Eisrande glücklich hinüber. Nur ein Hund ging vor den Augen der Reisenden verloren, ohne daß sie ihm helfen konnten. Für die armen Leute wäre dies ein nicht geringer Verlust gewesen, wenn Herr Lesseps ihn nicht ersetzt hätte; denn einige solcher Hunde kosten funfzig Thaler, und keiner weniger als fünf.

Mit diesem Hin- und Herwandern auf der Eisrinde brachten sie sieben Stunden zu. Als sie sich endlich außer Gefahr befanden, dankten sie dem Himmel, wie Leute, die dem nahen Tode entgangen waren. Nun wurde alles wieder in Ordnung gebracht, und sie setzten ihre Reise auf einem breiten steinigen Strande fort. Dann kamen sie in einen großen Tannenwald, und mitten darin trafen sie auf eine einzelne Wohnung, wo sie einkehrten. Der Hausherr war eben abwesend; seine Frau empfing aber die Reisenden aufs beste. Sie setzte ihnen ein von Stutenmilch bereitetes Getränk vor, welches einen säuerlichen, doch nicht unangenehmen Geschmack und etwas berauschende Kraft hat. Die Tatarn lieben es vorzüglich, und nennen es Kumis. Auch Herrn Lesseps Gefährten tranken ziemlich viel davon, ob sie gleich sonst gegen alles, was vom Pferde kommt, Widerwillen bezeigten. Unterdessen langte der Hausherr an, ein wackerer, munterer Greis von guter Gesundheit. Als er gehört hatte, wer Herr Lesseps wäre, und was dessen Reise für einen Zweck hatte, eilte er sogleich, den besten Theil seiner Wohnung zu reinigen, damit sein Gast da ausruhen könnte. Herr Lesseps schlummerte auch bald ein; gegen Abend aber weckte ihn das Gebrüll der zurückkehrenden Heerde, welche aus acht Kühen, einem Stier und einigen Kälbern bestand. Obgleich die Heerde sich mit ih-

rer Herrschaft unter einem Dache aufhielt, so war doch weder die Wohnung selbst, noch die Luft so unrein, als eine solche Nachbarschaft vermuthen ließ. Diese Heerde verschafft den guten Leuten alle Bedürfnisse des Lebens; daher ist auch die Sorge für sie ihre einzige Beschäftigung, und sie geben sich nicht mit dem Fischfang und dem Dörren der Fische ab, wie andre Bewohner dieser Gegenden. Sie hatten außerdem noch zehn Pferde, die in einiger Entfernung von ihrer Hütte eingezezäunt waren, und allerlei Arbeiten verrichten mußten. — Als die Reisenden von ihrem gastfreien Wirthe erquickt waren, fuhren sie noch denselben Abend weiter, und erreichten nach einigen Tagen (am 5ten Mai) die ansehnliche Handelsstadt Ochotsk. Hier fand Herr Lesseps die beste Aufnahme bei den vornehmsten Personen, denen er empfohlen war; alle Bequemlichkeiten, die er auf einer Reise von 350 Meilen hatte entbehren müssen, standen ihm jetzt wieder zu Gebote, und er konnte nun wieder zum erstenmale ruhig in einem Bette schlafen.

Gleich den Tag nach seiner Ankunft stellte Herr Lesseps dem Major Koch, Kommandanten der Stadt, die Nothwendigkeit vor, seine Reise zu beschleunigen, und bat ihn um gütigen Beistand dazu. Allein es war Thauwetter eingefallen, und regnete unaufhörlich. Einige Leute, die man ausgeschickt hatte, die Wege zu untersuchen, brachten die Nachricht: es wäre unmöglich fort zu kommen, besonders mit Hunden; wenn das Thauwetter anhielte, so könnte man sich nur der Rennthiere bedienen. Herr Koch sandte deshalb an die herumziehenden Tungusen Eilboten ab; aber diese kamen mit der traurigen Nachricht zurück: die Tungusen hätten sich schon zu weit entfernt und im

Lande umher zerstreuet; man könne sie nicht mehr erreichen. Dennoch wollte Herr Lesseps seine Abreise nicht verschieben. Vergebens schilderte ihm der Major alle die Gefahren und Hindernisse, welche mit einer Schlittenreise um diese Jahreszeit verbunden wären; vergebens ermahnte er ihn, zu warten, bis die Wege auf andre Art bereiset werden könnten: Herr Lesseps blieb bei seinem Entschlusse. So mußte denn endlich der Major nachgeben. Er that auch so viel, als die Umstände erlaubten, um das Fortkommen des Reisenden zu erleichtern. Drei Tage nachher war alles zur Abreise in Bereitschaft. Sechs Schlitten, mit tüchtigen Hunden bespannt, standen vor Herrn Lesseps Thür, und sein Gefolge hatte man noch mit zwei erfahrnen und treuen Leuten vergrößert. Er nahm von dem gütigen Major und den übrigen Personen vergnügt Abschied, und machte sich gegen Abend muthig auf den Weg. Sie fuhren die ganze Nacht hindurch, und fanden bald, daß der Bericht von der schlechten Beschaffenheit der Wege nur allzu gegründet gewesen war. Das Wasser ging den Hunden an einigen Orten bis an den Bauch, und mit Tages Anbruch, da man glücklicher Weise an ein Dorf gelangte, waren sie so ermüdet, daß man ihnen 24 Stunden Zeit zum Ausruhen lassen mußte. Nachher brachen sie wieder auf, in der Hoffnung, an dem Tage doch wenigstens das nächste Dorf, welches etwa vier Meilen entfernt war, zu erreichen. Aber schon auf der Hälfte des Weges wollten mehrere Hunde schlechterdings nicht weiter gehen; man lenkte daher nach einem noch zugefrornen Flusse hinab, weil man glaubte, daß die Hunde auf dem Eise leichtere Arbeit haben würden. Kaum aber

waren sie hier einige Schritte gefahren, so fing es plötzlich an zu krachen, und Herrn Lesseps Schlitten sank mit einer Eisscholle ganz sanft unter das Wasser. Zum Glück war es nur vier Fuß tief, und seine Leute zogen ihn, obgleich mit vieler Mühe, wieder heraus. Nun mußte man wieder umkehren und an das Land fahren. Herr Lesseps bestand immer noch darauf, weiter zu reisen, obgleich der Schnee so schnell schmolz, daß die Hunde im Wasser plätscherten, ohne vorwärts zu kommen, und ganz erschöpft zu Boden fielen.

Unter den Wegweisern, welche der Major Koch Herrn Lesseps mitgegeben hatte, befand sich auch ein Unterofficier, der wegen seines Muthes und seiner Erfahrung so berühmt war, daß der Reisende ihn als einen Schutzengel ansah. Dieser war bisher bei dem beständigen Murren der übrigen Führer immer ruhig geblieben, und seine Mienen und Geberden hatten nie Besorgniß verrathen. Eben dies bestärkte Herrn Lesseps in seinem Entschlusse, die Reise fortzusetzen, und er blieb taub gegen die dringenden Vorstellungen der andern Begleiter. Aber wie erschrak er, als der Unterofficier auf einmal still hielt, und betheuerte, nun würde er nicht weiter gehen! Bestürzt fragte Herr Lesseps nach der Ursache, und bat ihn, sich näher zu erklären. Er bekam folgende Antwort: ich habe lange genug geschwiegen, und bisher gezögert, Ihnen meine Meinung über das gefährliche Unternehmen zu sagen, welches Sie gewagt haben. Je mehr ich aber Ihren Muth bewundere, desto mehr halte ich es für Pflicht, Ihnen die Gefahr und Hindernisse zu zeigen, die Ihnen bei jedem Schritte aufstoßen werden, und zu verhüten, daß eben dieser Muth

Sie nicht unglücklich mache. Schon sind die meisten Flüsse vom Eise befreiet; wenn es Ihnen dessen ungeachtet gelingen sollte, noch hinüber zu kommen, so würden Sie bald von den Ueberschwemmungen erreicht und eingeschlossen werden. Was würde alsdann Sie retten können? Sie müßten in den Gebirgen oder Wäldern Schutz suchen. Aber könnten Sie sich, wie die Bewohner dieser Gegenden unter solchen Umständen thun, in dem Gipfel eines Baumes eine Hütte bauen, um darin zwei bis drei Wochen das Ablaufen der Gewässer abzuwarten? Und würde Ihr Vorrath von Lebensmitteln Sie vor dem Hunger schützen? — Wollen Sie nun dem Schicksale trotzen, so reisen Sie in Gottes Namen weiter; ich aber habe meine Pflicht erfüllt, und Sie werden erlauben, daß ich umkehre.

Diese Vorstellung machte großen Eindruck auf Herrn Lesseps, und er sah ein, daß er wieder nach Ochotsk zurück müßte. Die Rückreise hatte nicht weniger große Beschwerlichkeiten, und ging sehr langsam von statten. Es fehlte auch nicht an gutmüthigen Spöttereien über seine schnelle Wiederkunft; man erinnerte ihn, daß man ihm diesen Erfolg seines Unternehmens vorher gesagt habe. Doch war er weniger hierüber beschämt, als verdrießlich über die längere Verzögerung seiner Reise, und er bat aufs neue dringend, daß man ihm zur Fortsetzung derselben bald behülflich seyn möchte. Seine Freunde sagten ihm, er könnte, wenn die Wege etwas besser wären, auf keine andre Art fortkommen, als mit Pferden. Diese hätten aber den Winter hindurch zu ihrer Nahrung weiter nichts gehabt, als Weiden- und Birkenzweige, und wären dadurch ganz matt geworden; man könne sich also jetzt nicht sehr auf sie verlassen.

Unterdessen, daß Anstalten gemacht wurden, die nöthigen Pferde herbeizuschaffen, hatte Herr Lesseps das große Schauspiel, den Eisgang des Flusses Ochotsk, dicht vor der Stadt mit anzusehen. Am 26sten Mai lud man ihn dazu, als zu einer allgemeinen Volkslustbarkeit, ein. Er fand eine Menge Menschen am Ufer versammelt, welche bei dem Anblicke der ungeheuern Eisschollen in Ausrufungen ausbrachen, und bewunderten, wie sie mit fürchterlichem Krachen zusammen stießen, und sich über einander thürmten. Plötzlich hörte er ein lautes Klagegeschrei, und sah Männer und Weiber, wie in Verzweiflung, längs dem Ufer hin laufen. In der Meinung, daß irgend ein unglückliches Kind in Lebensgefahr wäre, mischte er sich unter sie, um selbst, wo möglich, Hand zur Rettung mit anzulegen; er wurde aber bald aus seinem Irrthume gerissen. Die Ursache des ganzen Lärms waren ein Duzend Hunde, deren Eigenthümer aus Mitleiden oder Eigennutz ein solches Gewinsel erhoben. Diese Thiere saßen ganz ruhig auf den Eisschollen, von denen sie weggeführt wurden, und betrachteten, recht als ob sie sich wunderten, die vielen am Ufer versammelten Menschen. Weder Geschrei noch Winken und Locken konnte sie aus ihrer Ruhe bringen. Nur zwei machten einen Versuch, sich zu retten, und diese erreichten nicht ohne Mühe das jenseitige Ufer; die übrigen verschwanden in wenigen Minuten, und wurden von den Wellen begraben. Diesmal verursachte der Eisgang weiter kein Unglück; aber in manchen Jahren sind seine Wirkungen schrecklich. Man versicherte Herrn Lesseps, daß zuweilen beinahe ein Viertel der Stadt dadurch zu Grunde gegan-

gen wäre, und dies zeigten auch die häufigen Trümmer am Strande.

Man wünschte jetzt mit Ungeduld, daß der Fluß sich wieder ruhig in seine Ufer zurückziehen möchte, damit man Fische fangen könnte, die man jetzt höchst nothwendig brauchte. Von den im vorigen Jahre gedörrten Fischen war nur noch wenig übrig, und der geringe Vorrath von Mehl in den Russischen Magazinen wurde zu einem so hohen Preise verkauft, daß das Volk ihn unmöglich bezahlen konnte. Selbst der Kommandant hatte zuletzt auf seiner Tafel weiter nichts, als an der Sonne gedörretes Rindfleisch.

Sobald der Eisgang aufgehört hatte, wurden die Netze ausgeworfen, und bei dieser Feierlichkeit war wieder die ganze Stadt zugegen. Die Freude des Volkes bei diesem ersten Zuge, der sehr reichlich ausfiel, war unbeschreiblich groß. Man gab den ganzen ersten Fang den ausgehungerten Armen Preis; gierig fielen diese darüber her, rissen sich einander die Fische aus den Händen, und verschlangen die kleinern auf der Stelle lebendig.

So sehnlich auch Herr Lesseps nach seiner Abreise verlangte, so mußte er sich doch bis zum Anfange des Junius gedulden. Man hatte endlich von den Jakuten eine Anzahl Pferde zusammengebracht, und nun war also das größte Hinderniß der Reise gehoben. Die Jakuten, welche diese Gegenden bewohnen, halten eben so viel auf Pferde, wie die Tungusen auf Rennthiere; und je mehr Pferde ein Jakute besitzt, desto reicher ist er: denn mit ihnen bestreitet er alle seine Bedürfnisse. Die dürftige Nahrung im Winter entkräftet aber diese armen Thiere so sehr, daß sie im Frühjahre selbst bei

leichten Arbeiten häufig umfallen. Als Herrn Lesseps das für ihn bestimmte Pferd gezeigt wurde, erschrak er; ein elenderes war ihm noch nie vorgekommen. Hohle, von Fleisch entblößte Seiten, ein schmaler spitziger Rükken, an dem man alle Knochen zählen konnte, ein langer Häls mit einem Kopfe, der zwischen den Beinen hing, und Beine, die bei jedem Schrite wankten: — so war das Pferd beschaffen, welches man unter den übrigen als das beste ausgesucht hatte. Ueber alle Beschreibung elend waren die Packpferde. Daß die Reise mit so ausgemergelten Thieren nicht sonderlich geschwind gehen konnte, ist begreiflich. Herr Lesseps hatte noch nicht einmal das erste Dorf erreicht, als sein Pferd unter ihm umfiel, und auf der Stelle liegen blieb. Es war nicht möglich, das arme Thier wieder aufzurichten; auch pflegen die Jakuten über einen solchen Unglücksfall nicht sehr bekümmert zu seyn, und es kommt ihnen nicht einmal in den Sinn, dem niedergesunkenen Thiere zu helfen. Sobald es vor Müdigkeit und Schwäche stürzt, überläßt man es seinem Schicksale. Die Wege sind daher mit Aesern gleichsam besäet, welche den Bären zur Nahrung dienen, und von ihnen bis auf die Knochen verzehrt werden. Fast alle zehn Schritte stießen unsre Reisenden auf dergleichen Pferdegerippe, und Herr Lesseps glaubte, in einer gewissen Strecke nicht weniger als zweitausend gesehen zu haben. Seine Führer erzählten ihm, die Jakuten büßten bei dem Fortschaffen der Waaren, das sie übernehmen, jährlich wohl an fünftausend Stück Pferde ein.

Nachdem die Reisenden ihr Vieh in einem Dorfe einen Tag und eine Nacht hatten ausruhen lassen, bra-

chen sie auf, und kamen an einen Berg, auf welchem der Schnee noch so tief lag, daß er den Pferden bis an den Bauch ging, wodurch denn die armen Thiere ausserordentlich abgemattet wurden. Jenseits des Berges mußten sie über einen breiten und tiefen Fluß, an dessen Ufer eine einsame Hütte stand. In dieser sollten Leute wohnen, welche Fährmanns-Dienste verrichteten. Allein jetzt war niemand da; die Reisenden mußten sich also entschließen, das Fahrzeug vom Ufer los zu binden, und sich selbst hinüber zu schiffen. Die Bagage wurde den Pferden abgenommen und in das Fahrzeug gebracht; die Pferde selbst zwang man mit Peitschenhieben, ins Wasser zu gehen, indeß das Fahrzeug vor ihnen her fuhr, und einer von den Führern, der am jenseitigen Ufer geblieben war, sie mit lautem Geschrei und mit Steinen verfolgte, um sie abzuschrecken, daß sie nicht wieder umkehrten. In einer halben Stunde war alles hinüber; aber wegen Müdigkeit der Pferde mußte man Halt machen, ehe man noch ein Dorf erreichte. Man wählte dazu einen Platz, wo es etwas Weide gab, und ließ die Thiere frei herum gehen, welche nachher eben so, wie die Rennthiere der Korjäken, auf den Ruf ihrer Führer wieder herbei kamen. Um die Bären abzuhalten, wurden mehrere Feuer angezündet, und von Zeit zu Zeit einige Schüsse in die Luft gethan.

Bei der Fortsetzung der Reise bemerkte Herr Lesseps häufig kleine Büschel Pferdehaare, welche an den Bäumen hingen. Als er seine Begleiter fragte, was dies bedeuten solle, sagte man ihm: es wären Opfer, die man den Göttern der Wälder und Landstraßen brächte, um ihren Schutz gegen Bären und andre Raubthiere

damit zu erkaufen. Auch unterließen seine Führer, die Jakuten, nicht, dasselbe an verschiedenen Stellen zu thun. Dieser Aberglaube hat für Reisende den zufälligen Nutzen, daß die Opfer ihm zu einem Fingerzeige dienen, den rechten Weg zu finden.

Die vielen und zum Theil großen und reißenden Ströme in diesen Gegenden verursachten jetzt Herrn Lesseps die meisten Schwierigkeiten. In einem derselben, den er durchreiten mußte, fiel sein kraftloses Pferd um, und er gerieth in Gefahr zu ertrinken. Seine Rettung verdankte er einem treuen Gefährten. Ein andermal hatte er in einem schlechten Fahrzeuge einen ziemlich ansehnlichen Wasserfall zu passiren, wo er auch nahe daran war, unterzugehen. Doch nahmen nun mit jedem Tage die Gefahren ab, und die Reise ward immer leichter, je näher er dem bewohntern Theile Sibiriens kam. An einem gewissen Orte sah er die Gaukeleien eines sogenannten Zauberers oder Schamans. Die Kleidung desselben war mit kleinen Schellen und eisernen Plättchen besetzt, die bei jeder Bewegung ein betäubendes Geräusch machten. Außerdem schlug er eine Art Trommel mit einer Gewalt, die jedem Zuhörer Schrecken einjagte. Zugleich lief er mit offnem Munde wie ein Unsinniger umher, und schüttelte unaufhörlich mit dem Kopfe, wobei die Haare ihm über das ganze Gesicht hingen. Unter diesen unreinlichen Haaren stieß er ein entsetzliches Gebrüll hervor, auf welches abwechselnde Thränen und lautes Gelächter folgten. Dies waren die Vorboten der Offenbarungen, welche er in abgebrochnen Tönen und mit einem unverständlichen Gemurmel von sich gab.

Hinter der Stadt Jakutsk, der schönsten und volkreichsten, welche Herr Lesseps bisher gesehen hatte, setzte er seine Reise zu Wasser fort. Die Fahrzeuge werden hier meistens von Menschen gezogen, und zwar ist dies die gewöhnliche Strafe der Verbannten und Missethäter. Diese Unglücklichen erhalten dafür von der Regierung nichts weiter, als etwas Mehl. Dies reicht aber zu ihrem Unterhalte nicht hin; daher müssen sie in der Zwischenzeit, wo sie frei von jener Arbeit sind, auf die Jagd und den Fischfang ausgehen.

Endlich kam Herr Lesseps in ein Russisches Dorf, wo er ordentliche Postwagen fand, die aber ebenfalls von Verbannten, mitunter auch von Russischen Bauern, gezogen wurden. Von letztern fordert die Regierung diese Hausthierarbeit als Frohndienst, den sie folglich ganz umsonst thun müssen. — Mit der Ankunft in der Stadt Irkutsk, welches die größte Handelsstadt in Sibirien ist, hörten vollends die außerordentlichen Beschwerlichkeiten dieser gefahrvollen Reise auf, und der noch übrige Weg hatte für den Reisenden nur die gewöhnliche Unbequemlichkeit, die in solchen Fällen unvermeidlich ist.

Traurige Schicksale eines Deutschen, der in Türkische Sklaverei gerathen war.

Ein Sklav, l. K., ist ein Mensch, über welchen ein anderer Mensch nicht weniger Rechte zu haben glaubt, als über sein Hausthier. Er mästet, schlachtet und ißt ihn, wie einige wilde Völker ihre Gefangenen; er tödtet ihn aus bloßem Muthwillen, und um seine Macht zu zeigen, wie mehrere Afrikanische Könige ihre Unterthanen; er verkauft, vermiethet, vertauscht, verschenkt ihn, wie selbst in Europa noch hin und wieder geschieht; er gebraucht ihn zu allen Arbeiten, wozu man sonst Last- und Zugthiere zu gebrauchen pflegt, ohne ihm dafür etwas mehr oder Besseres zu geben, als diesen, nämlich seine tägliche Nahrung, und ohne überhaupt ihn anders zu halten, als das Vieh gehalten wird. Diese letztere Art der Behandlung solcher Unglücklichen ist überall gewöhnlich, wo man meint, daß ein Mensch das Eigenthum eines Andern werden könne, entweder durch Gewalt, oder durch Kauf.

Die Dienste, welche ein Mensch dem andern auch nur mit den Kräften seines Körpers leisten kann, haben großen Werth. Unter freien Menschen werden diese Dienste ungezwungen, entweder aus Liebe und Gefälligkeit, oder nach Uebereinkunft für einen gewissen Lohn, geleistet. Böse und eigennützige Menschen aber suchen durch Zwang Dienste von Andern zu erhalten, wofür sie nichts

geben, oder doch nicht das, was der Dienende mit Recht verlangen würde, wenn er frei wäre. In diesen Zustand der Sklaverei treten einige schon durch ihre Geburt, wenn die Eltern Sklaven sind; andre gerathen in denselben durch List und durch Gewalt. In verschiedenen Ländern werden alle Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht, und man führt daselbst häufig aus keiner andern Ursache und in keiner andern Absicht Krieg, als um Sklaven zu bekommen. So treiben einige Staaten an der Küste von Afrika fast beständig Seeräuberei, d. i. sie schicken Schiffe aus, welche fremde Schiffe anfallen, und sich ihrer bemächtigen, wenn sie können. Das eroberte Schiff nebst Allem, was darin ist, wird dann von den Siegern als eine rechtmäßige Beute nach Hause gebracht, und die Gefangenen, welche nicht Geld genug haben, sich loszukaufen, müssen Sklaven bleiben.

Dasselbe Unglück hatte unter andern vor etwa zwanzig Jahren ein Deutscher, der nach seiner endlichen Befreiung und Zurückkunft in sein Vaterland seine Schicksale und die Leiden seines Sklavenstandes selbst beschrieb. Dieser Mann, Namens Weishaupt, war im Jahre 1757 zu Liegnitz in Schlesien geboren, und ging als Schornsteinfegergesell im Jahre 1775 auf die Wanderschaft. Er durchstreifte einen Theil von Deutschland und Polen, und kam zuletzt auch nach Holland in die große Handelsstadt Rotterdam. Hier kehrte er nebst einem andern Gesellen, der sich zu ihm gefunden hatte, in einem Gasthof ein, wo sie sehr gut aufgenommen wurden. Einer von den Gästen, die in der Stube waren, ließ sich freundlich mit ihnen in ein Gespräch ein, und erbot sich, ihnen nicht nur die Merkwürdigkeiten der

Stadt zu zeigen, sondern ihnen auch Arbeit zu verschaffen. Sie nahmen dies Anerbieten dankbar an, weil sie die Erfahrung noch nicht gemacht hatten, daß die zudringliche Dienstfertigkeit eines Fremden selten ohne eigennützige Absichten ist. — Der Unbekannte zeigte ihnen wirklich verschiedenes Sehenswürdige; dann führte er sie zu einem Fahrzeuge, und rieth ihnen, hinein zu steigen und sich umzusehen. Kaum waren sie darin, so stieß er unbemerkt vom Lande ab. Sie dachten Anfangs nichts Arges dabei, und waren mit noch zehn andern Handwerksgesellen, die sie auf dem Fahrzeuge fanden, vollkommen vergnügt. Als sie aber merkten, daß sie sich schon ziemlich weit vom Ufer entfernt hatten, baten sie die Schiffsleute, sie möchten wieder ans Land fahren. Diese ersuchten sie ihrer Seits sehr höflich, sich noch etwas zu gedulden; sie würden schon noch zu rechter Zeit zurückkommen. Allein sie näherten sich unterdessen der Stadt Middelburg, und landeten daselbst. Die jungen Leute brachte man in ein Haus, wo man ihnen sehr freundlich begegnete, und sie herrlich traktirte. Als sie aber nachher fortgehen wollten, entdeckten sie zu ihrem großen Schrecken, daß sie einem Seelenverkäufer *) in die

*) So nennt man die niederträchtigen Menschen, welche ehemals (denn jetzt hat dies schändliche Gewerbe aufgehört) sich darauf legten, unerfahrne hülflose Fremde durch allerlei Kunstgriffe an sich zu locken und in ihre Gewalt zu bekommen, um sie als Leibeigene nach Ost- und Westindien zu schicken, oder zum Soldaten- und Matrosendienst zu zwingen. Diese Seelenverkäufer spielten mit den Gastwirthen, bei denen die Werbung geschah, unter einer Decke. Zuweilen trieben sie ihre boshafte List so weit, daß sie an Deutsche Handwerker und Bauern untergeschobne Briefe von irgend einem Verwandten aus Indien schrieben, worin sie aufgefordert wurden, hin zu kommen und große Güter in Empfang zu nehmen. Ein beigefügtes Stück Reisegeld mußte der

Hände gefallen waren. Man sagte ihnen nämlich jetzt gerade heraus: sie wären verkauft, und möchten sich nur gutwillig in ihr Schicksal finden; alsdann solle ihnen nichts Leides geschehen: verhielten sie sich aber nicht ruhig, so hätten sie die härteste Behandlung zu erwarten. Alles ihr Jammern und Klagen war umsonst. Sie sahen sich übermannt, und mußten sich gefallen lassen, was man mit ihnen vornahm. Man sperrte sie hierauf in einen Keller, in welchem sie unter Angst und Kummer vierzehn Tage zubrachten.

Als das für sie bestimmte Schiff segelfertig war, führte man sie hinein, und gab ihnen sogleich Soldatenmontirung. Die Anker wurden gelichtet, und sie fuhren mit gutem Winde auf Ostindien zu. Bis über die Linie hatten sie eine glückliche Fahrt. Sie waren schon nicht weit mehr von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, als sich auf einmahl ein fürchterlicher Sturm erhob, der sie wieder ein paar hundert Meilen zurücktrieb*). Er legte sich indessen nach und nach, und sie fingen an wieder Muth zu fassen; aber es begegnete ihnen ein neues, noch schrecklicheres Unglück. Sie bemerkten zwei Schiffe, und erkannten sie bald für Seeräuber, von denen sie verfolgt wurden. In dem Holländischen Schiffe befanden sich sechshundert Mann Soldaten und Matrosen; allein die beiden Seeräuber waren stärker: daher mußten jene, des tapfern Widerstandes ungeachtet, doch end-

Betriegerei noch mehr Nachdruck geben. Auf diese Art verließen ganze Familien ihr Vaterland, und eilten nach Holland. Man schiffte sie in Amsterdam ein, und führte sie an ganz unbekannte Küsten, wo sie als Sklaven verkauft wurden.

*) Die Anker lichten? — Bis über die Linie? — Das Vorgebirge der guten Hoffnung?

lich der Gewalt weichen. Die Feinde enterten (befestigten ihre Schiffe mit Haken und Seilen an dem Holländischen), und sprangen in das Schiff. Hundert Mann waren von den Holländern geblieben; die übrigen fünfhundert wurden sogleich in Ketten gelegt und in die Schiffe vertheilt. Man riß ihnen die Kleider vom Leibe, band zwei und zwei zusammen, mit den Händen auf dem Rücken, und nagelte die Stricke an das Schiff. Nur wann sie aßen, ließ man ihnen die eine Hand los.

In diesem Zustande fuhren sie durch die Straße von Gibraltar in das Mittelländische Meer, und kamen nach Tunis. Die Gefangenen erhielten unterweges ziemlich gute Kost, und wurden auch nicht zum Rudern gezwungen. Dies geschah aber nicht etwa aus Mitleiden und Menschlichkeit, sondern aus Gewinnsucht; denn die Absicht war, daß die Gefangenen ein gutes Ansehen behalten sollten, damit man sie desto theurer verkaufen könnte. In Tunis wurden sie dann auch wie das Vieh auf den Markt getrieben, und zum Verkauf ausgestellt. Die Käufer besahen sie von oben bis unten mit eben der Genauigkeit, womit man Ochsen oder Pferde beim Einkauf betrachtet. Sie untersuchten Zunge, Mund und Zähne, ob sie auch rein von Scharbock (der gewöhnlichen Seekrankheit) wären. Dem armen Weishaupt riß Einer die Zunge heraus, und fühlte ihm tief in den Schlund, so daß er viele Tage lang die heftigsten Schmerzen davon empfand. Hierauf peitschte man sie, daß sie springen mußten, um zu sehen, ob sie auch sonst gesund wären *).

*) Die schwarzen Sklaven, welche von Europäern (Engländern z. B.) aus Afrika geholt und in Amerika verkauft

Ein Theil von ihnen wurde hier in Tunis verkauft; die übrigen brachte man wieder zu Schiffe, und führte sie nach Kairo in Aegypten, wo sie abermals auf dem Markte feil geboten wurden. Unter den letzteren war auch Weishaupt, welchen der Kummer über sein Unglück, und die schreckliche Hitze in jenem Lande so sehr angegriffen, daß er auf einige Zeit seinen Verstand verlor. Ein Schlag auf seine Hand, durch den man vermuthlich erfahren wollte, ob er sich bloß verstellte, muß fürchterlich gewesen seyn; denn er trug die Spur davon, eine große Narbe, noch nach seiner Rückkunft in Deutschland an sich. — In Kairo kaufte ein Jude ihn nebst fünf andern Sklaven, unter denen sich auch einer von den zwölf Unglücksgefährten befand, die nach Middelburg waren gelockt worden. Der Jude führte sie zu Lande durch die Wüsteneien Arabiens nach Palästina (oder dem so genannten gelobten Lande), und verkaufte sie alle sechs an einen reichen Türkschen Landmann, der in der Gegend von Kana wohnte. Ihr neuer Herr

werden, behandelt man dort nicht besser, obgleich die Verkäufer und Käufer derselben Christen sind. Man begleitet sie mit großen Parforçe Peitschen auf den Markt, wo sie sich in Reihen stellen müssen. Junge starke Mannspersonen finden am ersten Käufer. Man bezahlt einen solchen Sklaven mit drei- bis sechshundert Gulden. Zuweilen werden sie auch nach dem Gewichte verkauft, das Pfund zu zwei, vier bis sechs Groschen; ja, ein Englischer Pflanzer (Eigenthümer einer Zuckerpflanzung) wog einmal seine Sklavin einem Nachbar gegen dessen fette Sau zu: das Pfund von jener rechneten sie zu $3\frac{1}{2}$ Groschen, das Pfund von dieser zu 2 Groschen. — Sobald ein Sklav erhandelt ist, wird er von seinem neuen Herrn gezeichnet. Man bedient sich dazu eines dünnen silbernen Bleches, das den verzognen Namen vorstellt. Dieses Blech wird heiß gemacht, und der Ort, wo es aufgesetzt werden soll, mit Fett bestrichen. Das Einbrennen geschieht sehr schnell, und das Zeichen vergeht nie wieder.

ließ sie sogleich nackend ausziehen, und gab ihnen nichts als eine schmale Schürze, den Unterleib zu bedecken, und eine Art von blecherner Mütze, nachdem ihnen das Haupthaar glatt abgeschoren worden war. An Fuß und Hand wurden Fesseln gelegt; auch um den Hals bekamen sie einen eisernen, inwendig mit Leder gefutterten Ring. Zwei und zwei schloß man zusammen an eine eiserne Stange, die von Einem zum Andern reichte. Das ganze Eisenwerk, welches jeder tragen mußte, wog ungefähr fünf und zwanzig Pfund.

Dieser Herr hatte hundert Sklaven, und zwei Sklavinnen, welche ihnen das Essen zubereiten mußten. Die gewöhnliche Nahrung bestand aus Wurzeln, abgefallnen Citronen, Pomeranzen und Aprikosen, oft auch nur aus den Schalen von diesen Früchten, welche ihnen gestampft in einem Troge vorgeschüttet wurden. Wann es hoch her ging, bekamen sie Fleisch und Kaldaunen von Kühen, Schafen und Ziegen, auch wohl gekochten Reiß, der aber von Würmern wimmelte. Diese Speisen mußten sie ohne Messer, Gabel und Löffel mit der Hand herausnehmen. Als indeß Weishaupt einmal einen Schaden an der Hand bekam, gab man ihm einen hölzernen Löffel, den er zum Andenken mit nach Deutschland brachte. — Nach dem Essen wurden sie an das Wasser geführt, wo sie sich auf den Bauch niederlegen und so trinken mußten.

Ihre Arbeit bestand größten Theils im Pflugziehen. Zwölf Sklaven wurden an den Pflug gespannt, den ein Renegat *) regierte. Sie bekamen eine Kette über das

*) Renegat heißt ein gewesener Christ, welcher die Mahomedanische Religion angenommen hat. Wenn in Ma-

Knie, und um die Brust Sielenzeug, wie die Pferde. Ein Türke ging neben ihnen her, und peitschte sie unbarmherzig auf den nackenden Leib, wenn sie etwa nicht rasch genug zogen. Der Acker wird in jenen Gegenden nicht in die Länge gepflügt, sondern in die Runde, so daß sie mit dem Pfluge niemals umwenden durften. Man bauet vornämlich Reiß, Türkischen Weizen (Mais) und Toback. — Nichts war ihnen beschwerlicher, als die entsetzliche Hitze, die sie ausstehen mußten. Wann sie keine Feldarbeit mehr zu verrichten hatten, so wurden sechzehn an einen Wagen gespannt, und mußten Steine und dergleichen herbeifahren. Des Abends brachte man sie in eine Art von Stall mit Luftlöchern. Inwendig hatte man rings herum an den Wänden eine starke Kette gezogen, an welche sie angeschlossen wurden, und die so eingerichtet war, daß wenn sich Einer niederlegen wollte, die Andern alle sich auch legen mußten; und eben so mußten sie auch alle zugleich aufstehen. Hier lagen sie dann mit dem nackenden Leibe auf der bloßen Erde; denn ordentliches Stroh zum Streumachen giebt es dort nicht, weil unsre Getreidearten daselbst nicht gebauet werden: es würde aber auch wegen der Skorpionen, die sich darin verkriechen und nisten könnten, gefährlich seyn. Freitags *) hatten sie Ruhe; doch führte man sie gewöhnlich des Nachmittags aus, damit ihnen die Füße nicht steif werden sollten.

Unter diesen Umständen war es gleichsam ein Wunder, daß **Weishaupt**, der einen schwächlichen Körper

homedanischen Ländern ein Sklav sich zu dieser Religion bekennt, so wird er frei.

*) Dieser Tag wird von den Türken, wie bei uns der Sonntag, gefeiert.

hatte, am Leben blieb. Von seinen fünf Kameraden, die mit ihm zugleich hierher gebracht worden waren, starben gleich im ersten Jahre vier. So wie ein Sklav schwach und krank ward, und man an seinem Aufkommen zweifelte, schlug man ihn vollends todt, schleppte ihn aufs Feld, und überließ ihn den wilden Thieren und Raubvögeln zur Beute *). Weishaupt und ein andrer Deutscher, aus dem Münsterschen gebürtig, überstanden alles Ungemach, so unerträglich es ihnen auch Anfangs schien. Das Eisen am Fuße hatte so tief eingeschnitten, daß Weishaupt noch in Deutschland an der Wunde heilen mußte. Am grausamsten wurden sie von den Renegaten behandelt, welche sich dadurch das Ansehen recht eifriger Mahomedaner zu geben suchten. Man nannte die Sklaven nicht mit Menschen-, sondern mit Pferde-Namen, z. B. Weishaupt hieß Kerau, d. i. Rappe. In großen Höfen braucht man Sklaven zur Bewachung der Thore, die sie öffnen und verschließen müssen. Zu dem Ende haben sie dicht an dem Thore eine Art von Hundehütte, worin sie nackt an Ketten liegen. —

Neun Jahre lang hatte Weishaupt dies Elend erduldet, und das zehnte war mit gleich traurigen Aussichten angefangen, als er eines Tages nebst allen seinen

*) Die gemeinen abergläubischen Mahomedaner fürchten, daß ihr Land durch das Begräbniß eines Ungläubigen, d. i. eines Christen, entweihet werde. Als eine gewisse Gräfin von Burke an der Küste von Algier scheiterte, und ertrank, zogen die Mohren sie ans Land, und plünderten sie, gaben aber nicht zu, daß ihre Bedienten, welche sich durch Schwimmen gerettet hatten, ihren Leichnam begraben durften. Sie blieb unter freiem Himmel liegen, und die Mohrenkinder übten sich, mit Steinen aus der Ferne nach ihr zu werfen, weil der vom Wasser aufgeschwollene Leib einen dumpfen Laut von sich gab, und sie hieran Vergnügen fanden.

Mitsklaven zu einer ungewöhnlichen Zeit vom Felde nach Hause gerufen wurde. Sie fanden dort ihren Herrn in Gesellschaft eines Christen, welcher das Ansehen eines Kaufmanns hatte. Dieser fragte Einen nach dem Andern um seinen Namen und sein Vaterland. Als die Reihe an Weishaupt kam, und dieser seinen Namen und seine Vaterstadt nannte, bemerkte er an dem Fremden eine besondre Rührung. Ich bin auch in Liegnitz gewesen, sagte dieser, auf der dasigen Ritter-Akademie, und dein Name kommt mir auch sehr bekannt vor.

Man denke sich das Entzücken des armen Weishaupt, als er nun aus allen Umständen wahrnahm, daß dieser Mann, der ihm ein Engel vom Himmel schien, gekommen war, Ihn los zu kaufen. Eben dies Glück hatten noch fünf andere Sklaven, die sämmtlich Deutsche, und unter allen die ältesten und schwächsten waren. Sie hörten nachher, ihr großmüthiger Erretter habe für einen Jeden von ihnen sechs hundert Gulden Lösegeld geben müssen.

Als ihnen ihre Freiheit angekündigt wurde, dankten sie Gott auf ihren Knieen mit Freudenthränen, daß er sie in ihrer harten Sklaverei nicht hatte unterliegen lassen, und daß er sie jetzt durch den wohlthätigen Menschenfreund daraus befreiete. Aber mitten in der Freude über ihre Errettung hätte ihnen das Herz vor Wehmuth brechen mögen, da sie den Jammer und das Wehklagen der Unglücklichen hörten, welche noch in der Sklaverei zurückblieben, und nun wieder an ihre Arbeit geführt wurden. Auf ihre barbarischen Aufseher hingegen machte dies nicht den geringsten Eindruck; sie schlugen und peitschten vielmehr die bedauernswürdigen Leute aufs unmenschlichste.

Die Befreieten bekamen sogleich Kleidung, und wurden mit vieler Vorsicht zu anderer und besserer Kost gewöhnt. Auch lernten sie nun ihren edlen Befreier näher kennen. Er war eigentlich ein Malteser-Ritter*), und hatte sich nur in einen Kaufmann verkleidet. Auf seiner Reise war er auch in die Gegend von Kana gekommen, und hatte mehrere Tage hinter einander das Elend der Sklaven angesehen. Endlich konnte er nicht länger unthätig bleiben; er fühlte sich gedrungen, etwas von seinem Vermögen aufzuopfern, um wenigstens einige von diesen Leuten zu befreien. — Bis nach Malta begleiteten sie ihren Wohlthäter; von da ließ er sie auf seine Kosten nach Amsterdam bringen, wo Jeder noch etliche und zwanzig Gulden zur Fortsetzung der Reise nach Deutschland bekam. Weishaupt langte zwar glücklich in seiner Vaterstadt an, starb aber vierzehn Tage darnach, vermuthlich, weil die große Veränderung seiner Glücksumstände allzu heftig auf seinen Körper gewirkt hatte.

*) Der Ordensmeister dieser Ritter hat seinen Sitz †) auf der Insel Malta; daher der Name. Was den Ursprung, Zweck und die Geschichte des Ordens anbetrifft, interessiirt Kinder noch nicht.

†) hatte ehemals seinen Sitz. Anm. z. zweiten Ausg.

Von Bauchrednern.

Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne.

V. Ich las gestern in einem öffentlichen Blatte *) die Anfrage: ob es denn wirklich jemals Bauchredner gegeben habe. — Hast du wohl das Wort schon gehört?

S. In meinem Leben nicht, lieber Vater. Das ist ja aber kurios; kann man denn auch mit dem Bauche reden?

V. Eben das wird gefragt. Und was meinst du? Sollte es wohl möglich seyn?

S. Ich weiß nicht. Doch scheint es mir fast nicht so; denn der Bauch hat ja kein Maul.

V. Keinen Mund, willst du sagen. Du hast Recht. Zum Reden sind Werkzeuge nöthig, welche sich nur in den oberen Theilen des menschlichen Körpers befinden. In dem Bauche hat man noch nie dergleichen entdeckt.

S. Also giebt es keine Bauchredner? wie ist man denn aber darauf gekommen, so etwas zu erdichten?

V. Gerade eben so, wie man Zauberei, Gespensterscheinungen, und ähnliche Undinge erdichtet hat. Man konnte sich gewisse Wirkungen nicht aus ihren natürlichen Ursachen erklären, und nun verfiel man auf übernatürliche, oder auch auf unnatürliche Ursachen. Mit dem Bauche reden, ist unnatürlich, ist der natürlichen Ein-

*) Im Reichs-Anzeiger. Jahrg. 1797. N. 53.

richtung und dem Bau unseres Körpers ganz zuwider. Es gab aber schon in alten Zeiten Personen, welche die Geschicklichkeit besaßen, ihre Stimme so zu lenken, daß es schien, als ob die Worte unten aus dem Bauche kämen; ja, sie trieben ihre Kunst so weit, daß die Umstehenden glaubten, die Stimme käme in einer Entfernung von einigen hundert Fuß, bald aus der Luft, bald aus der Erde und aus tiefen Abgründen.

S. Die Kunst möchte ich selbst wohl können! Ich wollte mir manchen Spaß damit machen.

V. Daß du sie bloß zu scherzhaften Neckereien gebrauchen würdest, will ich gern glauben; aber meinst du nicht, daß sie höchst gefährlich werden kann, wenn ein listiger und schlechtgesinnter Mensch sie versteht?

S. Wie so? kann man denn Jemanden damit schaden? Ich denke, das ist nur zum Lachen, wann solche Kunststückchen gemacht werden.

V. Ja, wer sie für das hält, was sie wirklich sind, der lacht darüber, oder bewundert höchstens die Fähigkeiten und Kräfte des Menschen. Allein gesetzt, ein so genannter Bauchredner verheimlicht und verschweigt seine Kunst, und übt sie dann unter einem Haufen unwissender Leute aus: wird er diese nicht leicht überreden, daß die aus der Ferne erschallende Stimme von Geistern oder gar von Gott selbst komme? —

S. Und warum sollte er das thun? Was könnte es ihm denn nützen?

V. Viel! Sehr viel! — Doch, das begreifst du noch nicht. Wahrscheinlich ist aber dieser Betrug ehemals häufig genug gespielt worden.

S. Kann man denn wohl die Bauchredekunst lernen?

V. Warum nicht? Wenn es eine Kunst ist, so muß sie ja wohl gelernt werden können. Man sagt, durch fleißige Uebung sei sie in acht Tagen zu erlernen.

S. Ei, wenn ich doch wüßte, wie man es machen muß; ich wollte mich wohl vier Wochen lang alle Tage üben.

V. Im Grunde, mein Sohn, ist diese Kunst nicht mehr werth, als Taschenspielerei. Du kannst deinen Fleiß auf etwas Nützlicheres verwenden. Ueberdies gehört auch eine Stärke der Brust dazu, die man vor dem zwanzigsten Jahre nicht erlangt.

S. Ich möchte gar zu gern einmal einen Bauchredner sehen. Bemerkt man denn nicht, daß seine Worte aus dem Munde kommen?

V. Er kann sprechen, wie jeder andre Mensch; wenn er aber seine Geschicklichkeit zeigen will, so öffnet er weder den Mund, noch bewegt er die Lippen. Er bildet die Worte inwendig mit der Zunge; und durch Zusammenziehung der Muskeln des Schlundes weiß er die Stimme so zu lenken, daß es scheint, als wäre er gar nicht der Sprechende.

S. Wunderbar! — Sie haben wohl schon einen gesehen, lieber Vater?

V. Gesehen nicht, aber gelesen habe ich von zweien, welche vor ungefähr dreißig Jahren lebten, und ihre Kunst bloß zum Vergnügen ausübten.

S. Die mögen rechte Späße gemacht haben! — Wissen Sie nicht einige davon?

V. O ja. Ich kann dir ein Paar erzählen. Der eine so genannte Bauchredner (denn du weißt schon, daß dieses Wort nicht eigentlich zu verstehen ist) war

ein Krämer, in der Nachbarschaft von Paris, mit Namen Gille. Er hielt seine Kunst so wenig geheim, daß er vor einer öffentlichen Versammlung der größten Gelehrten in Paris Proben davon ablegte, und auf alle Fragen, die man deshalb an ihn that, ohne Zurückhaltung antwortete. Du kannst denken, daß er auch häufigen Zuspruch von Neugierigen in seinem Hause gehabt haben wird, daß er aber nicht einen jeden hat befriedigen können; denn wo wäre die Zeit dazu hergekommen?

S. Ich wüßte wohl, was ich an seiner Stelle gethan hätte. Ich hätte mir es tüchtig bezahlen lassen; und da möchten immerhin viele gekommen seyn: desto geschwinder wäre ich reich geworden.

V. Ein edeldenkender Mann, mein Sohn, der sich durch irgend ein gemeinnütziges Gewerbe nähren kann, schämt sich, so etwas für Geld zu thun. Möchtest du doch diesen Sinn auch haben! — Wann ein guter Freund, oder Jemand, der ihm durch gute Freunde empfohlen war, zu ihm kam, so weigerte er sich nicht, ihm das Vergnügen zu machen. Auch Gelehrte, die Beobachtungen über diese Kunst anstellen wollten, nahm er freundlich auf. So ersuchte ihn ein gewisser Abt, Herr Chapelle, um die Gefälligkeit, ihm einige Proben seiner Kunst zu geben, und er war sogleich bereit dazu. Gille führte ihn in seine Stube, ließ ihn bei einem Kaminfeuer sich niedersetzen, und sezt sich selbst ihm gerade gegenüber. Der Abt richtete seine Augen unverwandt auf Herrn Gille, und dieser erzählte ihm wohl eine halbe Stunde lang allerlei lustige Geschichten, welche seine Kunst veranlaßt hatte. Mit einemmale hörte der

Abt sich bei seinem Namen rufen, und zwar von einer Stimme, die von dem Dache eines gegenüber stehenden Hauses zu kommen schien. Er erstaunte, und fragte Herrn Gille, ob er ihm nicht eben jetzt eine Probe von seiner Kunst gegeben habe? bekam aber nur ein Lächeln zur Antwort. Indem der Abt nach dem Hause wies, von welchem die Stimme hergekommen zu seyn schien, erstaunte er noch mehr, als er sich antworten hörte: von daher nicht. Dem Anscheine nach kam jetzt dieselbe Stimme aus einer Ecke des Zimmers, und so spielte sie auch nachher gleichsam rund um ihn herum, und schien aus der Ferne, bald von oben, bald von unten zu kommen. Obgleich der Abt wohl wußte, daß es Herrn Gille's Stimme war, so sah er sich doch vollkommen getäuscht, und bemerkte nicht die geringste Veränderung in dem Gesichte dieses Mannes. Doch ward er gewahr, daß derselbe sich Mühe gab, nur eine Seite seines Gesichtes sehen zu lassen, wann er als Bauchredner sprach.

Der Abt war sehr zufrieden mit dem, was er jetzt gesehen und gehört hatte, dankte Herrn Gille für seine Gefälligkeit, und empfahl sich. Als er nach Paris zurückgekommen war, besuchte ihn ein Freund, und lud ihn auf den folgenden Tag zu einem Gastmale ein, welches er einer Verwandtin zu Ehren geben wollte. Diese Dame war erst vor Kurzem aus England gekommen, um einmal ihre Freunde zu besuchen, die sie seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Sie wußte noch nichts von dem Bauchredner, und der Abt schlug also seinem Freunde vor, ihr mit dessen Kunst ein unerwartetes Vergnügen zu machen. Dieser Vorschlag wurde angenommen; man bat Herrn Gille zu Gaste, und verabredete mit ihm,

was

was für eine Rolle er bei Tische spielen sollte. Die ganze übrige Gesellschaft wurde ebenfalls davon unterrichtet, nur die Dame nicht. Dieser sagte man, als eine Neuigkeit, es halte sich seit einiger Zeit in einem kleinen Wäldchen nahe bei der Stadt ein Luftgeist auf, welcher öfters selbst am hellen Mittage seine Stimme hören lasse. Die Dame nahm dies für Scherz, und achtete nicht viel darauf; man wiederholte es aber sehr ernsthaft, und fragte sie, ob sie wohl Muth genug hätte, den Geist zu hören. Sie versicherte lächelnd, den Umgang mit guten Geistern scheue sie gar nicht, und es würde ihr angenehm seyn, diesen kennen zu lernen. Nun wurde beschlossen, die Mittagsmahlzeit in dem Wäldchen zu verzehren, wozu man auch schon vorher die nöthigen Anstalten gemacht hatte. Um die Dame noch mehr zu überraschen, hatte ihr Verwandter Herrn Gille einige besondre Familien-Umstände entdeckt, von denen er Gebrauch machen sollte.

Schon unterweges täuschte Herr Gille die Gesellschaft auf die vollständigste Art. Die Mannspersonen waren vor der Stadt aus dem Wagen gestiegen, und gingen zu Fuß; die Wirthin aber und die fremde Dame fuhren gemächlich voran. Der Wagen mochte ungefähr funfzig Schritte von den Fußgängern entfernt seyn, als einer der letztern sich bei seinem Namen rufen hörte, mit den Worten: „kommen Sie doch gütigst auf einen Augenblick hierher!" Alle glaubten, das Frauenzimmer im Wagen habe gerufen; denn die Stimme schien von daher zu schallen, und der Gerufene fing auch schon an, demselben nachzueilen. Herr Gille aber hielt ihn zurück, und sagte lächelnd: er habe nur einen Versuch machen

wollen, ob er seiner Kunst noch mächtig sey. So groß war die Täuschung, daß selbst diejenigen hintergangen wurden, welche um das Geheimniß wußten!

Als die Gesellschaft an Ort und Stelle gekommen war, und sich zu Tische gesetzt hatte, sprach man von nichts, als von der wunderbaren Erscheinung, und wartete begierig, ob der Geist sich bald würde hören lassen. Dieser zögerte auch nicht lange; er bewillkommte die Dame von dem Gipfel eines Baumes herunter mit einem artigen Kompliment. Die Dame lachte, und bedankte sich, und Alles sah nach dem Baume hinauf, von dem die Stimme her zu kommen schien, weil die Dame zu verstehen gab, es würde sich wohl Jemand da oben versteckt haben, der diesen Spaß machte. Allein gleich darnach redete die Stimme hinter ihr; und als sie sich umsah, erscholl eine Frage dicht vor ihren Füßen unter dem Tische zu ihr herauf. Nun ward sie ernsthaft, und in ihrem Gesichte zeigte sich Bestürzung und Erstaunen, wovon auch die ganze Tischgesellschaft ergriffen zu seyn schien. Ihre Verwirrung nahm zu, als der vermeinte Geist auf allerlei Familiengeheimnisse anspielte, die außer ihr nur der Wirth, ihr Verwandter, wissen konnte. So wurde sie eine lange Weile geneckt, bis man endlich besorgte, das Spiel möchte nachtheilige Folgen für sie haben. Man entdeckte ihr also das Geheimniß; diese natürliche Erklärung war ihr aber nicht so glaublich, und schien ihr weniger zu gefallen, als das vorgegebene Wunder von einem Luftgeiste. Nur das einstimmige Zeugniß der Gesellschaft, und wiederholte Proben des Herrn Gille selbst brachten sie zur Ueberzeugung von der wahren Beschaffenheit der Sache.

S. Aber, lieber Vater, wenn sie es ihr doch nicht gleich gesagt hätten! Sie wird sich ja nicht so sehr gefürchtet haben, da sie hier in großer Gesellschaft war! Und was hätte es ihr denn sonst schaden können?

V. Mit solchen Dingen, mein Sohn, muß man den Spaß nicht zu weit treiben. Es hat nicht selten eine traurige Wirkung auf das Gemüth, wenn man Jemanden in Ernst glauben läßt, er höre oder sehe einen Geist. Von mehreren Beispielen will ich dir nur Eins anführen. Auf einem Schiffe, welches im Hafen zu Cadix vor Anker lag, befanden sich unter andern zwei Engländer, von denen der eine Walker, der andre Burnet hieß. Diese stritten einmal freundschaftlich über die Möglichkeit der Geistererscheinungen. Walker leugnete sie, und Burnet widersprach ihm; keiner aber wollte dem andern nachgeben. Hierauf nahm sich Burnet in der Stille vor, seinen Freund auf eine lustige Art zum Geständnisse zu bringen, daß er im Herzen doch solche Erscheinungen glaube, oder wenigstens dadurch in Furcht zu setzen sey. Am folgenden Tage stand Burnet mit Walker und vielen Officieren auf dem Verdecke des Schiffes, wo sie sich mit einander von der Kunst zu schwimmen unterhielten. Burnet, welcher für den geschicktesten Schwimmer gehalten wurde, bot ihnen eine Wette an. Er versprach, von dem Schiffe ins Wasser zu springen, gleich unterzutauchen, und so unter dem Wasser bis zu einem (in ziemlicher Entfernung davon liegenden) Boote zu schwimmen, bei demselben plötzlich aus dem Wasser hervorzukommen, und die darin befindlichen Leute zu erschrecken. Die Wette wurde eingegangen; Burnet zog sein Schwimmkleid an,

sprang ins Wasser, tauchte unter, und verlor sich ganz aus dem Gesichte der Zuschauer. Alle, die im Schiffe waren, drängten sich vorwärts, und sahen mit unverwandten Blicken nach dem Boote hin, wo er hervorspringen sollte; allein sie warteten vergebens, er kam nicht wieder zum Vorschein, und man schloß daraus, er müsse ertrunken seyn. Jedermann gerieth darüber in die äußerste Unruhe und Betrübniß, besonders diejenigen, welche mit ihm gewettet hatten, und sich nun die Schuld dieses Unglücks zuschrieben. Unterdessen daß man hier seinen Tod beklagte, lag Burnet in einem verborgnen Winkel des Schiffes in sichrer Ruhe. Er war nämlich um das Schiff herum geschwommen, und auf der entgegengesetzten Seite unbemerkt hinein gestiegen, während die Sch ffsleute auf der andern standen, und nach dem Boote hinsahen. In seines Freundes Schlafrock eingewickelt hielt er sich die übrige Zeit des Tages und den ganzen Abend in seinem Schlupfwinkel still, und hörte die Klagen über sein trauriges Schicksal mit inniger Zufriedenheit an. Gegen Mitternacht, als Walker sich zu Bette gelegt hatte, schlich Burnet leise hervor, öffnete dessen Kammer, und trat hinein. Walker war noch nicht eingeschlafen, und sah also Burnets Gestalt langsam auf sich zu kommen. Er erschrak, daß ihm alle Gebeine zitterten; doch faßte er sich wieder, und rief laut: wer seyd Ihr? — Auf diesen Ruf eilte ein Matrose, der noch nicht zu Bette war, und welcher glaubte, daß Herr Walker von Dieben überfallen wäre, mit einem Lichte aus der Nebenkammer herbei, stürzte aber zu Boden, ohne einen Laut von sich zu geben, als er Herrn Burnet erblickte, den er für den abgeschiedenen

Geist desselben hielt. Nun ward **Burnet** selbst bange, und lief nach einem Glase Spiritus, das, wie er wußte, im Fenster stand, und hielt es dem ohnmächtigen Menschen unter die Nase. Dieser Umstand brachte auch Herrn **Walker** zur Besinnung; er erkannte seinen Freund, der ihm jetzt in der Kürze die Begebenheit aufklärte. Beide bemüheten sich dann gemeinschaftlich, dem armen Matrosen zu helfen. Es gelang ihnen zwar in so fern, daß er nach und nach wieder aus seiner Ohnmacht erwachte; aber er blieb von der Stund' an Zeitlebens verrückt.

S. Der Spaß war freilich nicht gut.

V. Etwas Aehnliches hätte der Dame begegnen können, die einen Geist zu hören glaubte, wenn sie nicht bei Zeiten eines Bessern wäre belehrt worden. — Herr **Gille** aber wußte bei seinen Scherzen immer das rechte Maaß zu halten, und hatte meistens auch den lobenswürdigen Zweck, die Menschen dadurch von gewissen Vorurtheilen oder Fehlern zu befreien. Hier sind ein Paar Beispiele der Art. Herr **Gille** machte eine kleine Reise, und wurde unterweges von einem Gewitter überfallen. Da er in der Nähe keine andre Zuflucht sah, so kehrte er in ein Kloster ein. Er fand es gerade in tiefer Trauer, weil vor Kurzem ein Mitglied gestorben war, von dem alle mit der größten Hochachtung sprachen, und sehr bedauerten, daß sie dessen angenehmen und lehrreichen Umgang nicht mehr genießen könnten. Zum Zeitvertreibe ging Herr **Gille** in Begleitung einiger Mönche in der Klosterkirche herum, wo man ihm auch das Grab des verstorbenen Mitbruders zeigte, und aufs neue in Klagen über seinen Tod ausbrach. Mit

einemmale ließ sich eine Stimme vom Chore herab hören, welche den Brüdern Nachlässigkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten, zu beten und zu singen, vorwarf. Die Mönche konnten vor Erstaunen und Entsetzen erst kein Wort vorbringen; als sie sich aber wieder erholt hatten, beschlossen sie, diese sonderbare und für ihre ganze Gesellschaft wichtige Begebenheit den übrigen Mitgliedern zu berichten. Herr Gille sagte, man würde sie für Schwärmer halten, und ihnen keinen Glauben beimessen; sie möchten also lieber die Brüderschaft in der Kirche zusammen kommen lassen; es könnte seyn, daß der Geist in ihrer Aller Gegenwart seinen Tadel wiederholte. Man befolgte seinen Rath, und holte alle Mitglieder des Klosters, vom Prior an bis zu den untersten Bedienten, herbei. Sie waren kaum einige Minuten beisammen, so erscholl die Stimme abermals, und wiederholte die Vorwürfe noch nachdrücklicher. Da fielen alle auf ihr Angesicht nieder, und gelobten auf der Stelle, zu thun, was sie sollten; auch fingen sie sogleich an zu singen. Während der Pausen zwischen einigen Versen gab der vermeinte Geist seine Zufriedenheit zu erkennen. Nach Endigung des Gesanges nahm der Prior Herrn Gille bei Seite, und sagte mit ernsthafter Miene, er wäre nun selbst Zeuge dieses außerordentlichen Vorfalles gewesen, und könnte am besten durch sein Zeugniß die ungläubigen Neuerer zum Schweigen bringen, welche von Geistererscheinungen nichts wissen wollten. Jetzt glaubte Herr Gille, es sei hohe Zeit, die Leute aus ihrem Irrthume zu ziehen. Allein er fand mit seiner Aufklärung von allen Seiten Widerspruch, und nur erst, als er noch verschiedene Proben von seiner Kunst gegeben hatte,

ließen sich Einige überzeugen, und schienen sich über die wunderbare Täuschung zu freuen.

S. Die Meisten werden sich wohl geärgert haben, daß sie so sind angeführt worden, und daß sie eines lustigen Einfalls wegen so andächtig haben singen müssen.

V. Wohl möglich; aber um so mehr werden sie sich künftig gehütet haben, in solchen Fällen leichtgläubig zu seyn.

Nicht immer entdeckte jedoch Herr Gille das Geheimniß, wann er Gebrauch von seiner Geschicklichkeit gemacht hatte. Er ging einmal gegen Abend in Gesellschaft einiger guten Freunde spaziren. Da fand sich ein junger Officier zu ihnen, den man wegen seiner übertriebnen Großpralerei nirgends gern leiden mochte. Als sie ihn von fern auf sich zu kommen sahen, baten die Uebrigen Herrn Gille, er möchte doch versuchen, ob er diesen Thoren vermittelst seiner Kunst ein wenig beschämen und bessern könnte. Dies war um so leichter auszuführen, da der Officier Herrn Gille nicht kannte, und von dessen besondrer Kunst auch nichts wußte. Der Officier ging eine Strecke mit ihnen, und man sprach von gleichgültigen Dingen. Auf einmal hörten sie seitwärts in einiger Entfernung ganz deutlich die Worte: „man weiß nicht immer den Degen zu gebrauchen, den man trägt." Die Gesellschaft stutzte, die Andern nur zum Schein, der Officier aber in Ernst. Da dieser hier der einzige war, der einen Degen trug, so konnte auch kein Anderer den Spott auf sich deuten; er trat daher einige Schritte vor, und rief mit drohender Geberde: wer ist der Schurke, der dort spricht? — Seine Begleiter suchten ihn zu beruhigen, und sagten, es sey

vielleicht ein muthwilliger Bube, der sich hinter einem Baume versteckt habe, und ihn necken wolle, ein verständiger Mann müsse aber solche Ausbrüche des Muthwillens gelassen ertragen. Doch es half kein Zureden; er fuhr fort zu schimpfen und zu fluchen, und schwor, wann er den Kerl in seine Hände bekäme, so wollte er ihn in Kochstücke zerhauen. „Ein großes Maul ist kein Beweis von Herzhaftigkeit," erscholl jetzt aufs neue von einer andern Seite her. Der Officier ward wüthend, drückte seinen großen Hut tief in die Stirn, und legte die rechte Hand an das Gefäß seines Degens, als ob er ihn ziehen wollte. Die Gesellschaft hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken; man bat ihn indeß noch immer ganz ernsthaft, er möchte sich mäßigen; sein Zorn könne zu nichts helfen: denn der Spötter werde sich wahrscheinlich sicher genug wissen; sonst würde er es nicht wagen, einen tapfern Officier zum Besten zu haben.

Ungefähr zwanzig Schritte vor ihnen stand nicht weit vom Wege ein Baum, und an dem Fuße desselben ein dickes Gebüsch. Es fing schon an etwas dunkel zu werden, und der Officier richtete sein Augenmerk besonders auf diesen Strauch, weil er zu glauben schien, daß sein Feind darin verborgen sey. Herr Gille benutzte dies, und ließ die Stimme gerade aus dem Gebüsche hervorkommen. Sie rief: „vor deiner trotzigen Stellung fürchtet man sich auch nicht." — Nun war das hitzige Männchen nicht mehr zu halten; es rannte mit gezogenem Degen nach dem Strauche hin, und stach blindlings hinein, und siehe! da sprang ein erschrockner Hase hervor und setzte quer über das Feld weg. Die Gesellschaft erhob ein schallendes Gelächter, und oben aus

dem Gipfel des Baumes ließ sich noch einmal die Stimme hören: „das ist der Feind, den deine Tapferkeit in die Flucht schlagen kann.“ Der arme Mensch schäumte vor Zorn; denn er glaubte fest, daß hier Jemand verborgen sey, der ihn vor der Gesellschaft beschimpfen wolle. Herr Gille hatte endlich Mitleiden mit ihm, und ließ dabei bewenden, ohne seine Galle noch ferner zu reitzen. Sie beschlossen, nach Hause zurückzukehren, da es ohnehin schon spät war, und Alle bemüheten sich, den aufgebrachten Officier zu besänftigen. Als er etwas ruhiger geworden zu seyn schien, gab ihm ein alter ehrwürdiger Mann aus der Gesellschaft auf eine feine Art zu verstehen, es müsse doch irgend ein Anlaß zu diesem beleidigenden Spotte vorhanden seyn, und rieth ihm freundschaftlich, solchen Anlaß lieber zu vermeiden. Wirklich soll der Officier auch von der Zeit an bescheidner in seinen Reden und Manieren geworden seyn.

S. Das war ein hübsches Stückchen von Herrn Gille. Der Mann gefällt mir. — Aber Sie erwähnten ja wohl noch eines andern Bauchredners? Wissen Sie nicht von dem auch etwas zu erzählen, lieber Vater?

V. Ja. Es war — oder ist, denn er lebte noch im Jahre 1775 — ein Baron von Mengden, Oberstlieutenant in Kaiserlichen Diensten, der sich lange Zeit in Wien aufhielt. Er wird gerühmt als ein Herr von vielem Verstande und großen Einsichten; vornämlich soll er auch dieser Kunst in einem hohen Grade mächtig gewesen seyn. Der Bau seiner Sprachwerkzeuge hatte, wie er seinen Freunden sagte, von Natur etwas Eigenes, und eine besondre Fähigkeit, die Luft lange

in der Brust verschlossen zu halten, und Worte mit der Zunge zu bilden, ohne im geringsten die Lippen bewegen zu dürfen. Als er dies an sich bemerkte, übte er sich zu seinem Vergnügen, und lernte diese Kunst von selbst, ohne Anweisung und ohne Regeln. Dann ließ er sich eine Puppe machen, welche vermittelst eines leisen Drukkes auf den Kopf den Mund öffnete, und die Lippen unaufhörlich bewegte, als ob sie plapperte. Wann der Baron nun eine Gesellschaft belustigen wollte, so hielt er mit dieser Puppe ein Gespräch. Die Täuschung war um so größer, weil er die Stimme nicht nur so lenkte, daß sie von der Puppe zu kommen schien, sondern weil diese auch die Lippen bewegte. Gewöhnlich zankten sie sich mit einander auf eine scherzhafte Art, und machten sich allerlei Vorwürfe. Zuletzt ward dann die Puppe so unverschämt, daß ihr Herr sie drohend in die Tasche steckte, von wo aus sie noch eine Zeitlang murrete, und sich gegen die Gesellschaft über ihre harte Gefangenschaft bitterlich beklagte.

Einmal reisete der Baron nach Baireuth, und wurde den Tag nach seiner Ankunft von dem damals regierenden Markgrafen zur Tafel eingeladen. Hier kannte man seine Geschicklichkeit noch nicht; er nahm also die Puppe mit an den Hof, und setzte durch sein Spiel alle gegenwärtige Personen in Erstaunen und Verwunderung, da niemand wußte, wie es zuging. Ein Irländischer Officier, welcher neben ihm saß, und alles sehr genau hören und sehen konnte, versicherte hoch und theuer, die Puppe müsse entweder ein lebendiges vernünftiges Geschöpf seyn, oder der Teufel sitze darin. Um hinter die Sache zu kommen, wollte der Officier

die Puppe, nachdem der Baron sie wieder in die Tasche gesteckt hatte, heimlich heraus holen und untersuchen. Schon war er mit seiner Hand in des Barons Tasche. Aber dieser merkte es; und nun fing die Puppe an, aus Leibeskräften zu schreien: Hülfe! Hülfe! ein Dieb! ein Dieb! Der erschrockene Officier zog seine Hand schnell zurück, und machte Miene, aufzustehen, weil er in Ernst glaubte, dem Teufel allzunahe zu seyn. Dies bewog endlich den Baron, die Puppe vorzuzeigen und aus einander zu legen, da dann Jeder sehen konnte, daß sie nichts als Holz war. Zugleich entdeckte er sein Geheimniß der Bauchrede-Kunst, und legte davon noch einige Proben ab, um alle zu überzeugen, daß es sich wirklich so verhalte, und daß nichts Uebernatürliches dabei im Spiele sey.

S. Allerliebst! So ungefähr, meinte ich, wollte ich es auch machen, wenn ich diese Kunst verstände. Ich würde Niemanden schaden, und immer nur belustigen, wo es eine schickliche Gelegenheit gäbe.

V. Jetzt wirst du aber auch einsehen, wie gefährlich ein Mensch werden kann, welcher diese Kunst ausübt, ohne sie zu entdecken, und wie vielerlei wirklicher Betrug sich damit spielen läßt. Dies ist auch die Absicht, warum ich dir die Geschichtchen erzählt habe. Du sollst dich nämlich immer mehr von der Wahrheit überzeugen, daß alles, was geschieht, natürlich zugeht, so groß auch zuweilen der Schein seyn mag, als ob Geister und dergleichen, mit Einem Worte, als ob übernatürliche Kräfte unmittelbar wirkten.

Von der Geschicklichkeit des Menschen, Thiere abzurichten, sie zu bändigen und zu bezwingen.

Einige Gattungen von Thieren sind von Natur gelehrig. Der Affe ahmt freiwillig nach, was er Menschen thun sieht; der Hund nimmt hingeworfne Sachen auf, und bringt sie seinem Herrn oft ungeheißen, und ehe man ihn dazu abgerichtet hat; der Hänfling lernt im Käfich fremde Töne, wenn sie ihm auch nicht absichtlich vorgepfiffen werden. Solche Thiere lassen sich zu gewissen Dingen leicht abrichten, und man bewundert ihre Künste nicht sehr, weil sie zu gemein sind. Aber wenn Thiere, bei denen man sonst keine natürliche Fähigkeit dazu bemerkt, etwas lernen, oder wenn sie etwas zu thun und zu lassen gewöhnt werden, was ihrer Natur ganz entgegen zu seyn scheint; dann erstaunt man mit Recht über die Geschicklichkeit des Lehrmeisters sowohl, als über die außerordentliche Gelehrigkeit der thierischen Natur.

Zu den in der ersten Hälfte des Elementarbuches oder der neuen Bilder-Fibel (S. 98 und 100) angeführten Beispielen füge ich hier noch einige hinzu.

Im Jahre 1772 kam ein gewisser Herr Roman aus Paris nach England mit einer so genannten Vögel-Akademie, und ließ sie daselbst ihre Künste zeigen. Es waren einige Hänflinge, Stieglitze und Kanarienvögel, welche sehr bewundernswürdige Stücke machten. Der

eine Vogel fiel auf ein Wort seines Herrn (dem Anscheine nach) todt nieder, und ließ sich dann beim Schwanze, beim Fuße, beim Kopf in die Höhe ziehen, und alles mit sich vornehmen, ohne das mindeste Zeichen des Lebens von sich zu geben, bis der Herr ihm wieder erlaubte aufzuwachen *). Ein anderer stellte sich nach Kommando auf den Kopf, mit den Füßen in die Höhe. In dieser unnatürlichen Stellung hielt er sich sehr geschickt im Gleichgewicht, und sprang erst, als der Herr ihm zurief, wieder auf die Füße. Einem dritten hängte man zwei kleine Eimer mit Milch angefüllt über den Nacken, und er spazierte dann mit hoch emporgehaltnem Oberleibe am Rande der Bühne umher, und bot gleichsam den Zuschauern seine Milch zum Verkauf an. Ein vierter ging auf Befehl in ein Kabinetchen, hüpfte auf einen kleinen Stuhl, öffnete den Flügel eines Fensterchens, und guckte ganz ernsthaft hinaus. Ein fünfter war wie ein Soldat gekleidet, und stellte sich gravitätisch als Schildwache vor die Thür des Kabinetchens, indem er mit der einen Klaue eine kleine Flinte hielt, die er auf der Schulter ruhen ließ. Der sechste, ebenfalls in Uniform gekleidet, ergriff eine ihm vorgehaltne brennende Lunte mit der Klaue, und brannte eine kleine Kanone ab. Ein nicht weit davon stehender Vogel stürzte auf den Knall zu Boden, als ob er verwundet oder todt wäre. Man legte ihn sogleich in eine kleine Schubkarre, um ihn fortzuschaffen und zu begraben; als man ihn aber ausladen wollte, raffte er sich zusammen,

*) Vielleicht läßt sich das Kunststückchen des Künstlers in Berlin mit dem Kanarienvogel (s Elementarb. erste Hälfte, oder neue Bilder-Fibel S. 151), welches dort viel Aufsehen machte, so am natürlichsten erklären.

und flog davon. Noch ein andrer wurde an eine Art von Windmühle gestellt, die er eine Zeitlang mit der Klaue drehen mußte. Den Beschluß des ganzen Schauspiels machte ein Feuerwerk, welches um einen in der Mitte stehenden Vogel mit großem Geprassel aufflog, ohne daß derselbe von der Stelle wich, oder die geringste Furcht verrieth.

In einer bekannten Zeitschrift las man vor Kurzem folgenden Brief eines Reisenden, den ich hier im Auszuge mittheile.

„Während meines Aufenthalts in Cleve war ich bei einer dortigen Familie zu Gaste. Es war eben Jahrmarkt in der Stadt. Nach der Tafel meldete man eine Bande wandernder Musikanten an. Man ließ sie herein kommen und einige Stücke spielen. Als sie wieder gehen wollten, wurden sie durch einen berühmten Vogler abgelöst, welcher in der Kunst, Vögel abzurichten, seines Gleichen nicht hatte. Die ganze Gesellschaft freuete sich über seine Erscheinung, und die Musikanten baten um die Erlaubniß, seine Kunststücke mit ansehen zu dürfen. Der Herr des Hauses willigte darein, und Jedermann war nun begierig, die Talente (Geschicklichkeit) eines Kanarienvogels kennen zu lernen, der, wie man sagte, alles übertraf, was man von den Künsten der Hunde, Pferde und Affen erzählt. — Der Mann stellte sich an den Tisch, setzte den Vogel auf seinen Finger, und fing an sich mit ihm zu besprechen. „Wohlan! mein lieber Phönix, *) du bist hier vor einer an-

*) Phönix, ein Vogel, der nach der Erdichtung der Alten seines Gleichen nicht hatte, denn es lebte nur immer Einer auf der Erde, und an Schönheit übertraf ihn kein andrer Vogel. Alle 500 Jahr verbrannte er sich selbst

sehnlichen Gesellschaft; gieb Achtung! Mache mir keine Schande! Erinnere dich deines Namens, und thue deine Schuldigkeit!" Der Vogel schien diese Ermahnung zu verstehen; er senkte seinen Kopf, und stellte sich als ob er aufhorchte. Kaum hatte sein Herr ausgeredet, so machte er ihm ein paar allerliebste Reverenzen. Um seine Höflichkeit zu erwiedern, nahm der Mann den Hut ab, und bat um ein kleines Liedchen. Der Kanarienvogel sang. „Pfui! Du kräheſt wie ein heiserer Rabe; sing uns etwas Rührendes." Der Vogel sang in einem sanften Flötentone. „Geschwinder!" rief sein Meister. „Sachte! — Recht so! Was soll der Fuß hier und der steife Kopf? — Ei, ei! Phönix, was machst du? Du kommst ja ganz aus dem Takte! — Gut! Bravo, mein Männchen!"

Alles, was sein Herr ihm so befahl, that er mit einer bewunderns würdigen Pünktlichkeit. Er schlug bald mit dem Kopfe, bald mit dem Fuße, den Takt, und schien den poetischen und musikalischen Ausdruck seines Gesangs vollkommen zu empfinden. Aus allen Ecken des Speisesaals ertönte ein: Bravo! Die Musikanten schworen, daß der Kanarienvogel sie alle an Geschicklichkeit übertreffe. Wie nun? sagte der Vogler; danken wir nicht für dieses Kompliment? — Der Vogel neigte sich ehrerbietig, und Jedermann klatschte. Hierauf exercirte er mit einer strohernen Flinte nach dem Kommando seines Herrn, sodann sagte dieser zu ihm: mein guter

und aus seiner Asche kam er wieder verjüngt hervor. Nach ihm nennt man nun auch einen Menschen, einen Vogel u. s. w., der in seiner Art selten und schön ist, oder der so vortreffliche Eigenschaften hat, daß ihm keiner gleich kommt, einen Phönix.

Phönix, du hast brav gearbeitet, und wirst nun müde seyn. Nur noch zwei oder drei Stückchen, dann wollen wir ausruhen. Erst mache aber diesen Damen einen schönen Reverenz. Der Vogel stellte sich aufrecht, streckte seinen Hals, kreuzte seine Beinchen, und verneigte sich mit einem Anstande, welcher der geübtesten Tänzerin Ehre gemacht haben würde. „Recht hübsch, mein Liebchen! Nun grüße auch, wie ein junger Herr, mit einem Kratzfüßchen. — Getroffen! — Jetzt noch ein Trompeterstückchen zum Beschluß. Gut, gut! Ausgehalten! Stärker! Recht so! Du hast Lob verdient, mein Männchen!" Wirklich wurde auch das Trompeterstückchen mit bewundernswürdiger Lebhaftigkeit, Anmuth und Genauigkeit ausgeführt. Die ganze Gesellschaft klopfte in die Hände, und die entzückten Musikanten begleiteten das anhaltende Klatschen mit ihren Instrumenten. Der Vogel schien auf diesen Beifall stolz zu werden; er spreizte seine Federn, brüstete sich, und stimmte ein Siegeslied an. Du hast dich wohl gehalten, mein Söhnchen, sagte sein Herr, der ihn streichelte und küßte; nun kannst du ein Schläfchen machen, indeß ich deine Stelle einnehme. Bei diesen Worten schien der Vogel allmählich einzuschlummern. Zuerst schloß er Ein Auge, dann das andre; hierauf wankte er mit dem Kopfe, und taumelte bald Rechts, bald Links, so daß die Personen, die ihm nahe standen, ganz treuherzig die Hand ausstreckten, um ihn zu halten. Endlich schien der Schlaf sich seiner völlig zu bemeistern, und er blieb ohne alle Bewegung auf der Hand seines Patrons liegen. In diesem Zustande legte der Mann ihn auf den Tisch, und ehe er seine eigene Kunststücke begann, ergriff er ein Glas

Wein,

Wein, das man ihm anbot. In dem Augenblicke, da er trinken wollte, flatterte der Vogel auf, setzte sich auf den Rand des Glases, und tauchte seinen Schnabel hinein, als wollte er seinen Antheil auch davon nehmen. Warte, kleiner Wicht! sagte sein Herr. Gleich flog der Vogel auf den Tisch zurück, und schlief, dem Anschein nach, wieder ein. Jetzt machte der Mann seine eigene Künste, worunter mir ein Balançirstück mit mehrern Tabakspfeifen, die er in einem schwebenden Gleichgewicht umhertrug, besonders auffiel. Die ganze Versammlung heftete die Augen bloß auf ihn, als plötzlich ein großer schwarzer Kater, den man nicht bemerkt hatte — obwol er wahrscheinlich schon lange in einem Winkel mochte gelauert haben — auf den Tisch sprang, das im verstellten Schlummer da liegende Vögelchen ergriff, und mit demselben durchs offne Fenster entwischte, ehe nur Einer von den Zuschauern den Gedanken haben konnte, sich ihm zu widersetzen. Die Klagen des Voglers, der über diesen unersetzlichen Verlust untröstlich war, und die Verwünschungen der Gesellschaft, welche dem häßlichen Räuber nachfolgten, kann sich Jeder leicht vorstellen." —

Ein Jahr zuvor, ehe der obenerwähnte Herr Roman nach England kam, zog ein Mann daselbst mit einer Menge abgerichteter Hunde und Affen umher. Sein Theater stellte eine Festung im Kleinen vor, welche von den Affen vertheidigt und von den Hunden angegriffen und bestürmt wurde. Dabei fielen, wie man leicht denken kann, sehr komische Auftritte vor. So wüthend indessen beide Partheien stritten, so war es doch nur Verstellung. Zuletzt siegten die Hunde über die Affen, bis

sen sie aus ihren Verschanzungen heraus, und nahmen förmlich davon Besitz.

Noch vor Erfindung der Luftballons*), wovon ihr, l. K., vermuthlich etwas werdet gehört haben, verfiel schon Jemand auf eine sehr einfache Methode, Reisen durch die Luft zu machen. Ein reicher Edelmann in Schottland sah nämlich einmal auf der Jagd, daß ein Adler nicht weit von ihm ein junges Reh ergriff, sich pfeilschnell mit demselben in die Luft erhob, und es auf einen hohen Berg trug. Er schätzte das Gewicht des Rehes auf etliche und zwanzig Pfund, und berechnete darnach, daß sechs Adler wohl einen Menschen müßten fortbringen können. Sogleich gab er seinem Jäger den Auftrag, daß er sich bemühen sollte, sechs junge Adler herbei zu schaffen. Dies war in jenen gebirgigen Gegenden, wo viele Adler nisten, nicht schwer. Die jungen Raubvögel wurden mit aller Sorgfalt erzogen und an den Umgang mit Menschen gewöhnt. Als sie flügge geworden waren, spannte man sie alle Tage an ein kleines Fahrzeug, welches sie ziehen mußten, und der Jäger richtete sie so ab, daß sie sich vermittelst eines Seils und durch seine Stimme lenken und regieren ließen, wie Zugpferde. Nunmehr wurden sie aufgemuntert, sich mit ihrem Fuhrwerk in die Luft zu erheben, und auch da regierte sie der unten stehende Jäger mit dem langen Seile, so daß sie nach seinem Willen bald hierhin, bald dorthin flogen, und sich wieder auf die Erde herabließen, wenn es ihm beliebte. Das Fahrzeug hatte die Gestalt

*) Die Abbildung eines Luftballons findet man unter andern im dritten Hefte der Musterzeichnungen für die Jugend in Bürgerschulen.

eines länglich-runden Korbes, woran sie so befestigt waren, daß derselbe unter ihnen hing, wann sie flogen. Man beschwerte auch den Korb, so wie sie stärker wurden, von Zeit zu Zeit mit immer größern Lasten. —

Schade, daß man nicht weiß, was aus diesen Versuchen weiter geworden ist! Meine Nachricht schweigt davon. Es scheint aber nicht unmöglich, mit Hülfe gut abgerichteter Adler durch die Luft fahren zu können, und vielleicht bequemer und sicherer, als in den gewöhnlichen Luftballons.

Die Ueberlegenheit, welche der Mensch vermöge seiner Vernunft über die Thiere besitzt, zeigt sich besonders auch in der Besiegung derjenigen, welche durch ihre Wildheit und Stärke das Schrecken aller übrigen Geschöpfe auf der Erde sind. Weder Elephanten, Löwen und Tieger, noch die Ungeheuer des Meeres widerstehen der Hand des Menschen, wenn er von seinen Kräften Gebrauch zu machen weiß. Die künstlichen Waffen, die er sich verfertigt, die Gewandtheit seines Körpers, hauptsächlich aber die Vorzüge des Geistes, verschaffen ihm den Sieg über die bloß thierische Stärke. Selbst der roheste Wilde geht mit einer einfachen Waffe gerüstet dem grimmigen Bäre muthig entgegen, und schlägt ihn in die Flucht, oder streckt ihn todt zu seinen Füßen nieder. Ja, der Wilde übertrifft hierin gemeiniglich den gebildeten Städtebewohner, weil er sich in der Nothwendigkeit befindet, fast täglich mit den Thieren zu kämpfen, und weil er sich dadurch mehr Geschick und Fertigkeit in dieser Art zu streiten erwerben kann. Man sah ein merkwürdiges Beispiel davon an einem wilden Mäd-

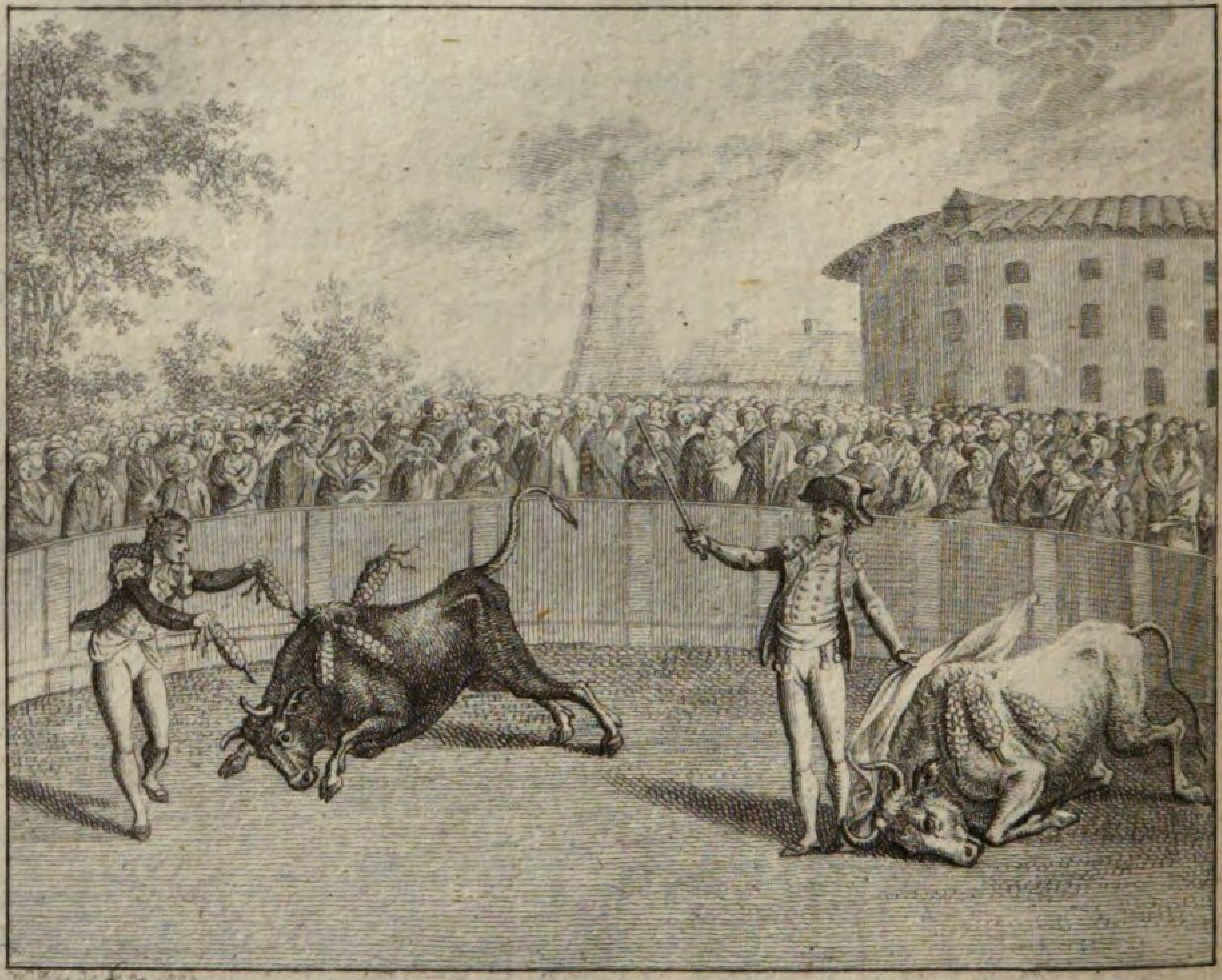
chen, welches vor etwa sechzig Jahren in einem der großen Wälder Frankreichs gefunden wurde. Es war ungefähr zehn Jahre alt, ging fast ganz nackend, und Schmuz und Unsauberkeit hatten es so entstellt, daß die Bauern des Dorfes, in dessen Nähe es sich sehen ließ, es bei dem ersten Anblick für kein menschliches Wesen, sondern für den Teufel hielten. Sie hetzten daher einen Bullenbeißer mit einem Halsbande voll eiserner Zacken auf das Mädchen los. Die kleine Wilde hatte weiter nichts in der Hand als einen kurzen dicken Stock, dessen Ende mit einem Knoten versehen war. Ob sie gleich durch ihre Schnelligkeit sich leicht hätte retten können (denn man sah sie nachher, als sie schon gesittet geworden war, Hasen jagen und lebendig greifen); so erwartete sie doch standhaft den grimmigen Hund mit aufgehobnem Knüttel, und gab ihm, als er nahe genug gekommen war, einen so fürchterlichen Schlag auf den Kopf, daß er auf der Stelle niedersank, und kein Glied mehr regte. Voller Freude über diesen Sieg tanzte sie einigemal um ihren todten Feind herum, und lief dann wieder in den Wald zurück, wo sie bald nachher, wiewohl mit vieler Mühe, gefangen wurde.

Eine andre Probe von außerordentlichem Muth und von bewunderswürdiger Geschicklichkeit gab ein geborner Indianer aus Südamerika, welcher daselbst wegen eines Verbrechens verurtheilt worden war, nach Spanien gebracht und hart bestraft zu werden. Er kam im Jahre 1746 in Cadix, einer Seestadt in Spanien, an, und sollte nun hier Zeitlebens als Sklav auf den Galeeren dienen *). Um dieser schweren Strafe zu entgehen, er-

*) Was heißt das?

V

S. 291.



bot er sich, ein öffentliches Stiergefecht anzustellen, dergleichen man gewiß noch nicht würde gesehen haben. Diese Stiergefechte gehören nämlich zu den vornehmsten Lustbarkeiten des Volkes in Spanien, und werden jährlich ein- oder etlichemal in den Hauptstädten der Provinzen gegeben.

Man wählt dazu die größten und wildesten Stiere, die man in den Wäldern, wo sie gezogen werden, finden kann, und lockt sie durch Kühe in Behältnisse, in welche man sie dann verschließt. Der Schauplatz ist länglich rund, rings herum wohl verwahrt und mit hohen Sitzen für die Zuschauer versehen. Unter diesen Sitzen sind die festen Behältnisse, worin die Stiere so lange aufbewahrt werden, bis das Schauspiel angeht. Um sie recht in Wuth zu setzen, pflegt man sie wohl eine Zeitlang vorher durch die kleinen Oeffnungen in den Behältnissen mit Piken zu stechen. Wann der Kampf anfangen soll, müssen sich alle Zuschauer von dem Platze entfernen und auf die Sitze begeben. — Dann erscheinen die Kämpfer, und zwar zuerst die Pikenire zu Pferde, mit langen Piken in den Händen. Sie stellen sich an den Eingang des Stier-Behältnisses. Die Thür desselben wird geöffnet; der Stier kommt wüthend, den Kopf gegen die Erde gesenkt, hervor und die Pikeniere gehen mit ihren Lanzen auf ihn zu. Ihre Geschicklichkeit bestehet darin, daß sie ihre Lanzen auf dem Stier zerbrechen; wann dies geschehen ist, so haben sie ihrer Seits gesiegt, und treten von dem Schauplatz ab. Das Holz, oder der Schaft, ihrer Lanzen ist auch so schwach, daß es allemal beim ersten Stoße zerbricht; aber freilich sind sie dabei in Gefahr, von dem Stiere niedergeworfen und

getötet zu werden. Nach ihnen zeigen sich Kämpfer zu Fuß, welche ebenfalls noch nicht darauf ausgehen, den Stier zu tödten, sondern nur eine Art von Wurfspießen mit Widerhaken auf ihn zu werfen, so, daß diese in dem Fleische stecken bleiben. Einige Wurfspieße sind mit Pulver gefüllt, und entzünden sich vermittelst einer Lunte, wann sie in der Haut des Thieres sitzen, wodurch es natürlich noch wüthender wird. So wie diese Kämpfer ihre Waffen auf die Art angebracht haben, treten auch sie ab, und nun kommen endlich diejenigen, welche die Absicht haben, den Stier zu erlegen, und welche man deshalb Matadores (Todtschläger) nennt. Sie streiten, wie die vorigen, zu Fuß, und halten ein rothes Mäntelchen über einen Pfeil hangend in der linken, und ein Schwert in der rechten Hand. Das Mäntelchen hält der Matador dem auf ihn anrennenden Stier vor die Augen, und mit dem Schwerte giebt er ihm dann den Todesstoß in den Nacken.

Dies ist die gewöhnliche Art der Stiergefechte, wobei nicht selten mehrere Menschen ums Leben kommen. Man hat Stiere gesehen, die, nachdem sie ihre Gegner getödtet hatten, noch mit so grimmiger Wuth gegen die auf dem Platze eingerammten Pfähle liefen, daß sie das Genick brachen. Um so mehr muß man die Kühnheit und Geschicklichkeit des oben erwähnten Indianers bewundern, der es wagte, sich mit einem so furchtbaren Thiere in einen Kampf einzulassen, ohne etwas anderes in die Hand zu nehmen, als einen Strick, womit er ihn zu bändigen versprach. Er führte dies auch zum Erstaunen aller Zuschauer auf folgende Art aus:

An dem bestimmten Tage erschien er auf dem Kampf-

platze zu Pferde, unbewaffnet bloß mit einem Strick in der Hand.

Nachdem er ein paarmal in dem Kreise herumgeritten war, und die Zuschauer nach Gewohnheit gegrüßt hatte, ließ man den wüthendsten Stier aus seinem Behältnisse heraus, und er erwartete das Thier unbeweglich. Es stürzte auf ihn los; er aber wich behende aus, schwenkte sich herum, und jagte hinter demselben her. So ermüdete er erst den Stier, indem er wechselsweise vor ihm floh, und ihn wieder verfolgte. Hierauf fragte er den unter den Zuschauern gegenwärtigen Statthalter, an welchem Theile des Leibes er den Stier mit dem Stricke fangen sollte. Der Statthalter anwortete: dies wäre ihm gleichgültig, wenn er nur sein Versprechen hielte. Sogleich warf der Indianer seinen Strick, an dessen Ende eine Schlinge war, um den rechten Fuß des Stiers, und ritt dann in vollem Galopp um denselben herum. Als er ihn drei- bis viermal umschlungen hatte, fiel der Stier, durch den Strick gefesselt, zu Boden. Nun stieg er ab, ging dicht an den Stier hinan, und gab ihm einen Stoß mit dem Dolche zwischen den Hörnern, daß er todt liegen blieb.

Doch dies war nur ein Vorspiel; zur Haupthandlung verlangte er jetzt einen andern Stier, den man auch sogleich hervor ließ. Der Kämpfer machte es mit diesem eben so, wie mit dem ersten; er wich dem Stoße desselben aus, und suchte hinter ihn zu kommen. Dann warf er ihm den Strick über die Hörner, und zog ihn schnell nach einem auf dem Platze eingegrabenen Pfahle, wo er ihn so fest band, daß das Thier sich nicht rühren konnte. Nun stieg er ganz gelassen vom Pferde, nahm

einen Sattel, den er zu dem Zwecke schon vorher auf den Platz hatte bringen lassen, legte ihn dem Stier auf, und sattelte ihn förmlich. Alsdann zog er ihm, vermittelst einer großen eisernen Nadel, einen Strick quer durch die Naselöcher, bediente sich desselben anstatt eines Zaums, ergriff eine neben dem Pfahle liegende Lanze, setzte den Fuß in den Steigbügel, und schwang sich in den Sattel. Während dieser Verrichtungen erhob der Stier einmal über das andere ein fürchterliches Gebrüll. Aber der Indianer kam dadurch gar nicht aus der Fassung; er zerschnitt vielmehr mit der größten Kaltblütigkeit den Strick, womit er den Stier an den Pfahl gefesselt hatte, und ließ ihn laufen. Dieser machte entsetzliche Kapriolen und Sprünge, und lief bald vorwärts bald rückwärts, doch ohne seinen Reiter abwerfen zu können. Der Indianer bat sich noch zwei andre Stiere aus, die, als sie aus ihren Behältnissen hervorstürzten, zwar Anfangs den Reiter umringen wollten, aber sogleich wieder abließen und vor ihm flohen, weil sie sahen, daß er auf einem Stiere saß, so wie dieser hingegen aus einem natürlichen Triebe den andern Thieren seiner Gattung auf dem Fuße nachfolgte. Nun jagte der Kämpfer hinter beiden fliehenden Stieren her, und versetzte ihnen derbe Stöße mit der Lanze, welches die Zuschauer ausnehmend belustigte. Als er sie einigemale in dem Kreise herum getrieben hatte, rief ihm der Statthalter zu, er solle dem Spiel ein Ende machen und die Stiere tödten. Sogleich stieß er dem, auf welchem er ritt, den Dolch zwischen die beiden Hörner, daß er todt niedersank. Dann eilte er nach dem Behältnisse, in welchem unterdessen sein Pferd aufbewahrt worden war, setzte sich

auf, nahm wieder einen Strick in die Hand, erhaschte vermittelst desselben den einen Stier beim Hinterfuß, umwand ihn schnell, indem er um ihn herum jagte, und, als das Thier niedergefallen war, tödtete er es durch einen Dolchstoß. Der dritte Stier, welchen das Gebrüll der schon getödteten in Furcht gesetzt und entfernt gehalten hatte, wurde auf eben die Art überwältigt.

So verließ der Indianer den Kampfplatz als Sieger, unter allgemeinem Jubel und Zujauchzen des Volkes. Voll Freude über dies Beifallsgeschrei versprach er, dasselbe Schauspiel drei Tage hernach noch einmal zu geben. Alles ging Anfangs an diesem Tage so gut, wie zuvor: der wilde Stier wurde an den Pfahl gefesselt und gesattelt; als er aber gezäumt werden sollte, sträubte er sich mit solcher Gewalt, daß der Strick, womit er gefesselt war, zerriß. Der Indianer sprang sogleich einige Schritte zurück, und warf sich platt auf die Erde nieder. Der wüthende Stier setzte in der Hitze über ihn weg; er kehrte aber bald wieder um, und nun saß der Kämpfer, mit dem Dolche in der Hand, auf der Erde. Als der Stier sich näherte, um seinen Feind mit den Hörnern zu fassen, gab ihm dieser so kräftige Dolchstöße in die Schnauze, daß er seinen Zweck nicht erreichen konnte. Endlich packte ihn der Stier beim Stiefel, der indeß zu gutem Glücke riß. Der Indianer fiel rücklings zu Boden, und in dem Augenblicke kamen ihm einige Matadores zu Hülfe, welche den Stier von ihm verscheuchten. Unverzüglich bestieg der rüstige Indianer nun wieder sein Pferd, fing den Stier mit dem Strick am Fuße, umwickelte ihn, und erlegte ihn dann, eben so wie die ersten.

Im J. 1769 sah man in Madrit, der Hauptstadt Spaniens, ein ähnliches Schauspiel, worin ein freigelassener Neger *) der Held war. Er kam zu Pferde, ohne Waffen, auf den Kampfplatz, und hielt bloß den Mantel in der Hand. Mit diesem täuschte er den Stier, der immer vergebliche Stöße nach ihm that, so oft und so lange, und wandte jedesmal sein Pferd mit so vieler Gegenwart des Geistes und Behendigkeit, daß der ermüdete und athemlose Stier genöthigt wurde, still zu stehen, ohne Pferd oder Mann beschädigt zu haben. Jetzt trat ein Matador auf, und tödtete den Stier. Hierauf stellte sich der Neger zu Fuß mitten auf den Platz, mit dem Gesichte gegen die Thür des Behältnisses gekehrt, aus welchem er einen neuen Feind erwartete. Ein bloßes Messer war sein einziges Gewehr, und die Erhaltung seines Lebens hing einzig davon ab, daß er den Stier durch den ersten Stich auf der Stelle tödtete. Die Thür war kaum geöffnet, als der wüthende Stier mit gesenktem Kopfe und mit der Schnelligkeit eines abgeschossenen Pfeils auf seinen Gegner los stürzte. Der kaltblütige Neger machte keine Bewegung, und wich keinen Schritt von seiner Stelle. Als er schon am Rande des Todes war, als jeder Zuschauer ihn schon für verloren hielt, stieß er dem Stier das Messer in das Rükkenmark hinter den Hörnern, daß dieser plötzlich todt zu den Füßen seines Ueberwinders hin stürzte, und zwar in dem Augenblicke, da seine Hörner nur noch wenige Zolle von dessen Brust entfernt waren.

*) Neger heißen die schwarzen Einwohner gewisser Afrikanischen Länder, welche häufig an Europäer als Sklaven verkauft werden.

Von Taschenspielereien und ähnlichen Künsten.

In der ersten Hälfte dieses Buches sind euch, lieben Kinder, einige Kunststücke eines geschickten Taschenspielers erzählt worden. Vermuthlich haben sie euch gefallen; ich will daher jetzt noch etwas darüber hinzufügen.

Alle so genannten übernatürlichen Künste, die von Unwissenden für Wunder oder Zauberei gehalten werden, beruhen entweder auf Betrug und Täuschung, oder auf gewissen körperlichen Geschicklichkeiten, oder auf Kenntniß besondrer Kräfte der Natur. Von jedem dieser drei Fälle sollt ihr Beispiele hören.

Ein sehr gewöhnliches Taschenspieler-Stückchen ist folgendes: Eine Karte, ein Stück Geld, oder sonst etwas, das der Taschenspieler den Zuschauern vorzeigt, verschwindet nach einigen Hokuspokus-Streichen auf einmal aus seinen Händen, und nun ruft er Jemanden mitten aus dem Haufen der Zuschauer zu, er solle das Verschwundne aus seiner Tasche hervorholen. Dieser, der von nichts weiß, findet es wirklich darin, und bringt es zum Erstaunen Aller hervor. Wie meint ihr nun, daß es in die Tasche dieses Zuschauers gekommen ist? — Auf die natürlichste Art von der Welt. Man steckte es (nämlich eine ähnliche Karte, ein ähnliches Stück Geld ꝛc.) ihm, als er in das Zimmer ging, bei dem Gedränge unvermerkt hinein *).

*) Einmal fand Jemand, der aus dringender Ursache das Zimmer des Taschenspielers verlassen mußte, ehe dieser

Oft hat der Taschenspieler auch ein geheimes Verständniß, entweder mit einer solchen Person selbst, oder mit ihrem Freunde, oder Hausgenossen. Durch dieses Mittel machte einmal ein Jude ein Kunststück, welches die ganze Versammlung in Verwunderung setzte. Er zeigte ein Blättchen Papier vor, worauf etwas geschrieben war, und ließ es die umstehenden Personen lesen. Nun verbrannte er das Papier vor ihren Augen, rief dann einen vornehmen Mann auf, und behauptete, das Papier befinde sich in dessen Uhrgehäuse. Dieser Mann ward unwillig, weil er besorgte, man möchte glauben, er wäre mit dem Juden einverstanden; im Bewußtsein seiner Unschuld versicherte er also dreist, das sey unmöglich. Indeß ließ er sich doch endlich durch vieles Zureden bewegen, die Uhr aufzumachen; und siehe da! das Blättchen Papier lag wirklich im Uhrgehäuse, und war mit eben denselben Worten beschrieben, wie das verbrannte. Voll Verdruß stand der Mann auf, und ging nach Hause, mit dem festen Vorsatze, den Betrug zu entdecken, es möchte auch kosten, was es wollte. Er rief seinen Bedienten, und sagte: Johann, hier sind drei Friedrichsd'or; nimm sie hin, und gestehe, wie das Papier, wovon du wissen wirst, in meine Uhr gekommen ist. Gestehst du es nicht, so entlasse ich dich auf

zu spielen anfing, zwei Louisd'or in seiner Tasche, als er sich zu Hause auszog. Er wußte in aller Welt nicht, wie er dazu gekommen war, und zerbrach sich vergebens den Kopf mit diesem Abentheuer. Am folgenden Tage kam aber der Taschenspieler zu ihm, und bat ihn sehr höflich um die Zurückgabe der zwei Louisd'or, die er ihm Abends zuvor in die Tasche praktizirt hätte. Seine zufällige Entfernung hatte den Mann diesmal auch außer Stand gesetzt, das Kunststück, welches hierauf berechnet war, zu machen.

der Stelle aus meinem Dienste. Da gestand der Bediente, er sey von dem Juden bestochen worden, und habe seinem Herrn das Papier früh vor dem Ankleiden in die Uhr gelegt. So war also das Geheimniß entdeckt.

Ein andrer Taschenspieler wurde in das Haus eines Edelmannes gerufen, um daselbst vor einer kleinen Gesellschaft seine Kunststückchen zu machen. Als er in das Haus trat, fand er glücklicher Weise einen jungen Mann ganz allein. Er benutzte diesen Umstand, und redete ihn so an: „Mein Herr, Sie wissen, daß ich kein übernatürliches Wesen bin. Wollen Sie wohl die Güte haben, und dies Püppchen hier in das Bett der gnädigen Frau legen? Ich habe das Vertrauen zu Ihrer Großmuth, daß Sie mir mein Spiel nicht verderben werden." Der junge Mann übernahm diese spaßhafte Rolle, um das Vergnügen zu haben, die Gesellschaft mit täuschen zu helfen. Hierauf ging der Taschenspieler in das Zimmer, wo man ihn erwartete. Als er die Anwesenden mit mancherlei andern Stücken belustigt hatte, zog er ein ähnliches Püppchen hervor, wie dasjenige war, welches er hatte ins Bett legen lassen, machte damit verschiedene Possen, und ließ es dann auf einmal mit großer Behendigkeit verschwinden. „Wo ist meine Puppe?" fragte er, stand dann einen Augenblick nachsinnend, und rief plötzlich aus: „Ha! sie hat sich in das Bett der gnädigen Frau gelegt, und will sich pflegen." Jedermann lachte darüber, und hielt dies für einen bloßen Scherz; der Taschenspieler aber bestand ganz ernsthaft auf seiner Behauptung, und bat, man möchte nur nachsehen. Die ganze Gesellschaft ging also hinauf in das Schlafzimmer, dessen Thür,

wie gewöhnlich, verschlossen war, und die Frau des Hauses nahm das Püppchen mit eigner Hand aus ihrem Bette. Allen war es ein unerklärbares Räthsel, und der junge Mann, der allein darum wußte, stellte sich eben so verwundert, ohne das Geringste von der Sache zu verrathen. Kurz, so einfach auch der Betrug war, so blieb er doch unentdeckt, bis einmal der Freund vom Hause gelegentlich den Aufschluß dazu gab. Den Eingang in das verschloßne Zimmer hatte er als Bekannter durch eine Seitenthür aus dem Kabinet des Herrn zu finden gewußt.

Auf eine ähnliche Art, nämlich durch Einverständniß mit Andern, wurde von einem gewissen Taschenspieler ein zerschnittnes Schnupftuch dem Anscheine nach wieder ganz gemacht, so daß man keine Spur der Verletzung daran bemerken konnte. Er sammelte von den Zuschauern wohl ein Duzend Schnupftücher ein, die er unter einander mischte. Dann ersuchte er Jemanden, er möchte aus dem Bündel eins herausziehen, und den Zipfel, worin der Name oder das Zeichen eingenähet war, mit der Scheere abschneiden; auch durften Andre sich noch Stückchen abschneiden, wenn sie wollten. Nun zerschnitt er selbst das Uebrige in lauter kleine Stückchen, band diese mit einem Bande in ein Päckchen zusammen, legte das Päckchen unter ein Glas, welches auf dem Tische stand, und bedeckte das Glas mit der Hand. Es währte nicht lange, so nahm er das Päckchen unter dem Glase hervor, wickelte das Schnupftuch, welches ganz und unversehrt war, aus einander, und gab es dem Eigenthümer wieder, der es für das seinige erkannte, wie auch die Vergleichung mit den abgeschnitt-

nen Zipfeln bewies. Dies auffallende Kunststückchen hatte er so bewerkstelligt: Er bestach ein Mädchen in dem Hause, wo er mit Gewißheit erfahren hatte, daß der Herr kommen und seine Künste mit ansehen würde. Das Mädchen mußte von zwei ganz gleichen Schnupftüchern eins dem Taschenspieler zustellen, und das andre dem Herrn kurz zuvor, ehe er dahin ging, wo gespielt wurde, in seinen Rock stecken. Als der Taschenspieler die Schnupftücher einsammelte, wendete er sich auch an diesen Herrn, und bekam dessen Schnupftuch, welches er dann bei dem Mischen unter den übrigen so geschickt legte, daß gerade dies und kein anderes aus dem Bündel herausgezogen wurde. Das ganz gleiche Schnupftuch hatte er schon vorher seinem Gehülfen gegeben, der sich hinter einer Art von Spanischer Wand aufhielt. Dicht an der Wand stand der Tisch, und an der Stelle, wo das Päckchen mit dem zerschnittenen Tuche unter ein Glas gelegt wurde, war eine verborgene Klappe oder Fallthür. So wie also der Taschenspieler das Päckchen hingelegt und das Glas mit der Hand bedeckt hatte, (damit man nicht sehen könnte, was darunter vorging); griff der Gehülfe hinter der Wand unter dem Tische nach der Fallthüre, zog das da liegende Päckchen weg, und schob geschwind das eben so zusammengewickelte ganze Schnupftuch an dessen Stelle.

Gewandtheit des Körpers und Behendigkeit ist das zweite Mittel, wodurch solche Kunststückchen zu Stande gebracht werden. Diese Eigenschaften sind zwar dem Taschenspieler bei Ausübung seiner Kunst überhaupt unentbehrlich (wie z. B. auch bei den vorher angeführ-

ten Stücken); aber zu einigen Arten von Täuschungen braucht er bloß körperliche Geschicklichkeit, ohne sonst etwas zu Hülfe zu nehmen. Hierin sollen die Asiatischen und Amerikanischen Taschenspieler, die man dort Zauberer *) nennt,

*) Unwissende und ungebildete Menschen halten alles, was sie nicht begreifen, für Wunder oder für Zauberei. Die Amerikaner glaubten z. B. Anfangs, ehe sie durch die Europäer etwas aufgeklärt wurden, ein Gemälde, ein Buch, eine Schrift sey beseelt, und könne mit dem sprechen, der die Sprache verstehe. Sie glaubten das darum, weil sie sahen, daß derjenige, welcher Gedrucktes oder Geschriebenes gelesen hatte, etwas erfuhr, das er vorher nicht wußte; und sie drückten sich dann in ihrer Sprache so aus: die Schrift hat es ihm gesagt. Man erzählt davon eine artige Anekdote. Der Amerikanische Sklav eines Europäers sollte an einen andern Europäer ein Körbchen voll auserlesener Früchte überbringen. Unterweges suchte er sich aber die besten aus, und aß sie selbst; die übrigen lieferte er, nebst dem Briefe, an den Europäer ab. Als dieser den Brief gelesen hatte, worin sowohl die Sorten, als die Anzahl der Früchte bemerkt waren, ward er unwillig, hielt dem Sklaven seine Näscherei vor, und drohete, es seinem Herrn zu melden. Der Sklav erstaunte, daß der Europäer alles so genau wußte, als ob er selbst dabei gewesen wäre, und ihn hätte essen sehen; indessen läugnete er aus Furcht die That hartnäckig, und schalt den Brief, den er für den Verräther hielt, einen falschen Zeugen. Einige Zeit darnach wurde der Sklav wieder mit einem ähnlichen Auftrage fortgeschickt, und die Lust, von den schönen Früchten im Körbchen zu naschen, wandelte ihn abermals an. Allein er wollte diesmal vorsichtiger seyn und den verrätherischen Brief nicht zum Zeugen seines Vergehens haben; er legte ihn daher so lange unter einen Stein, bis er seinen Appetit gestillt hatte. Da nun aber der Europäer, als er den Brief las, dennoch die Untreue des Sklaven entdeckte, und ihn diesmal sehr hart darüber anließ: so ward der arme Mensch darüber so verwirrt, daß er seine Schuld gestand, und nur zu wissen wünschte, wie der Brief ihn verrathen könne, ohne ihn essen gesehen zu haben.

Ein anderes Beispiel dieser Art. Nach einem Schiffbruch im Indischen Meere rettete sich einer der Unglücklichen, weil er gut schwimmen konnte, an eine Insel. Hier umringten ihn bald die Wilden, und machten

nennt, vor den Europäischen große Vorzüge besitzen. Ein glaubwürdiger Reisender erzählt, er habe einmal mit eignen Augen ein so vollkommnes Blendwerk in seiner Art gesehen, daß es ihm schwer geworden sey, sich zu überzeugen, er sehe nur ein Blendwerk. Ein Amerikanischer Zauberer hatte nämlich versprochen, zur Heilung eines Kranken ein spitziges Eisen (ein Bajonet) und ein Stück Holz zu verschlukken *). An dem bestimmten Tage kam er auch, und erfüllte sein Versprechen in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung, und des Europäers, der sich gerade damals in jener Gegend befand. Dieser Mann beobachtete den Gaukler aufs schärfste; aber es war ihm nicht möglich, die Täuschung zu entdecken. Unsre Taschenspieler haben in solchen Fällen den Vortheil, daß sie bekleidet sind, und daß sie also das, was sie geschwind

Miene, Hand an ihn zu legen. In dieser Angst zog er seine Flöte aus der Tasche, und fing an zu spielen. Auf einmal ward der ganze Schwarm still, und sah ihn mit freudigem Erstaunen an. Bald lagerten sich Alle in einem Kreise um ihn her. Als er aufhörte, griff einer der Wilden, welcher ihm am nächsten saß, nach der Flöte, die der Andre auch willig hingab. Der Wilde betrachtete das Instrument lange, setzte es dann an den Mund, und versuchte zu blasen; er brachte aber keinen ordentlichen Ton heraus. Nun reichte er es seinem Nachbar hin, der ebenfalls vergebliche Versuche machte, und so ging es die Reihe herum aus einer Hand in die andre, bis es zuletzt wieder an den Eigenthümer kam. Dieser hatte unterdessen mit Vergnügen bemerkt, daß die Verwunderung seiner Zuhörer sich jetzt in Ehrfurcht verwandelte, vermuthlich weil sie die Flöte für ein Zauber-Instrument hielten, zu dessen Gebrauch eine übernatürliche Kraft erfordert werde. Er benutzte diesen Umstand als ein kluger Mann, und fuhr fort, durch neue Proben seiner Kunst sie in ihrer hohen Meinung von ihm zu bestärken. So rettete er nicht nur sein Leben, sondern wurde von diesen unwissenden Leuten auch als ein Wesen höherer Art verehrt.

*) Diese seltsame Heilmethode ist unter vielen wilden Völkerschaften gebräuchlich. Sie halten die Krankheiten für Wirkungen böser Geister, und glauben diese zu besänftigen, wenn ein Andrer im Namen des Kranken so etwas thut, wie hier der Zauberer.

über die Seite bringen wollen, in den Kleidern verstekken können. Allein jener Zauberer war nackend, und das fußlange Eisen und Holz verschwand, indem er es in den Mund zu stecken schien, ohne daß man sah, wo es hinkam. — Daß er es nicht wirklich verschluckt haben kann, darf ich wohl nicht erst erinnern.

Unsere Taschenspieler machen die meisten Kartenkünste durch die Geschwindigkeit, mit der sie die Karten handhaben; desgleichen auch die Kunststücke mit Kugeln, welche unmerklich aus einem Becher in einen andern gebracht werden, oder mit Geld u. s. w. So ließ sich z. B. ein Taschenspieler von einem der Zuschauer eine Uhr geben, und sobald er sie in der Hand hatte, schlug er sein Schnupftuch darüber. Nun ging er in der Versammlung umher, und zeigte die Uhr mehrern Personen. Jeder konnte nach Belieben befehlen, daß sie still stehen, wieder gehen, oder diese oder jene Stunde anzeigen sollte; es geschah allemal pünktlich. Nur den Eigenthümer ließ er dies Kunststück nicht sehen. Warum? — weil dieser die Täuschung verrathen haben würde; denn es war nicht seine Uhr, sondern der Taschenspieler hatte sie in dem Augenblick, da er das Schnupftuch umschlug, mit einer andern verwechselt, welche so eingerichtet war, daß ihr Gang vermittelst eines kleinen Drucks an einer Feder auf die beschriebne Art verändert und gehemmt werden konnte. Es war aber immer Geschicklichkeit genug, daß er die Verwechselung der Uhren so geschwind und unbemerkt bewerkstelligen konnte; denn auch da, als er dem Eigenthümer die seinige zurückgab, ward Niemand das Geringste von der Täuschung gewahr.

Die schönste Art der Taschenspielerei ist die, welche sich auf Kenntniß der Naturkräfte und der besondern Eigenschaften der Dinge gründet. Wer Kunststücke dieser Art für nichts anderes ausgiebt, als was sie sind, der verdient auch nicht den unrühmlichen Namen eines

Taschenspielers, sondern er ist ein wahrer Künstler, ob er gleich seine Kunst mehr zum Vergnügen und zur Belustigung, als zum Nutzen anwendet.

Hier sind einige solcher Kunststücke:

Ein Künstler stellte ein Citronenbäumchen auf den Tisch, welches nichts als Blätter hatte. Sobald er es aber mit Wasser begoß, fing es in kurzer Zeit an Blüthen und Früchte zu treiben. — Um dies zu bewirken, weicht man das Bäumchen, das schon Blumenknospen und Ansätze zu Früchten hat, vier und zwanzig Stunden lang in scharfen Branntwein ein, und setzt es dann in ein Gefäß, welches mit zwei Dritteln Gartenerde und einem Drittel ungelöschten Kalk angefüllt ist. Durch das Besprengen mit Wasser löscht sich der Kalk, und die Hitze desselben treibt nach und nach Blüthen und endlich Früchte hervor. So kann man auch Sallat und andre Pflanzen in einer halben Stunde ziehen, wenn man den Samen 24 Stunden in Branntwein einweicht, ihn dann in ein solches Gemisch von Erde und ungelöschtem Kalk säet, und Wasser darauf sprenget.

Eine hölzerne Kugel, welche mitten auf einen gerade stehenden Tisch gelegt wurde, lief von selbst nach verschiednen Seiten umher, so daß es schien, als ob sie belebt wäre. Diesen Schein der Belebung giebt man der Kugel dadurch, daß man sie an einigen Stellen in verschiedner Richtung anbohrt, in die Löcher etwas Quecksilber schüttet, und die Löcher dann mit hölzernen Pflöckchen verschließt.

Ein kleiner Vogel wurde an einem Spieße gebraten, welcher sich selbst umdrehete. Der Spieß war nämlich eine Haselruthe, und dies Holz hat die Eigenschaft, daß seine Fasern sich von der Hitze der Länge nach zusammenziehen, wodurch eine wurmförmige Bewegung desselben verursacht wird. Dies dauert aber nur so lange, als die Fasern noch nicht von der Hitze zerstört worden sind.

Ein Künstler setzte zwei kleine Figuren auf den Tisch.

Dann nahm er ein brennendes Licht, und brachte es dem offnen Munde der einen Figur nahe, worauf es augenblicklich mit Gezisch erlosch. Jetzt hielt er das erloschene Licht an den Mund der andern Figur, und es entzündete sich sogleich wieder. — Die Wirkung der erstern Figur verursachte Schießpulver, welches der Künstler ihr vorher in den Mund gelegt hatte, und welches sich bei Annäherung des Lichtes entzündete, und es durch die plötzliche Ausdehnung der Luft auslöschte. In dem Munde der andern Figur befand sich ein Stückchen Phosphorus*), vermittelst dessen der noch warme Docht wieder angezündet wurde.

Außerordentlich wunderbare und täuschende Erscheinungen lassen sich mit Hülfe der so genannten Zauberlaterne (Laterna magica) hervorbringen. Sie hat die Form einer Laterne, und ist so eingerichtet, daß sie kleine auf Glas gemalte Figuren im Dunkeln vergrößert an der Wand darstellt. Die angeblichen Geisterbeschwörer bedienen sich dieser Laterne gewöhnlich zu ihren Zauberkünsten, wie man wohl vor Zeiten diese Täuschungen nannte. Einmal machte Jemand damit folgenden Spaß, den ich ihn selbst erzählen lassen will. Er sagt:

„Ich ging eines Tages mit mehreren Personen spazieren. Es dämmerte bereits, und wir gingen außerhalb der Stadt an einem ganz abgelegnen Orte ein großes düsteres Gebäude vorüber. „Hier wäre ein sehr gelegener Ort zur Geisterbeschwörung," fing ich an; „ich will einen hervorrufen, wenn Sie Lust haben, ihn zu sehen." Sogleich schlug ich mit meinem Spazierstokke auf die Erde, und eine große Flamme stieg empor. Ein weißes Gespenst erhob sich aus der Erde, und verschwand wieder, als ich zum zweitenmale schlug. Diese

*) Phosphorus, d. i. Lichtträger, heißt hier ein durch die Scheidekunst bereiteter Körper, welcher im Dunkeln leuchtet, und sich an der Luft bei mäßiger Wärme von selbst entzündet. Man pflegt ihn daher bis zum Gebrauch unter Wasser aufzubewahren.

unerwartete Erscheinung machte einen solchen Eindruck auf meine Gesellschaft, daß alle davon flüchteten. Allein die Sache ging sehr natürlich zu, und verhielt sich eigentlich so: Ich hatte mir vorher eine kleine Zauberlaterne verfertigen lassen, welche ich bequem in die Rocktasche stecken konnte. Die Tasche selbst war mit Blech gefüttert, und eben so auch der Ueberschlag der Tasche. Vorn am Kleide ließ ich in das Unterfutter eine Oeffnung schneiden, für das Vorderglas (Objektivglas) der Maschine, doch so, daß ich nach Belieben die Oeffnung auf- oder zumachen konnte. Ferner ließ ich eine Gespenstergestalt auf Glas malen, und übertünchte den Kreis (die Peripherie) des Glases mit dicker Oelfarbe. Dieses Glas wurde in einen feinen blechernen Rahmen eingefaßt, und in der Laterne an dem gewöhnlichen Orte eingelöthet, damit es unbeweglich war, und nicht wanken konnte. Dann untersuchte ich den Brennpunkt (Fokus) der Maschine, um zu wissen, in welcher Entfernung von einer Mauer oder Wand sich das Gemälde in Lebensgröße zeigte. Sobald ich den Brennpunkt gefunden hatte, wurde auch die Röhre eingelöthet, damit sich der Brennpunkt in der Tasche nicht verschieben konnte. Als dieses fertig war, wurde die Lampe in der Laterne befestigt und mit Wachs voll gegossen. Unter dem Dochte von gesponnener Baumwolle, der in geschmolzenes Wachs getaucht worden, befestigte ich ein kleines blechernes Röhrchen, das ich seitwärts mit ein wenig gestoßnem Schwefel füllte, und mit Phosphorus verschmelzte. Dieses Röhrchen konnte ich mit einer Hand bequem in der Tasche hin und her bewegen, durch welche Bewegung der phosphorisirte Schwefel den Docht zündete. Rückwärts ließ ich in die Laterne ein kleines Blasbälgechen einlöthen, davon die Röhre bis auf den Docht der Lampe ging, damit ich das Licht mit Einem Zuge wieder auslöschen konnte. Alles dies war sehr niedlich und klein und mit der größten Genauigkeit eingerichtet.

Nach Vollendung der Zauberlaterne machte ich den

Zauberstab, wozu ich einen gewöhnlichen Spazierstock nahm, den ich aushöhlen und inwendig mit Blech ausfüttern ließ. Hinterwärts hatte er eine Oeffnung, die mit dem Samen des Bärlapp (einer Art Moos), welcher unter dem Namen Hexenmehl bekannt ist, gefüllt wurde. Vorn war ein kleines in Weingeist getauchtes Schwämmchen befestigt, und durch die Mitte des Schwämmchens ging ein Docht, der unten durch ein Röhrchen gezogen werden konnte. Diesen Docht brachte ich in Verbindung mit einer Schnur, die oben bei dem Knopfe wie ein Stockband heraushing.

Dies sind die nöthigen Vorbereitungen, wenn man jene fürchterliche Erscheinung hervorbringen will. Man sucht sich dazu einen Ort aus, wo man ein dunkles Gemäuer gegenüber hat, bringt dann unvermerkt die Hand in die Tasche, und reibt darin das phosphorisirte Röhrchen, wovon sich die Lampe entzündet. Dann zieht man stark an der Schnur des Stocks, und der phosphorisirte Docht entzündet das in Weingeist getränkte Schwämmchen. Schlägt man nun mit dem Stock auf die Erde, so sinkt das Hexenmehl in die Weingeistflamme, und lodert auf, so daß es scheint, als ob Feuer aus der Erde fahre. Zu gleicher Zeit erhebt man die Klappe am Unterfutter des Kleides, und kehrt die Tasche mit der verborgenen Laterne gegen die Wand, da denn das Gespenst an dem Gemäuer erscheint. Soll das Gespenst wieder verschwinden, so wendet man sich um, steckt die Hand in die Tasche, und bläset mit dem kleinen Blasebalge die Lampe in der Laterne aus. Die Weingeistflamme erlischt aus Mangel der Luft, sobald man den Stock fest auf die Erde setzt.

Vermittelst eben dieser Zurichtung der Zauberlaterne kann man noch andre belustigende Stückchen machen. Wenn man z. B. anstatt des Gespenstes einen Löwen auf das Glas malen läßt, und dann mit der Zauberlaterne in der Tasche an einem heitern Abend durch die Straßen der Stadt spazieren geht, so wird

sich ein Löwe an den Wänden der Häuser präsentiren, den man nach Belieben still stehen, fortgehen und verschwinden lassen kann.

Die künstlichen Maschinen, welche willkührlich, wie beseelte Wesen, zu handeln scheinen, werden gewöhnlich auf eine verborgene Art von Menschen regiert *). Zuweilen werden aber auch die Wirkungen solcher Maschinen bloß durch eine innere künstliche Einrichtung (durch Federn, Räder etc., wie in einer Uhr) hervorgebracht. So verfertigte ein gewisser Künstler eine Ente, die alle Bewegungen einer lebendigen Ente vollkommen nachahmte. Auch machte er einen Flötenspieler, welcher mehrere Stücke mit ungemeiner Leichtigkeit und Anmuth blies. Dies würde nicht so sehr zu bewundern seyn, wenn in dem Körper desselben sich eine Art von Orgelwerk befände; denn alsdann wäre dies Kunststück nichts anderes, als eine gewöhnliche Flötenuhr. Daß aber jener Flötenspieler eine weit künstlichere Maschine ist, und daß die Töne wirklich aus der Flöte kommen, auf der er bläset, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man ihn aufmerksam betrachtet, und ihn untersucht. Hemmt man z. B. die Bewegung der Finger an der spielenden Figur, so giebt die Flöte immer denselben Ton an; und der Ton wird höher oder tiefer, je nachdem diese oder jene Löcher der Flöte zugedrückt oder geöffnet werden.

Wer sollte nun wohl glauben, daß dieses Meisterwerk menschlicher Erfindsamkeit noch von einem andern übertroffen werden könnte? — Und doch ist es geschehen! Man hat jetzt einen Flötenspieler, der nicht, wie der eben erwähnte, erst von dem Künstler berührt werden, und gleichsam einen Anstoß bekommen muß, wann

*) Dahin gehören redende Menschenköpfe und solche Figuren, wie der kleine Türke, der in der ersten Hälfte dieses Buches beschrieben ist; desgleichen eine Schachmaschine, welche so geschickt spielte, daß man ihr selten ein Spiel abgewinnen konnte.

er spielen soll, sondern der, auf einen aus der Ferne gegebenen Wink, von selbst anfängt, ohne daß der Künstler sich ihm nähert. Es kann Jemand die Minute bestimmen, da die Maschine ihr Stück anfangen soll, und sie gehorcht allemal pünktlich. Steht der Künstler in einiger Entfernung, und spielt ein Stück auf der Violine vor; so fängt die Maschine sogleich auch an, und spielt es auf der Flöte nach. Zum Beweise, daß kein Mensch durch verborgene Triebfedern die Maschine in Bewegung setzt, stellt der Künstler sie dahin, wo man es verlangt, selbst auf die bloße Erde in einem Garten. — Was meint ihr nun wohl, lieben Kinder, wie es zugehen mag, daß ein lebloses Wesen den Wink eines Menschen versteht und befolgt? Ich glaube, ihr werdet nie den sinnreichen Einfall errathen, den der Künstler gehabt hat, seine Maschine zu beseelen. — Ein abgerichteter Zeisig ist es, der im Kopfe des Flötenspielers sitzt, und durch die gläsernen Augen desselben alles sieht, was vorgeht; er selbst aber hat eine solche Stellung, daß man ihn von außen nicht sehen kann. Dieser Zeisig nun versteht die Zeichen, die sein Herr ihm giebt, und setzt das in der Maschine befindliche Uhrwerk in Bewegung.

Habt ihr wohl je gedacht, daß der menschliche Verstand solche wunderbare Werke erfinden kann? — Es giebt aber Dinge, welche noch größere Bewunderung verdienen, wie ihr in der Folge hören werdet.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Seite 207 muß Nr. 12. über Beschreibung weg.

A A

H H

V V

W

a a

Lübl

funke

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Carl Philipp,

Neues Elementarbuch zum Gebrauche bei dem Privatunterrichte

Bd.: 1,2

Berlin (1803)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 769 -1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11234862-1
VD18 15538354-001